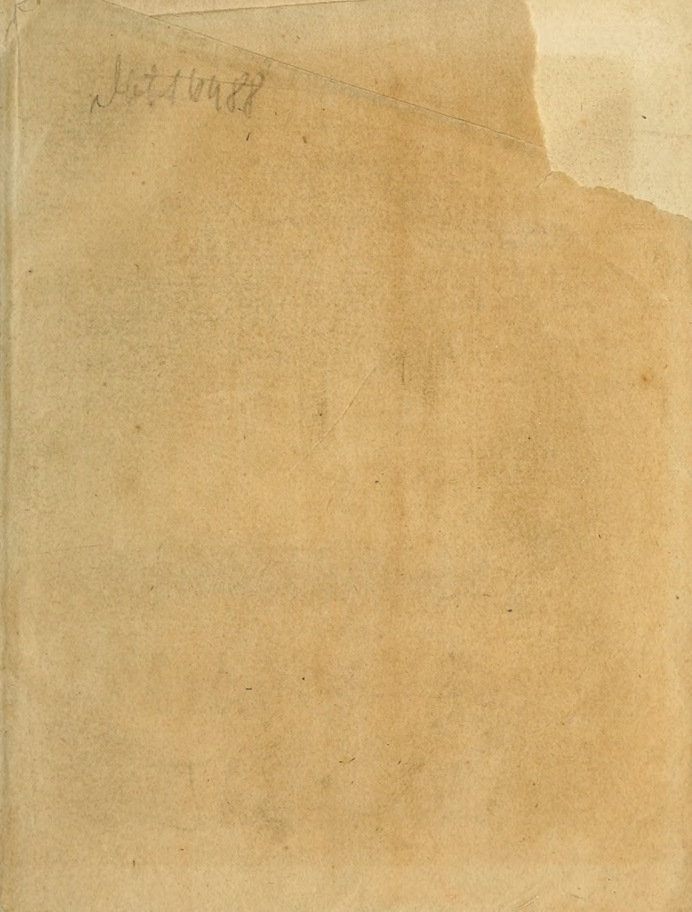
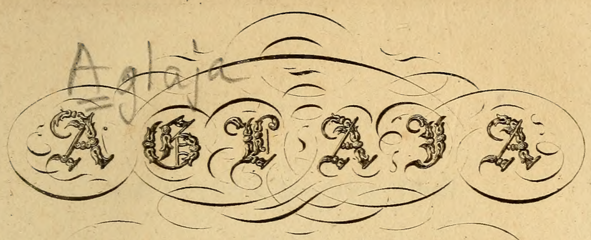






Fr: Bartolomeo a S. Marco p. *F. John sc.*

MADONNA.



TASCHENBUCH

für das Jahr

1824.

Zehnter Jahrgang.

WIEN

gedruckt und im Verlage

BEI JOH. BAPT. WALLISHAUSSER.

Ihrer kaiserlichen königlichen Hoheit

der

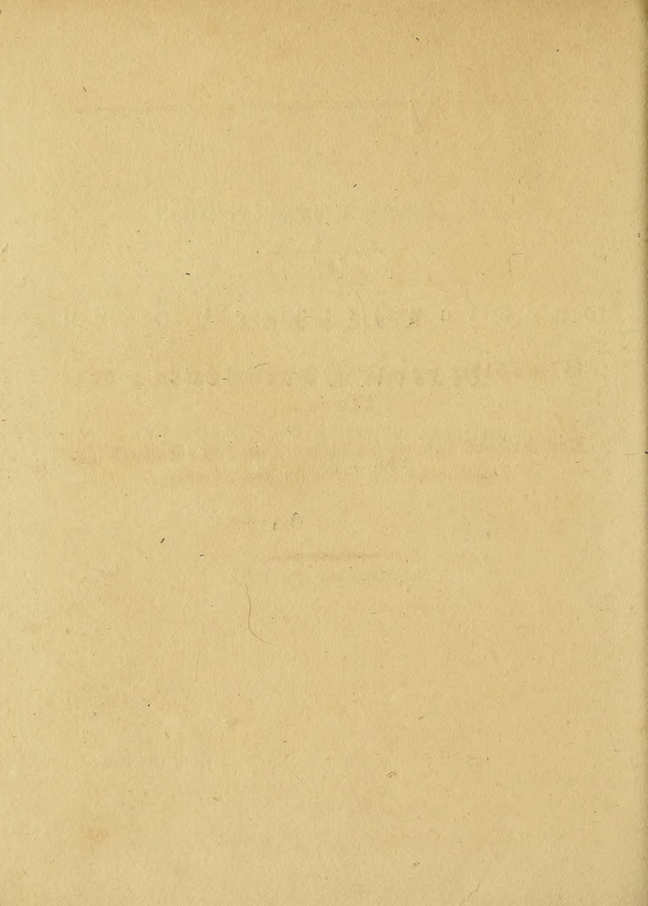
durchlauchtigsten Frau

Maria Dorothea,

kaiserlichen Prinzessin und Erzherzogin
von Österreich,

ehrfurchtsvoll gewidmet

vom Verleger.

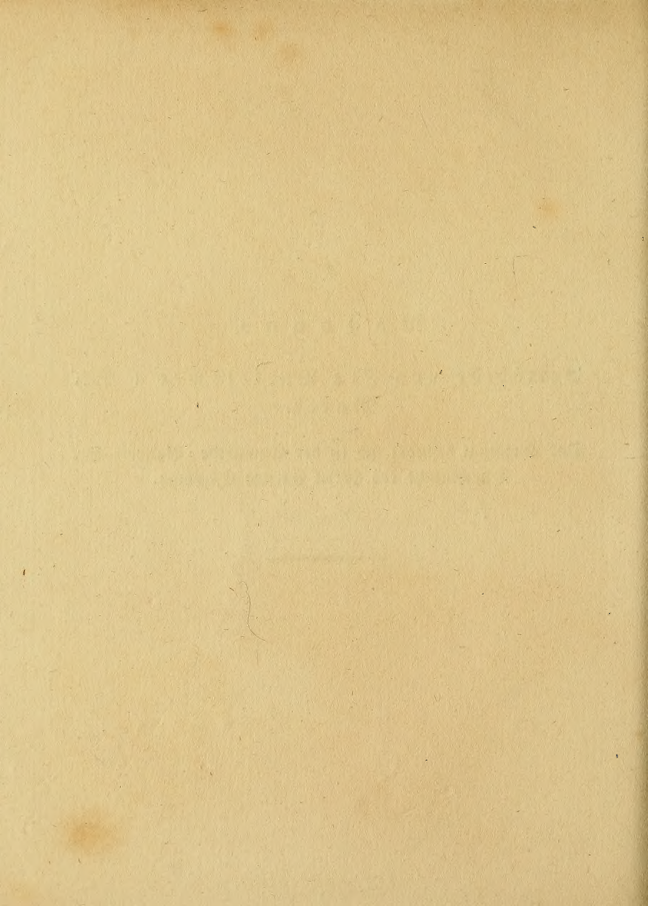


I.

Madonna.

Gemählde von Fra Bartolomeo a St. Marco.

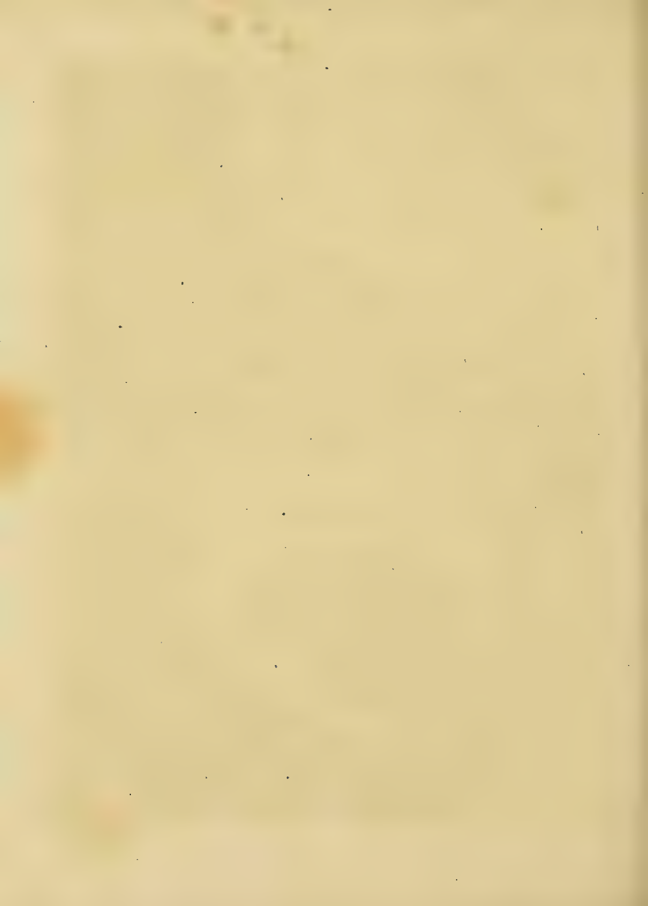
Das Original befindet sich in der Gemählde-Gallerie Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten Esterházy.





Domenichino p.   F. John sc.

St FRANCISCUS.

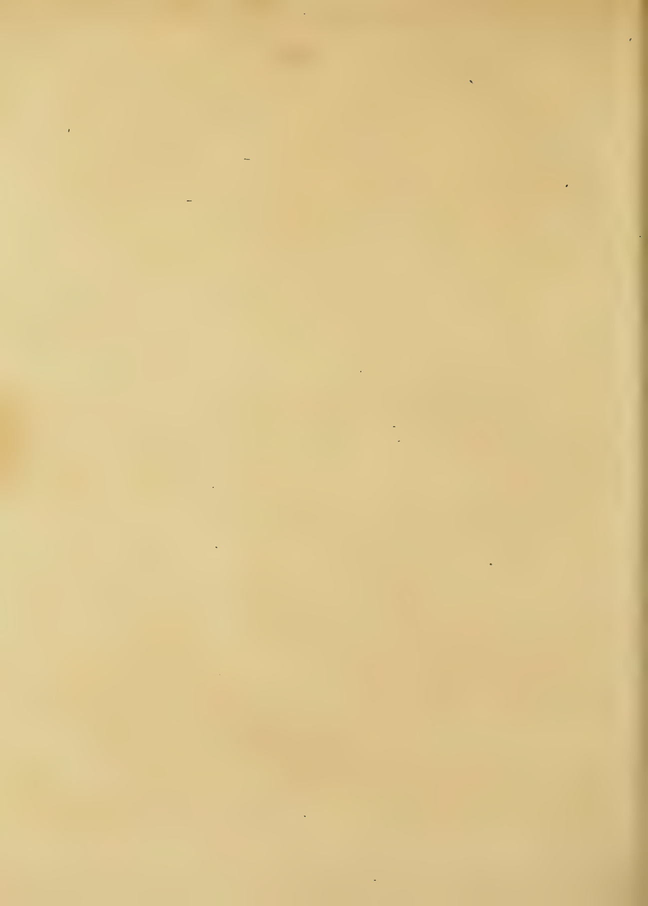


II.

St. Franciscus.

Gemählde von Domenichino.

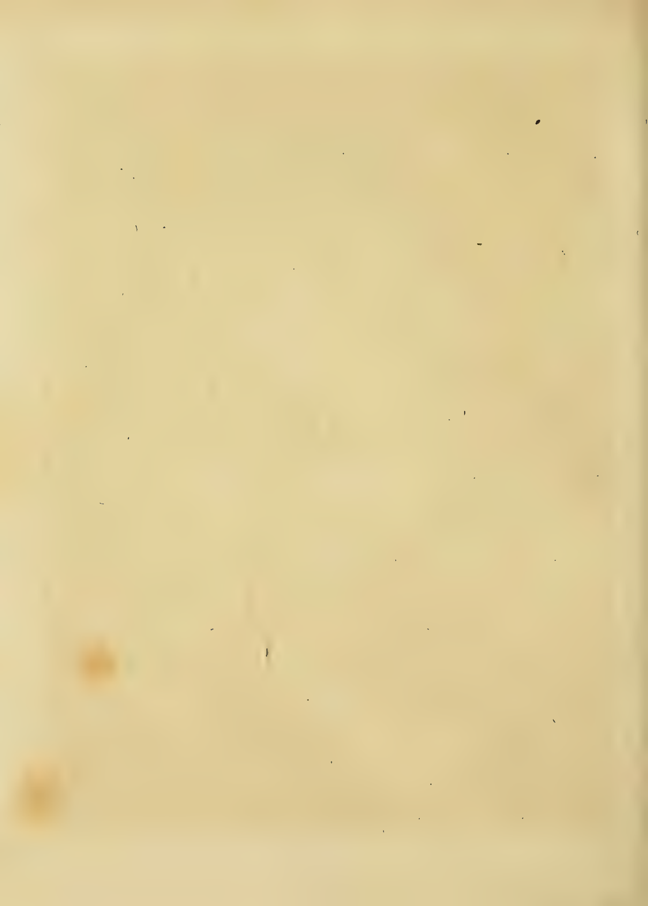
Das Original befindet sich in der Sammlung des Herrn M. Grittner.





Onore Marinari p.t — *G. Jolin*

JUDITH.

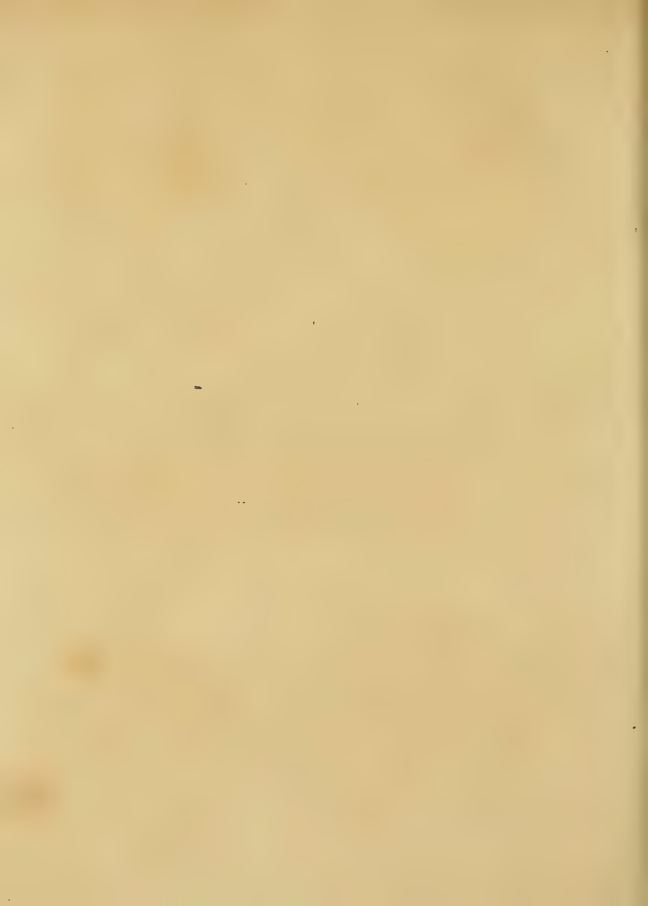


III.

Judith.

Gemählde von Onoro Marinaro.

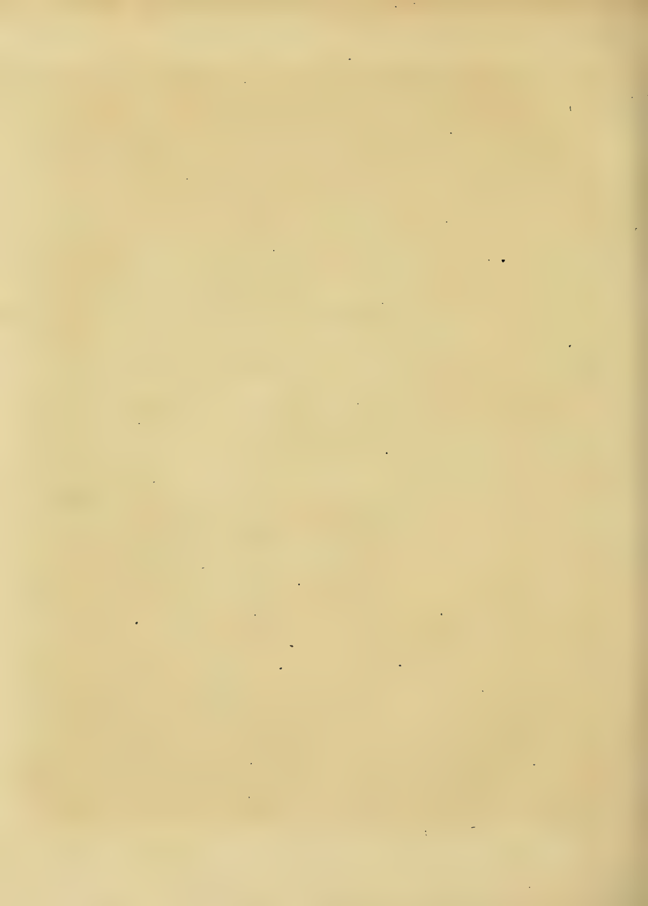
Das Original befindet sich in der Gemählde-Gallerie Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten Ersterházy.





Rembrandt p.t — F. John sc.

STUDIERENDE MOENCHE.



IV.

Studierende Mönche.

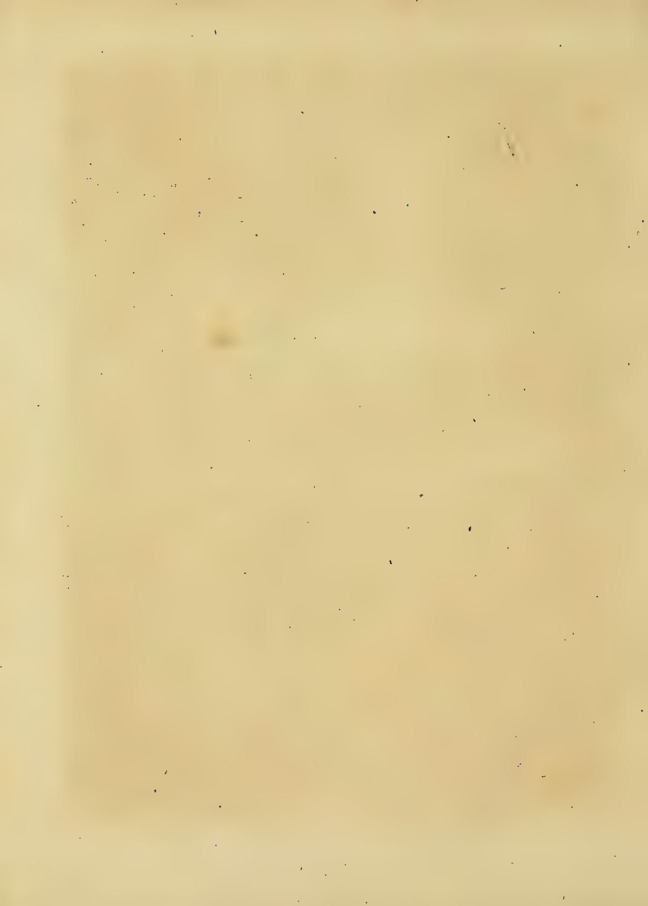
Gemählde von Rembrandt.

Das Original befindet sich in der Gemählde-Gallerie Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten Esterházy.





OSSIAN.



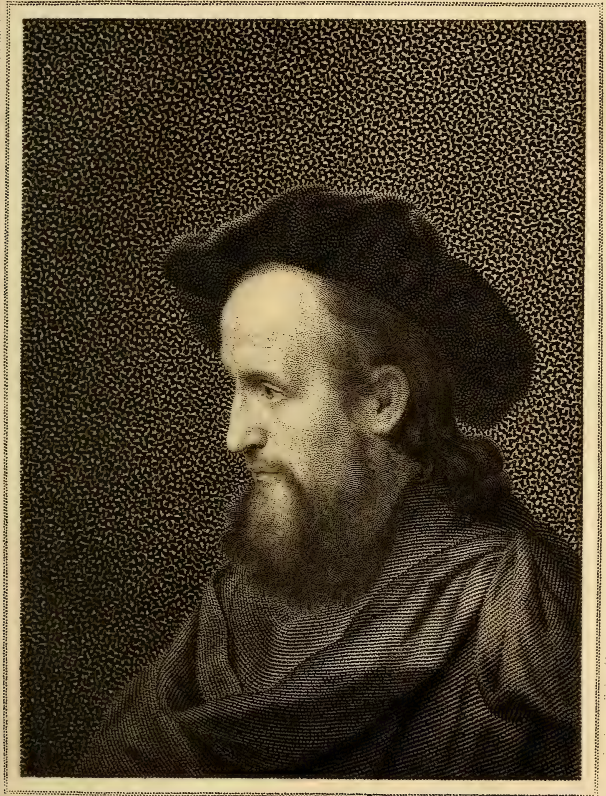
V.

Ossian.

Gemählde von P. Krafft.

Das Original befindet sich in der Gemählde-Gallerie Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten Johann Liechtenstein.

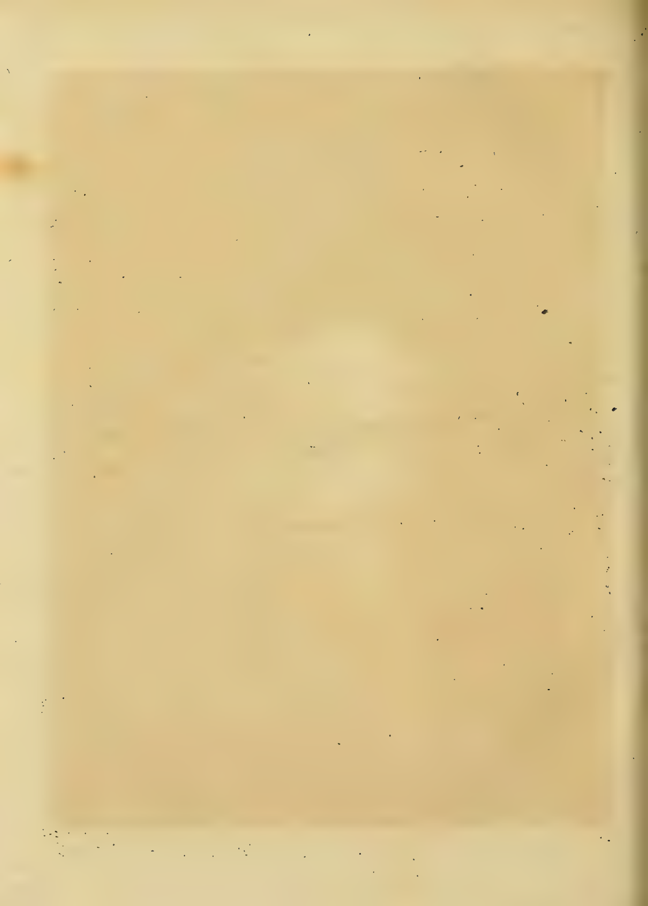




Coreggio p.

CORREGGIO.

F. John sc.



VI.

Correggio's Porträt, von ihm selbst gemahlt.

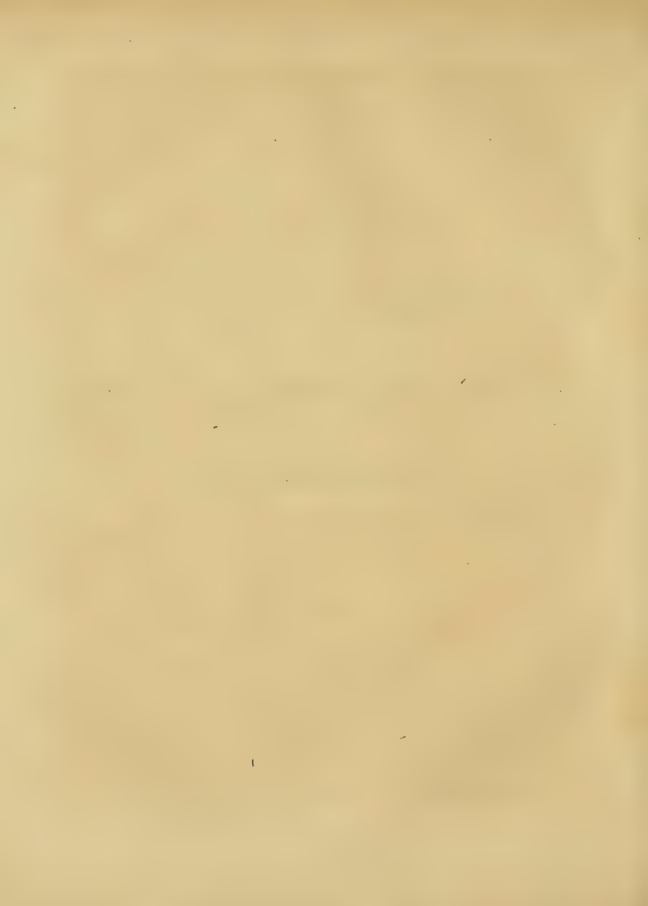
Das Original befindet sich in der Gemählde-Gallerie Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten Esterházy.



Aglaja.

Ein Taschenbuch

für das Jahr 1824.



Etienne Durand.

Herr Etienne Durand galt für den reichsten Mann in dem Bezirke von Beaune, einem der schönsten Landstriche Burgunds, wo er sich bald nach der Schreckenszeit der französischen Revolution angekauft hatte. Auch kannte man weit und breit keinen wohlthätigeren Mann als ihn, weßhalb er von seinen Nachbarn, meist armen, fröhlichen Winzern, gewöhnlich nur Vater Durand genannt wurde. In der That schien Herr Durand seinen Reichthum mehr für Andere, als für sich selbst, zu besitzen. Er lebte mäßig, beynahe karg; bewohnte die schlechtesten Zimmer seines Schlosses, und kleidete sich wie ein gemeiner Bürger von Paris, welches gewesen zu seyn er nicht verhehlte. Dagegen scheute er keinen Aufwand, wenn es darauf ankam, einen dürftigen und zugleich rechtschaffenen Mann zu unterstützen, oder ihm einen guten Tag zu machen. Bey solchen Anlässen gab es nur eine Gränze, welche seine Freygebigkeit nie überschritt: er hatte es sich, wie man bemerken konnte, zum Grundsatze gemacht, seine

Besitzungen stets in dem Umfang' und Werthe zu erhalten, die sie zu der Zeit, da er sie kaufte, gehabt hatten. Dieses Stammvermögen bewahrte Herr Durand wie ein Heiligthum: aber er zeigte sich eben so abgeneigt, dasselbe zu vermehren, als es zu vermindern; ja er schien, seitdem er jene Besitzungen erworben, jeden Zuwachs seines Wohlstandes als eine Last zu betrachten, deren er sich sobald als möglich wieder entledigen müßte.

Auf welche Weise Vater Durand zu seinem großen Vermögen gekommen, war in der Gegend nicht bekannt. Man vermuthete, daß der Weinhandel, welchen er früher betrieben, den Grund dazu gelegt, und daß ihn dann mehrere glückliche Unternehmungen im Kauf und Verkauf von Nationalgütern in den Stand gesetzt hätten, die weitläufigen Ländereyen an sich zu bringen, in deren Besitze er sich gegenwärtig befand. Diese Ländereyen hatten ehemahls den Herren von Sorville angehört, einem altadeligen Geschlechte, dessen letzter Stammhalter, unter der Herrschaft des Wohlfahrtsausschusses, das Opfer seiner Anhänglichkeit an die königliche Regierung geworden war. Es ging das Gerücht, Durand habe, als Mitglied der Pariser Nationalgarde, den unglücklichen Marquis von Sorville auf dem Wege zur Guillotine begleitet, und der Eindruck, welchen die Hinrichtung dieses edlen Mannes auf ihn machte, sey vornehmlich Ursache gewesen, warum er einige Zeit nachher sein Gewerbe in der Vorstadt St. Martin aufgegeben, und Paris selbst verlassen habe.

Wirklich schien Vater Durand der unglücklichen Familie, in deren Besitzthum er eingetreten, eine mehr als gewöhnliche Theilnahme zu widmen. Man wußte, daß er sich viele Mühe

gegeben, den Aufenthalt von Sorville's kranker Gemahlin und dessen unmündigem Söhnlein auszuforschen, welche nach der Verhaftnehmung des Marquis die Flucht ergriffen, und nachdem sie einige Monate hülflos umhergeirrt, in einem kleinen Gränzorte Deutschlands, wie spätere Nachrichten versicherten, bald nach einander gestorben waren. Auch lange nach dieser Zeit bemerkte man, daß sich Durand bey Reisenden und zurück gekommenen Ausgewanderten oft sehr angelegentlich um nähere Auskünfte über das Schicksal jener unglücklichen Flüchtlinge erkundigte. Wenn er dann entweder keine, oder nur die Bestätigung der früheren Nachrichten von ihrem beklagenswerthen Tode erhielt, fand man ihn stets tiefsinniger und stärker gerührt, als man es von seiner heiteren Gemüthsart bey anderen Anläßen gewohnt war; daher sich Manche nicht enthalten konnten, zwischen Durand und dem verstorbenen Marquis irgend ein geheimes Verhältniß anzunehmen, über dessen eigentliche Beschaffenheit jedoch Niemand eine wahrscheinliche Vermuthung aufzustellen wußte.

Ungefähr zwey Jahre nach dem Ankaufe seiner großen Besitzungen schloß Herr Durand, der seit längerer Zeit Witwer war, eine zweyte Heirath mit einer jungen Person von angenehmer Gestalt und lebhaftem Character, die er vor kurzem kennen gelernt hatte. Der schon ziemlich bejahrte, aber noch rüstige Mann liebte seine junge Frau ungemein, und auch sie war ihrem Gatten herzlich zugethan, obwohl ihre Ansichten und Neigungen nicht immer mit den seinigen übereinstimmten. So war sie zum Beyspiele mit seiner allzugroßen Freygebigkeit gegen Nachbarn und Fremde keineswegs einverstanden, wogegen sie ihn beschuldigte, in seinem eigenen Hause es nicht sel=

ten an dem schicklichen Aufwande fehlen zu lassen. Nicht weniger hatte sie gegen Durands altfränkische Manieren und gegen die Treuherzigkeit einzuwenden, womit er seines ehmahligen Gewerbes in Paris und seiner guten Nachbarn in der Vorstadt St. Martin noch öfters erwähnte. Man brauchte es, meinte sie, eben nicht zu wissen, daß der reiche Gutsbesitzer Durand, und Meister Etienne, der Böttcher am Thore St. Martin, eine und dieselbe Person sey. Dagegen hielt es Frau Susanne — dieß war ihr Nahme — nicht für überflüssig, ihrer eigenen guten Herkunft gelegentlich zu gedenken; denn sie hatte die Ehre, eine geborne Pariserin aus dem gebildeten Mittelstande zu seyn, und unter ihren Verwandten Leute in Aemtern und Würden zu zählen.

Madame Durand gebar ihrem Gatten eine Tochter, welche bald der Augapfel des Vaters, und der Stolz der Mutter ward. In der That konnte man kein schöneres, anmuthigeres Kind sehen, als die kleine Adele, wie Frau Suson ihr Töchterchen, nicht eben zur Zufriedenheit ihres Mannes, genannt hatte. Er fand den Nahmen zu vornehm für die Tochter eines ehrlichen Bürgers aus der Vorstadt St. Martin, den ein glückliches Ungefähr doch zu weiter nichts, als zu dem ersten Winzer des Bezirkes von Beaune gemacht hätte. Aber Frau Susanne lachte über diese Bedenklichkeiten ihres Eheherrn; sie meinte, der beste Mann in Frankreich sollte sich einst nicht zu vornehm dünken, um ihre Adele zu werben, die so hübsch wäre, wie eine Prinzessin, und, wenn Durand es darnach anstellte, wohl auch so reich werden könnte. Deßhalb eben war sie mit seiner gutherzigen Verschwendung, wie sie ihres Mannes Mildthätigkeit nannte, oft recht unzufrieden;

denn Adele konnte, ihrer Meinung nach, des Geldes gar nicht zu viel haben, um des Eidams werth zu seyn, welchen sich Frau Suson künftig einmahl unter den Würdenträgern des Reiches auszuwählen gedachte.

Adele wuchs indessen heran, so zierlich und fein gebildet als die Mutter, und so verständig und gut geartet, als der Vater es wünschte. Der ehrliche Mann konnte, oder wollte es nicht hindern, daß seine Tochter in allerley Künsten und Fertigkeiten unterrichtet wurde, die er zwar für überflüssig hielt, worauf aber seine Frau einen ungemein hohen Werth setzte. Adele tanzte und sang, zeichnete ein wenig, plauderte italienisch und englisch, und benahm sich bey dem allen mit so viel natürlicher Grazie und Bescheidenheit, daß alle Welt von ihr entzückt war. Durand selbst, vor dessen Augen die Liebenswürdigkeit seiner Tochter sich täglich mehr entwickelte, fing nach und nach an, sich mit der Erziehungsweise seiner Gattin auszusöhnen. Er widersetzte sich ihren Anordnungen immer weniger; zahlte ohne Murren die theuren Meister, Bücher, Instrumente u. s. w., welche Frau Susanne von allen Seiten zu Adelens Unterrichte herbeyzuschaffen wußte, und ließ es geschehen, daß die ganze Einrichtung des Hauses nach und nach ein feineres und vornehmeres Ansehen erhielt. Während er selbst seiner einfachen Lebensart getreu blieb, ward die Umgebung seiner Frau und Tochter zusehends reicher und glänzender; und indem er seine Geschäfte noch fortwährend in einer Hinterstube des Wirthschaftsgebäudes abmachte, verwandelten sich die großen Gemächer des Schlosses, welche bisher leer gestanden, allmählich in geschmackvoll verzierte Concert- und Gesellschaftssäle, worin die schöne Welt der umliegenden Ge-

gend an bestimmten Tagen zusammenkam, um Adelens Talente zu bewundern, und nebenbey der guten Küche der Hausfrau und Herrn Durands trefflichen Weinen zuzusprechen. Madame Durand bewies bey solchen Gelegenheiten, daß eine Pariserin, von welchem Stande sie auch sey, in der Provinz wenigstens, eine Dame von Rang vorstellen könne, sobald es ihr beliebt; denn nichts übertraf die ungezwungene Artigkeit, womit sie ihre Gesellschaft empfing, es müßte denn die treuherzige Unbefangenheit seyn, mit welcher Durand selbst sich unter seine Gäste mischte, ohne im geringsten etwas von seinem altfränkischen Wesen abzulegen.

Durands Tochter näherte sich jetzt dem Alter, wo die persönliche Anmuth durch den Reitz des Geschlechtes erhöht wird. Ihre üppiger aufblühende Gestalt fing an, sich mit dem Schleyer jungfräulicher Scham zu umziehen; ihre kindliche Lebhaftigkeit ging zuweilen in Ernst und Nachdenken über; sie bewegte sich, und sprach gemessener; wenn sie sang oder las, schien die Empfindung über ihre Kunstfertigkeit vorzuherrschen: — in ihrem ganzen Wesen war mehr Innigkeit und Seele. Die Frauen bemerkten diese Veränderung mit Lächeln, wohl auch mit aufkeimender Eifersucht; in den Blicken der Männer verrieth sich eine wärmere Theilnahme, als sie dem schönen Kinde bisher bewiesen hatten. Madame Durand war schon zuweilen mit dem Gedanken an die Wahl eines Eidams beschäftigt; aber bey weiterer Ueberlegung fand sich, daß noch Niemand die Eigenschaften vereinigte, welche ihre Ansprüche in dieser Hinsicht befriedigen konnten. Ihr Mann, mit dem sie über diesen Gegenstand einmahl sprach, nahm eine ernsthafte Miene an, und brach die Unterredung mit der

Bemerkung ab: »Es sey wohl noch zu früh, an Adelens Verheirathung zu denken; übrigens halte er es für's Beste, das kluge Mädchen dereinst selbst wählen zu lassen; denn am Ende hätten die Töchter in diesen Dingen nicht nur einen besseren Geschmack, sondern nicht selten auch mehr Verstand, als Vater und Mutter zusammengenommen.«

In der That war es die Ueberzeugung von der natürlichen Unbefangenheit und dem guten Verstande seiner Tochter, was Herrn Durand gegen die ehrsüchtigen Plane seiner Frau gleichgültiger machte, als er es wohl sonst gewesen seyn würde. Adele hatte, ungeachtet ihrer geselligen Neigungen und Vorzüge, wenig Hang, eine auffallende Rolle in der Welt zu spielen. Sie liebte die Beschäftigung mit den schönen Künsten aus Geschmack, nicht aus Eitelkeit. Die Ausbildung ihrer Talente war ihr so leicht geworden, und sie fand so viel Vergnügen darin, sie auszuüben, daß es ihr eben so wenig einfiel, auf diese Talente stolz zu seyn, als der Vogel darauf stolz ist, wenn er die Flügel erhebt, um sich in die Luft zu schwingen. Die Lobsprüche, die man ihrer Gestalt und ihren Geistesgaben ertheilte, waren zu alltäglich und zum Theil zu übertrieben, um einen besondern Eindruck auf sie zu machen; die Männer, deren Huldigungen sie empfing, hatten zu wenig ausgezeichneten Werth, um ihr gefährlich zu werden. Noch immer hatte sie keinen Mann kennen gelernt, der nach ihrem Gefühl, an Adel der Gesinnung und Liebenswürdigkeit des Characters, sich mit ihrem guten alten Vater vergleichen ließe; und so war es eigentlich die schmucklose Tugend dieses trefflichen Mannes, deren bloßer Anblick seine ihm gleichgeartete Tochter, mitten in dem Glanz und Flitter der sogenannten schönen

Welt, vor den Verirrungen der Künsteley und der Eitelkeit bewahrte.

So viel Ursache Herr Durand indessen hatte, mit dem Betragen seiner Tochter zufrieden zu seyn, so war doch nicht zu verkennen, daß ihn öfters geheime Sorgen beunruhigten, deren Gegenstand Adelens Zukunft zu seyn schien, und daß seine Unruhe größer ward, je näher der Zeitpunct kam, wo er billiger Weise auf ihre Verheirathung bedacht seyn mußte. Es war, als ob er irgend ein Ereigniß befürchtete, das der Zufriedenheit und dem Glücke des theuren Kindes drohte, und welches abzuwenden nicht in seiner Macht stünde. Bey allen Tugenden, welche Adelen schmückten, mußte man gestehen, daß ihr eine gewisse Weichlichkeit und Verzärtelung des Gefühles anhing, die es ihr schwer gemacht haben würde, die Entbehrungen der Armuth, oder auch nur die Beschränktheit mittelmäßiger Umstände zu ertragen. Diese Vorstellung schien die Einbildungskraft des redlichen Mannes jetzt oft zu beschäftigen; er machte sich nun seine Nachgiebigkeit gegen das eitle Erziehungssystem seiner Frau ernstlich zum Vorwurfe, und tadelte es manchmahl laut, daß Adele dadurch an Bequemlichkeiten und Genüsse gewöhnt worden, welche sie vielleicht einst schmerzlich vermissen würde. In solchen Augenblicken sprach er so seltsam von der Unsicherheit des Reichthums, und der Glücksgüter überhaupt, als ob er sein ganzes Vermögen auf eine falsche Karte gesetzt, oder auf schwanken Bretern den Winden und Wellen preis gegeben hätte.

Frau Susanne hielt diese Aeußerungen Anfangs bloß für hypochondrische Einfälle, von denen sie ihren Mann überhaupt nicht frey sprach, und achtete deßhalb wenig darauf. Indessen

fand sie in der damahligen Lage Frankreichs doch unvermuthet Anlaß, der mißmuthigen Stimmung ihres Gatten noch eine andere, tiefer begründete Deutung zu geben. Die Schlacht bey Leipzig hatte den Militärdespotismus und den kaiserlichen Thron gestürzt. Die Ausgewanderten waren mit den Bourbons zurückgekehrt; allen Verhältnissen des Landes und der Bürger schienen große Veränderungen bevor zu stehen, und besonders erwartete man, die Käufer der Nationalgüter von allen Seiten bedroht und angefochten zu sehen. Obgleich die Familie, welche ehemahls Durands Güter besessen hatte, in den Stürmen der Revolution untergegangen, und wie man gewiß zu seyn glaubte, gänzlich erloschen war, so wußte man doch nicht, welche Ansprüche vielleicht der Staat auf Besitzungen machen dürfte, die zur Zeit der Gesetzlosigkeit weit unter ihrem Werthe erkauft worden waren. Dieß, meinte Frau Susanne, müsse der Grund von der zunehmenden Unruhe, und den mitunter seltsamen Reden ihres Gatten seyn. Es schien ihr daher nothwendig, das Interesse ihres Hauses ungesäumt durch eine staatskluge Verbindung zu sichern, und die Wahl ihres Eidams nicht länger zu verschieben, der, wie es sich von selbst verstand, nur einer der ersten und einflußreichsten Familien des Departements angehören konnte. Sie beschloß, dieses Vorhaben in aller Stille und ohne Wissen ihres Mannes einzuleiten, da seine Geradheit, und das, was sie seine Vorurtheile nannte, dem Gelingen eines solchen Unternehmens eher hinderlich als zuträglich seyn mußten.

Unter Durand's Nachbarn war der Baron von St. Flour einer der bedeutendsten. Seine Familie gehörte zum alten Adel, und war mit dem ehemahligen Besitzer von Durand's Gütern

in entferntem Grade verwandt. Der Baron hatte den Ruf, ein Mann von Welt und großer politischer Gewandtheit zu seyn. Er war gleich im Anfange der Revolution zur Democratie übergegangen, und hatte bey allen Veränderungen der Gewalt sich immer folgerecht derjenigen Parthey angeschlossen, welche die stärkste zu seyn schien. Mit seinem Vetter und Nachbar, dem Marquis von Sorville, stand der Baron in einem Verhältnisse, worüber die Welt nicht sehr günstig urtheilte. Einige behaupteten geradezu, der Angeber, welcher den Marquis der Blutgier des Wohlfahrtsausschusses ausgeliefert, sey kein Anderer, als sein Vetter St. Flour gewesen. Wenigstens glaubte man ziemlich allgemein, daß es nicht des Barons Schuld war, wenn sein Anschlag, sich in den Besitz von Sorville's Gütern einzudrängen, ihm nicht gelungen. Ueberhaupt hatte Herr von St. Flour, seiner wetterwendischen Politik ungeachtet, wenig Fortgang in seinen Unternehmungen. Sein Witz und sein Vermögen erschöpften sich in Entwürfen des Ehrgeizes und der Habsucht, ohne daß er bisher seine selbstsüchtigen Zwecke erreicht hätte. Indessen verstand er es mindestens, durch seine unermüdete Thätigkeit die Aufmerksamkeit der Menge auf sich zu ziehen, und durch die Zuversicht, womit er in entscheidenden Augenblicken sich in die Nähe der Mächtigen drängte, von Zeit zu Zeit den Glauben zu erwecken, daß er im Begriffe sey, eine wichtige Person vorzustellen. So hatte sich auch jezt die Meinung verbreitet, daß er unter den Häuptern der Royalisten sehr warme Freunde habe, und nächstens selbst eine der ersten Stellen in der Verwaltung des Departements antreten werde.

Auf diesen Mann und dessen Familie richtete Madame Du=

rand nun ihr Augenmerk, um ihrem Hause eine Schutzwehr gegen die Gefahren der Zeit zu verschaffen. Zwar wußte sie, daß Durand einen alten Groll gegen den Baron hatte, und daß beyde Männer sich selten oder nie sahen; doch diese Schwierigkeit, die auf Mißverständnissen und längst vergessenen Zwistigkeiten zu beruhen schien, hoffte sie zu überwinden. Herr von St. Flour hatte einen Sohn, der nach seinem Alter und Aeußern ganz dazu geeignet war, mit der reitzenden Adele das schönste Ehepaar in dem Departement der Goldküste zu machen. Der junge Herr hatte eine Figur zum Mahlen, saß zu Pferde, wie angegossen, schwebte oder tanzte mehr, als er ging, und galt unter den Artistes tailleurs des Bezirkes von Beaune für das vollkommenste Muster eines jungen Mannes nach der Mode, die Musterbilder in dem Pariser Damen-Journal nicht ausgenommen. Einige bejahrte Prüden rühmten seinen Witz, und von seinen Sitten sagte man, daß sie nicht schlimmer seyen, als es von einem liebenswürdigen Wildfang seiner Art billiger Weise zu verlangen wäre. Der junge Baron war nach einer längeren Abwesenheit so eben von Paris zurück gekommen; der Zeitpunct konnte daher, nach der Meinung der Madame Durand, nicht günstiger seyn, das spröde Herz ihrer Tochter durch die Erscheinung dieses sieggewohnten Liebesritters zu überraschen.

Madame Durand hatte mit der Mutter des Glücklichen, den sie sich zu ihrem Schwiegersohne ersehen, alles auf's beste abgekartet. Frau von St. Flour war ihrem verdeckten Antrage mehr als auf halbem Wege entgegen gekommen; denn die Baronin, eine Dame von großem Scharfsinne, hatte die wichtigen Vortheile auf den ersten Blick erkannt, welche von ei-

ner Verbindung ihres Sohnes mit der Erbin des reichen Durand, für die verfallenen Finanzen des Hauses St. Flour zu erwarten waren. Ihr Gemahl sollte für's Erste noch aus dem Spiele gelassen werden, um Durand's zu besorgenden Widerstand nicht gleich Anfangs aufzuregen. Dagegen unterließ die Baronin nicht, ihrem Sohne Victor den von beyden Müttern entworfenen Heirathsplan, als eine Sache von größtem Belang für das Interesse der Familie, an's Herz zu legen. Dieser fand seiner Seits recht viel Geschmack an der kleinen niedlichen Bäuerin, wie seine Mutter Adelen unter vier Augen genannt hatte. Er versicherte, in Paris wenige Opernmädchen gekannt zu haben, die sich einer eleganteren Tournüre rühmen könnten, als seine reitzende Nachbarin. Des Eindruckes zum voraus gewiß, den seine Vorzüge auf Adelens unerfahrenes Herz machen müßten, erklärte er sich bereit, die Wünsche der beyden guten Damen auf's wirksamste zu unterstützen. Der Tag wurde festgesetzt, an welchem er, von seiner Mutter begleitet, der schönen Adele den ersten Besuch an ihrer Toillete machen sollte. Die verbündeten Mächte hofften durch diesen kühnen Ueberfall den verliebten Krieg gleich Anfangs in die Mitte des feindlichen Landes zu versetzen, und durch die entschiedene Ueberlegenheit eines allgemeinen Angriffs dem Feinde die Mittel und den Willen zu seiner Vertheidigung zugleich zu benehmen.

Durand, der sich eben bey seiner Tochter befand, war sehr erstaunt, den größten Gecken auf zwanzig Meilen in der Runde, an der Seite seiner stolzen Mutter, in der Morgenstunde in Adelen's Zimmer treten zu sehen. Er warf einen finstern Blick auf seine Hausfrau, deren unruhige Geschäf-

tigkeit, ihn zu entfernen, ihm nun auf einmahl erklärt war. Das Betragen der Angekommenen, und die Art, wie es von Frau Suson erwiedert wurde, ließen ihn über die Absicht dieses Besuches keinen Augenblick zweifelhaft. Da er indeß in dem Benehmen seiner Tochter nichts entdeckte, was jener Absicht günstig schien, erheiterte sich seine düstere Stirne unvermerkt, und er ward allmählich so treuherzig, offen und munter, daß Frau Susanne und ihre Gäste ihn schon halb und halb für ihren Plan gewonnen glaubten. Mit seiner gewohnten altfränkischen Höflichkeit erwies er der Baronin alle Auszeichnung und Ehre, worauf ihr Stand Anspruch zu haben schien, und sprach dabey so viel von seinem ehemahligen Gewerbe zu Paris, von seinen bürgerlichen Obliegenheiten, Gewöhnungen und Ansichten, als ob es darauf ankäme, den Abstand recht auffallend zu machen, der ihn und die Seinigen von ihren vornehmen Nachbarn trennte. Einige Bemerkungen, welche die Baronin von St. Flour über die ausgleichende Macht des Geldes vorbrachte, ließ er unbeachtet fallen; seine Frau aber, die dem Gespräche gern eine andere Wendung gegeben hätte, neckte er gutmüthig über ihre weltkluge Vorsicht und Politesse, die doch nicht immer gut machen könnten, was seine plumpe Aufrichtigkeit verderbe. — Dieß Alles geschah mit so viel gutem Humor, und mit so wenig Anschein von Absicht, daß Keines eigentlich wußte, woran es mit ihm sey; und da er am Ende die Baronin und ihren Sohn bis an das Thor des Hauses begleitete, fuhren Beyde hinweg, zwar nicht so triumphirend als sie erwartet hatten, aber doch nicht ohne Hoffnung, dem Zwecke ihres Besuches ein andermahl näher zu rücken.

Als Madame Durand mit ihrem Manne und ihrer Toch-

ter allein war, glaubte sie nicht länger anstehen zu dürfen, ihren bisher geheim gehaltenen Plan mit gehöriger Vorsicht aufzudecken. Durand hörte sie ruhig an, und fragte dann Adelen: wie ihr der junge Herr gefiele? — Sie zögerte einen Augenblick. »Wenn meine gute Mutter nicht ungehalten werden will,« sagte sie dann mit bescheidener Fassung — »ganz und gar nicht!« — »Das hab' ich vermuthet,« erwiederte Durand, »und somit weißt du, Frau, was aus deinem Projecte werden wird.« — »Eine Heirath!« rief Frau Susanne lebhaft — »und zwar eine der besten, die es geben kann, oder ich müßte noch weniger von der Sache verstehen, als das kleine Ding hier. — Es kommt dabey auf mehr an, als auf das, was so einem kindischen Mädchen gefällt. Ich habe Gründe — Gründe« — »Politische,« fiel Durand ein; »ich weiß, Mütterchen, ich weiß! Aber nimm dich in Acht, daß deine Klugheit dich nicht weiter vom Ziele abführt, als es die redliche Einfalt thun könnte. Diese St. Flour's zum Beyspiel dünken sich mächtig fein und klug; aber ich setze meine alte Böttcherkappe, mit vollwichtigen Louisdors gefüllt, an des windigen Junkers neuen Federhut, sie bringen es auch jetzt nicht weiter, als es der politische Freyherr, mit aller seiner Staatskunst und Niederträchtigkeit, nach dem Tode seines unglücklichen Vetters gebracht hat. Er denkt jetzt von dem ehrlichen Etienne zu erhalten, was er von den Blutmenschen und Schelmen, seinen Spießgesellen, nicht erlangen konnte. Doch wisse, Frau, und merk' es wohl," — setzte er hinzu, indem er aufstand, um hinweg zu gehen: — »daß ich dieses Schloß mit allem Zubehör eher dem ersten Straßenbettler, der mich um ein Almosen anspricht, erb- und eigenthümlich überlasse, als ich es zugebe und mit ansehe, daß

die treulosen Verwandten des rechtschaffenen Sorville ihren Sitz darin aufschlagen.«

Frau Suson war äußerst betroffen, als sie ihren Eheherrn so sprechen hörte, und mit ernster, aber ruhiger Miene aus dem Zimmer gehen sah. Sie wußte, daß, wenn er in diesem Tone sprach, eine Aenderung seines Entschlusses kaum mehr zu erwarten war. Die Vorstellung, daß sie ihren Plan würde aufgeben müssen, nachdem sie ihn mit der Baronin schon völlig in's Reine gebracht, griff sie so heftig an, daß sie vor den Augen ihrer Tochter in einen Strom von Thränen ausbrach. Adele that, was sie konnte, um ihre Mutter zu beruhigen, welches ihr nach und nach auch gelang. Die lebhafte Frau fing an, neue Hoffnungen zu schöpfen, wobey sie vorzüglich auf die kindliche Liebe »ihrer guten, guten Tochter“ rechnete, wie sie Adelen unter vielen Liebkosungen versicherte. In der That war diese durch den außerordentlichen Antheil, den ihre Mutter an der vorgeschlagenen Verbindung zu nehmen schien, in ihrem Widerwillen gegen diesen Heirathsplan etwas wankend geworden. Die Gründe, welche ihre Mutter dafür anführte, kamen ihr allerdings wichtig vor. Die Abneigung des Vaters gegen den alten Baron wußte Frau Susanne als die Folge früherer Mißverständnisse vorzustellen, von deren Ungrunde sich Durand selbst überzeugen würde, wenn er den Baron näher kennen lernte. Uebrigens betheuerte die Mutter, sie selbst würde nie zugeben, daß man ihr liebes Kind in einer so wichtigen Sache übereilte, oder es zwänge, einem Manne, den es nicht lieben könnte, die Hand zu reichen; Alles, was sie verlange, bestehe darin, daß der Umgang mit der Familie St. Flour nicht abgebrochen werde, und daß Adele sich die Mühe nehme,

den Character des jungen Mannes zu prüfen, den sie ihr in mütterlicher Wohlmeinung zugedacht habe.

Gegen so bescheidene Forderungen war nichts einzuwenden, und da nun Adele selbst ihre Bitten mit den Wünschen ihrer Mutter vereinigte, ließ es auch Durand geschehen, daß der Umgang mit der Familie seines Nachbars, auf einem äußerlich freundschaftlichen Fuße fortgesetzt wurde. Schon bey dem zweyten Besuche, den Baron Victor und seine gnädige Mama in Durand's Schlosse ablegten, zeigte es sich, daß sie, aus eigenem Antrieb, oder gewarnt von Frau Susanne, ihre Absichten auf Eroberung entweder aufzugeben, oder darin nach einem ganz veränderten Operationsplane vorzugehen Willens waren. Ihre Ankunft schien zufällig; sie hatten ein Geschäft in dem nahen Dorfe gehabt, und waren nur im Vorbeygehen heraufgekommen, um den Damen einen guten Morgen zu sagen. Das Gespräch blieb in den Gränzen der gewöhnlichsten Unterhaltung; kein Wort, keine Miene, die auf einen vorbedachten Zweck bezogen werden konnten! Nach einem kurzen Verweilen empfahlen sie sich, beynahe eben so unvermuthet, als sie gekommen waren. — Das nächste Mahl erschien Frau von St. Flour allein; es war eine kleine Wirthschaftsangelegenheit, die sie mit ihrer Frau Nachbarin zu besprechen hatte. Wieder ein anderes Mahl kam Baron Victor, um bey Herrn Durand ein Vorwort für einen jungen Winzer einzulegen, der ein Dienstmädchen aus Durand's Hause zu heirathen wünschte; und so fehlte es nie an Anläßen, wodurch unvermerkt ein nachbarlich freundliches Verhältniß herbeygeführt wurde, das keinen anderen Zweck zu haben schien, als durch wechselseitige Rücksichten und Dienstleistungen das Nebeneinanderseyn

zweyer Familien angenehmer und für beyde Theile nützlicher zu machen.

Zugleich hatte es völlig das Ansehen, als ob der achtungswerthe Character des alten Durand und der unschuldige Liebreitz seiner Tochter, eine eben so schnelle als heilsame Veränderung in der ganzen Denkart und Handlungsweise des jungen St. Flour hervorgebracht hätte. Die geckenhafte Zuversicht des jungen Menschen war gleichsam verschwunden, als er das zweyte oder dritte Mahl vor Adelens Augen erschien. Er bewies ihr große Aufmerksamkeit, doch war mehr Achtung und zarte Theilnahme, als selbstgefällige Zudringlichkeit in seinem Benehmen sichtbar. Er lobte sie mit Feinheit; wenn er scherzte, vermied sein Witz die Bitterkeit des Spottes. In seinen Gesprächen mit Herrn und Madame Durand war er überlegt und bescheiden. Sogar sein schwebender Gang erhielt mehr männliche Festigkeit; nur der modische, immer sehr gewählte Anzug, und der lispelnde Ton der Sprache verriethen noch den Pariser-Stutzer. — Madame Durand ermangelte nicht, ihre Tochter und auch ihren Mann auf diese Veränderung aufmerksam zu machen, welche nach ihrer Behauptung ein eben so schöner Beweis von Victor's trefflichen Naturanlagen sey, als von der Stärke seiner Liebe zu Adelen. Da weder ihre Tochter, noch Vater Durand dieser Behauptung geradezu widersprachen, so glaubte die gute Frau der Erfüllung ihres Lieblingswunsches schon ziemlich nahe zu seyn, und sie nahm sich vor, nächstens einen entscheidenden Schritt zu thun, um ihr lange genährtes Heirathsproject endlich in Ausführung zu bringen.

Es ist zweifelhaft, ob und wie bald Frau Suson ihre Ab-

sicht erreicht hätte, wenn der einfache Gang dieser häuslichen Begebenheiten nicht plötzlich durch Ereignisse von ungleich größerem Belange wäre unterbrochen worden. Die Nachricht, daß Napoleon die Insel Elba verlassen habe, und auf französischem Boden gelandet sey, erreichte die Gegend von Beaune. Die allgemeine Bewegung, welche diese außerordentliche Begebenheit in ganz Frankreich hervorbrachte, wurde in den östlichen Departements mit am stärksten empfunden. Die Keime der Zwietracht, welche seit einem Jahre unter der Nation ausgestreut worden, hatten sich in diesen Gegenden vorzüglich angehäuft; die Nähe bedeutender Militärcorps nährte den Geist der Unruhe, der unter dem Volke verbreitet war, und in der letzten Zeit hatte der wiederhohlte Wechsel der Departements-Verwaltung die Masse der Mißvergnügten nach einer Veränderung im Ganzen begierig gemacht. Die Anhänger des alten und des neuen Systems sahen sich nach Häuptern um; der Ehrgeitz der Führer drängte sich, hier im Kleinen, wie dort im Großen, an die Spitze der ungeduldigen Parteyen. Auf die Nachricht von der Landung und dem herannahenden Zuge des ehemahligen Kaisers stockten alle Geschäfte; die Straßen waren mit unruhigen Volkshaufen, und kleinen, sich in allen Richtungen durchkreuzenden Truppenabtheilungen bedeckt; man erwartete in jedem Augenblick den Ausbruch des Bürgerkrieges, dem ein neuer allgemeiner Krieg mit dem Auslande unverzüglich folgen zu müssen schien.

In solchen Umständen glaubte der alte Baron von St. Flour nicht müssig bleiben zu dürfen. Ein falsches Gerücht, welchem seine Eitelkeit Glauben zu verschaffen suchte, verbreitete die Meinung unter dem Volke, daß er zum Präfec-

ten des Departements der Goldküste ernannt sey. Der Baron erschien, als ob er die öffentliche Huldigung zum Voraus empfangen wollte, mit ungewöhnlichem Prunke unter den bewegten Volksmassen. Die vermeinte Ernennung eines so wenig beliebten Mannes zur ersten Würde des Departements, machte unter der Mehrheit der Einwohner einen sehr unangenehmen Eindruck. Die Ostentation, womit er sich überall zeigte, schien das unwillkommene Gerücht zu bestätigen, und zugleich der allgemeinen Stimmung Hohn zu sprechen. Der bessere Theil des Volkes entfernte sich, wo die Staats-Carosse des Barons sichtbar ward; derjenige Theil, dessen Aufmerksamkeit mit ihm beschäftigt war, schien von sehr zweydeutigen Empfindungen beseelt, welche aber von der Eigenliebe des Barons ganz zu seinem Vortheile ausgelegt wurden.

Während dieses vorging, wurde das Haus des Herrn Durand durch einen Vorfall anderer Art in Unruhe und Betrübniß versetzt. Eine Anfangs unbedeutend scheinende Krankheit der Frau Susanne nahm plötzlich eine sehr bedenkliche Wendung, und seit zwey Tagen erklärten die Aerzte, daß ihr Leben in Gefahr sey. Die ungemeine Liebe, welche Durand für seine gute Susanne fühlte, machte ihn nicht nur ihre kleinen häuslichen Zwistigkeiten, sondern auch den mächtigen Streit vergessen, von dem außer seinem Hause Land und Volk bewegt wurden. Seit drey Tagen hatten er und seine Tochter das Krankenbett seiner Frau nicht mehr verlassen. Die verflossene Nacht war eine der unruhigsten gewesen; jetzt schien die Heftigkeit des Fiebers etwas nachzulassen. Herr Durand und Adele saßen schweigend an der Seite der Kranken, als plötz-

lich ein dumpfes Geräusch, und bald darauf das wilde Geschrey einer bewegten Volksmenge sie und die Kranke aus ihrer Stille aufschreckte. Der Lärm, der Anfangs von der Straße kam, näherte sich, vom Hof und der Treppe her, der Thüre des Zimmers. — Frau von St. Flour stürzte leichenblaß herein, auf das Bett der Kranken zu, und warf sich in ihre Arme, indem sie rief: »Retten Sie uns, um Gotteswillen! retten Sie uns!« — Ihr Sohn folgte ihr bleich und zitternd. — »Ach, Gott, mein Mann!« rief die Baronin, noch einmahl sich aufraffend; »o theurer Herr Durand, retten Sie meinen Mann! die Wüthenden ermorden ihn!« — Ein Blick aus den Fenstern hatte Durand schon über die Ursache dieses furchtbaren Auftrittes belehrt. Die Kutsche des Barons stand auf dem Schloßhofe, von einem Haufen lärmender Landleute umringt, von denen einige den Schlag der Kutsche öffnen wollten, andere den vor Entsetzen bebenden St. Flour drohend abhielten, herauszusteigen. Durand eilte aus der Thür, nachdem er Adelen mit zwey Worten ihre Mutter zu verdoppelter Sorgfalt empfohlen hatte.

Der Eindruck, welchen dieser außerordentliche Auftritt auf die Kranke machte, war überaus erschütternd. Sie schien dadurch im ersten Augenblicke ganz zur Besinnung gebracht, und mit wunderbarer Geistesgegenwart bloß mit der Gefahr beschäftigt, worin Frau von St. Flour und ihre Angehörigen schwebten. Die Baronin und deren Sohn hatten sich inzwischen etwas von ihrem Schrecken erhohlt; sie fingen an, sich zu schämen, daß sie über ihr eigenes Mißgeschick den Zustand ihrer todeskranken Wirthin so ganz vergessen hatten. Desto eifriger zeigten sich nun Beyde um die gute Frau Durand be-

müht, bey welcher auf die kurze unnatürliche Kraftanstrengung eben so schnell die äußerste Abspannung gefolgt war. Schon verdunkelten sich ihre Vorstellungen wieder, und sie versank in völlige Bewußtlosigkeit, bevor ihr Mann, dessen Abgang sie noch bemerkt, und um den sie einige Mahle gefragt hatte, wieder zurückkam.

Durand war kaum auf der Terrasse des Schloßhofes erschienen, als der Lärm und die Wildheit des Volkshaufens sich legten. Er rief den Landleuten zu: ob sie sein Haus nicht kennten? und ob das Unglück selbst bey ihm keine Freystatt mehr finden sollte? — Die Bauern näherten sich Herrn Durand, um ihm zu erklären, daß der ganze Auflauf von einigen muthwilligen jungen Leuten verursacht worden, welche hinter dem Wagen hergelaufen; denen Andere aus Neugierde, sie selbst aber nur in der Absicht gefolgt wären, um einen größeren Unfug zu verhindern. Die Ungestümsten hätten sich bereits entfernt, da sie gehört, daß dieses das Schloß des Herrn Durand sey, und Alles wäre schon früher zur Ordnung zurückgekehrt, wenn die Dame und der junge Herr durch ihr Geschrey und ihre übereilte Flucht die müssige Menge nicht selbst dem Wagen nachgezogen hätten. — Durand war indessen an den Schlag der Kutsche gekommen, und streckte dem Baron seine Hand entgegen, welche dieser scheu und zitternd ergriff.— »Ich nehme diesen Herrn in meinen Schutz,« rief er den Bauern zu, „und bitte euch nun, gute Leute, mein Haus in aller Stille zu verlassen; denn meine Ehefrau, die ihr kennt, ist schwer krank, und bedarf der Ruhe, so wie dieser Herr und seine Familie, die ihr über Gebühr erschreckt habt.« — Nach diesen Worten führte er den Baron über die Terrasse in seine

Wohnung, während die Landleute geräuschlos den Hof verließen, wie Vater Durand es von ihnen verlangt hatte.

Die Kranke lag noch in einem matten, dem Schlummer ähnlichen Zustande, ohne sichtbare Theilnahme an dem, was um sie vorging. Auf einmahl richtete sie sich auf, und fragte, ob ihr Mann zurück, und der Baron gerettet sey. In demselben Augenblicke traten Beyde in das Zimmer. Frau Susanne hatte den Baron nicht so nahe vermuthet, noch weniger gehofft, ihn an ihres Mannes Seite zu sehen. Ungeachtet ihrer körperlichen Schwäche konnte sie einen Ausruf der Freude nicht unterdrücken. — Nach einer Weile winkte sie die zwey Männer an ihr Bett, und legte schweigend ihre Hände in einander. Frau von St. Flour, von diesem Anblicke ergriffen, zog Adelen in einer Aufwallung wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit an ihre Brust; Victor, nicht weniger gerührt, neigte sich gegen diese Gruppe, indem er einen ehrerbiethigen Kuß auf Adelens Schulter drückte. Selbst der Baron, der mit sichtbarer Verlegenheit eingetreten war, schien von der Macht dieses schönen Augenblickes auf eine ihm ungewohnte Weise bewegt und erhoben. Vielleicht sind so verschiedenartige Menschen in demselben Momente nie von so übereinstimmenden und edlen Gefühlen durchdrungen gewesen.

Durand war der erste, der seine ruhige Fassung wieder erhielt, und die Uebrigen, seine Frau zuerst, erinnerte, daß solche Gemüthsbewegungen ihrem Gesundheitszustande nicht zuträglich wären. Frau von St. Flour stimmte dieser Bemerkung lebhaft bey, indem sie ihren Gemahl und ihren Sohn antrieb, sich für jetzt zu entfernen, und die theure Kranke der Ruhe zu überlassen. Sie selbst erklärte, die Nacht bey Ma-

dame Durand zubringen zu wollen, was nach einigen Einwendungen auch zugestanden werden mußte. Der Baron und Victor verließen das Haus, ungewöhnlich gerührt, und voll aufrichtiger Bewunderung für den edlen Character ihres großmüthigen Nachbars. Auch Durand fühlte sich der ganzen Familie weniger abgeneigt, als er es sonst gewesen; und so schien der Zusammenfluß widriger Umstände unvermuthet eine Annäherung zwischen Personen bewirkt zu haben, welche noch vor kurzem einander fremd, ja feindlich gegenüber gestanden.

Die gute Frau Suson sah sich auf solche Weise der Erfüllung ihrer Wünsche in einem Zeitpuncte nahe gebracht, wo die Hoffnung verschwand, daß sie dieses Triumphes lange würde genießen können. Ihre Krankheit verschlimmerte sich, aller angewandten Mittel ungeachtet, von Tag zu Tage; die Aerzte erklärten endlich, daß ihr Leben nicht mehr zu retten sey. Adele war außer sich; Durand selbst, dessen Gleichmuth sonst auf jeder Probe bestand, hatte alle Fassung verloren. In diesen Umständen war die Gegenwart der Frau von St. Flour, welche die Kranke nicht mehr verließ, eine große Stütze, und ein wahrer Trost für die Familie. Frau Susanne betrachtete sie als ihre zärtlichste Freundin; bis zu den letzten Augenblicken ihres Lebens waren die Gespräche mit der Baronin über die nahe Verbindung ihrer Kinder die angenehmste Erheiterung der Sterbenden. Als sie sich plötzlich sehr schwach empfand, empfahl sie derselben noch einmahl ihre Tochter und ihren alten Freund Etienne, der, wie sie schmerzlich lächelnd sagte, zwar manchmahl etwas wunderlich, aber dennoch die beste Seele auf Erden wäre. Nach diesen Worten sank sie in

den Arm ihrer neuen Freundin zurück, und verschied, ohne die lächelnde Miene zu verändern, mit der sie ihrem Gatten und dem Glück ihrer Ehe die schönste und zugleich kürzeste Lobrede gehalten hatte, welche ein Ehemann, in einer so ernsten Stunde von seiner Frau zu hören, billiger Weise erwarten kann.

Der harte Schlag, welchen Herr Durand und seine Tochter durch diesen Todesfall erlitten, war um so betäubender, je unerwarteter er sie traf, und je verworrener die äußeren Umstände waren, unter denen er erfolgte. Adele besonders war in einem Gemüthszustande, der sie unfähig machte, sich in sich selbst und in das, was um sie vorging, zu finden. Alles, was in der letzten Zeit geschehen, kam ihr wie ein seltsam ängstigender Traum vor: — die außerordentlichen Begebenheiten, deren Kunde sie vernommen, die Volksbewegungen, von denen sie Zeuge war, die plötzliche Erkrankung und Gefahr ihrer Mutter, das Erscheinen der Familie St. Flour an deren Sterbebette, endlich ihrer Mutter Tod und die sonderbaren Verhältnisse, in welche sie und ihr Vater durch alles dieses mit jener Familie gekommen waren! Die tiefste Traurigkeit bemächtigte sich ihrer, als sie sich nach diesen Tagen der Unruhe und des Schreckens mit ihrem guten alten Vater allein sah. Die Baronin hatte nach dem Leichenbegängniß, dem auch ihr Gemahl und ihr Sohn beywohnten, das Haus verlassen, aber nur, wie sie sagte, um bald wieder zu kommen. Adele hatte kein Herz zu dieser vornehmen neuen Mutter, die sich ihr an der Stelle der Verstorbenen aufdrang, und der sie sich doch durch so Manches, was in der letzten Zeit geschehen, sehr verpflichtet glaubte. An Victor, und an das,

was er ihr nach dem Willen ihrer Mutter werden sollte, dachte sie jetzt noch nicht. Er hatte sich seither, so wie sein Vater, in einer bescheidenen Entfernung gehalten, wahrscheinlich, weil Beyde keinen Verdacht gegen die Uneigennützigkeit ihrer Absichten erregen wollten, und weil sie das Interesse ihres Hauses in den geschickten Händen der Frau von St. Flour allein schon für hinlänglich gesichert hielten.

Als Durand anfing, sich von seinem Schmerze zu erhohlen, entging es seinem natürlichen Scharfblicke nicht, mit welchem feinen und zugleich starken Gewebe die Schlauheit der Baronin seine gute Suson, seine Tochter und ihn selbst umstrickt hatte. Er sah, daß man Adelens Verbindung mit dem jungen St. Flour für eine ausgemachte Sache hielt, und was das Schlimmste war, er konnte sich nicht verbergen, daß er durch sein Stillschweigen zu den letzten Reden und Handlungen seiner Frau gewisser Maßen selbst seine Einwilligung zu dieser Verbindung gegeben hatte. Zugleich bemerkte er die innere Unruhe und Befangenheit seiner Tochter; er kannte ihre kindliche Zärtlichkeit, und hielt sie des Entschlusses wohl für fähig, ihre eigene Ueberzeugung und Zufriedenheit den letzten Wünschen einer geliebten Mutter aufzuopfern. Jetzt bedauerte er ernstlich, daß ihr Herz noch frey war, und daß er nicht schon früher irgend einen Heirathsplan seiner Gattin begünstigt habe; denn der bloße Gedanke, daß sein einziges Kind eine Beute der listigen St. Flour's werden könnte, war ihm ein Greuel und Abscheu. Seine tiefgegründete Abneigung gegen diese Familie war seit dem Tode seiner Frau in ihrer ganzen Stärke wieder erwacht; und nur mit Mühe erhielt er es von sich selbst, nicht unversehends und auf einmahl den

nachbarlichen Umgang abzubrechen, welcher von Seite der St. Flours mit allem Anschein uneigennütziger Anhänglichkeit fortgesetzt wurde. Die eingetretene Trauerzeit schien von den Mitgliedern dieser Familie als ein vollgültiger Grund betrachtet zu werden, gegenwärtig jede Erklärung über die beabsichtigte Verbindung zu vermeiden, deren nicht sehr entfernte Vollziehung sie übrigens als unbezweifelt voraussetzten.

Die öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs hatten inzwischen eine entscheidende Wendung genommen. Napoleon war in Paris eingezogen, und von allen Seiten erhielt man Nachricht, daß seine Herrschaft auf's neue befestigt sey. Der laute Kampf der Parteyen ging in eine dumpfe Stille über; Alles war in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Die Erneuerung des allgemeinen Krieges schien unvermeidlich. Noch einmahl ward die Bewaffnung der ganzen Nation in Anspruch genommen. Baron St. Flour, den Grundsätzen seiner Politik getreu, säumte nicht, der Macht, für welche sich das Glück erklärt hatte, seine Huldigung zu leisten; vor kurzem noch ein eifriger Royalist, war er in dem Departement der Goldküste einer der ersten, welche sich und die Ihrigen zur Vertheidigung des Landes unter die kaiserlichen Adler reihten. Sein Sohn Victor erschien in der geschmackvollsten Capitänsuniform, die man unter der Nationalgarde des Bezirkes von Beaune bisher gesehen hatte. Der militärische Befehlshaber des Departements betrieb die Volksbewaffnung mit großer Thätigkeit; am Ende glaubte auch Durand dem allgemeinen

Aufrufe sich nicht entziehen zu dürfen. Er war, seines Alters ungeachtet, ein rüstiger Mann, und seine alte Uniform von der Pariser Nationalgarde gab ihm sogar noch ein recht kriegerisches Ansehen. So stellte er sich an die Spitze seiner wackeren Nachbarn, nicht unzufrieden, in den Gefahren der Zeit seine häuslichen Sorgen vergessen zu können.

Die Feindseligkeiten hatten angefangen. Die französische Haupt-Armee war über die Sambre gegangen. Nach ein paar günstigen Armeeberichten erfolgte eine kurze Stille; und nun verbreitete sich, zuerst dumpf und unbestimmt, dann mit steigender Gewißheit und Ausführlichkeit, die Schreckensnachricht von Napoleons Niederlage bey Waterloo, von seiner Flucht und der gänzlichen Auflösung der Armee. Beynahe mit gleicher Schnelligkeit, wie diese Nachrichten, breiteten sich die zahllosen Heereshaufen der Verbündeten über Frankreichs Boden aus, ohne irgendwo einen ernsthaften Widerstand zu finden. Ein bedeutendes Corps von seltsamer Zusammensetzung näherte sich in Eilmärschen dem Departement der Goldküste, um die Verbindung mit den Militärstraßen des Südens zu gewinnen. Widersprechende Gerüchte aller Art setzten die Einwohner in Unruhe und Schrecken; man sprach von Eroberungsplanen der Alliirten, von der Brandschatzung und Theilung Frankreichs. Der Commandant der Militärdivision hatte einige zerstreute Truppenabtheilungen an sich gezogen, und stellte sie in Verbindung mit den Nationalgarden auf, um eine ihm wichtig scheinende Position zu behaupten. Der Uebergang über die Saone sollte hartnäckig vertheidigt werden. Einen der vorzüglichsten Puncte der Vertheidigungslinie machte Durands Schloß,

welches, auf einer Anhöhe gelegen, die beyden Ufer des Flusses beherrschte.

Ein Trupp von Cosaken zeigte sich am jenseitigen Ufer, ihm folgte in einiger Entfernung eine Abtheilung von deutschen berittenen Jägern und leichtem Fußvolk. Die Brücken über den ziemlich breiten und tiefen Strom waren abgebrochen, am diesseitigen, höher liegenden Ufer einige kleine Batterien zweckmäßig aufgestellt, und die Anhöhen mit französischen Truppen und Nationalgarden zahlreich besetzt. Ein Parlamentär des deutschen Anführers verlangte die Entwaffnung des Landvolkes, welches durch einen strengen Armeebefehl außer Kriegsrecht gesetzt worden. Der französische Commandant antwortete, daß die Nationalgarden zu dem Militärsystem Frankreichs gehörten, und daß er Verletzungen der Kriegsgesetze, ohne Unterschied der Waffen, auf gleiche Art vergelten würde. Die Verbündeten ruhten einen Tag, um ihre Pontons zu erwarten, und alle ihre Verstärkungen an sich zu ziehen. Am nächsten Morgen geschah der Angriff mit überlegener Macht und tactischer Geschicklichkeit; der Uebergang über den Fluß wurde erzwungen, und die Vertheidigungslinie getrennt, mit bedeutendem Verlust von beyden Seiten. Das Corps, bey dem sich Durand befand, ward von seinem Schlosse abgeschnitten, und mußte sich in entgegengesetzter Richtung zurückziehen. Ein zweyter, nicht minder lebhafter Angriff zerstreute den Rest der französischen Milizen, und die Orte, worein sie sich zum Theil noch fechtend warfen, fielen in die Gewalt der Sieger. Die durch den Widerstand des Landvolkes gereizten Truppen begingen einige Unordnungen; die Anführer selbst glaubten, durch ein

Beyspiel der Strenge die Einwohner von der Theilnahme an dem Kriege abschrecken zu müssen. Man sah einige Dörfer brennen; auch Durand's Schloß, vor dessen Thoren noch bis zuletzt gefochten wurde, schien in Flammen zu stehen.

Der alte Durand sah aus der Ferne diesem furchtbaren Schauspiele zu. Seine Tochter war in dem Schlosse; sie hatte es, seiner dringenden Ermahnung ungeachtet, nicht verlassen wollen. Ihr Vater war um sie in unaussprechlicher Beängstigung. Zum Glücke wurde der Abschluß eines Waffenstillstandes angekündigt, der ihm erlaubte, seine peinliche Stellung zu verlassen, und Adelen zu Hülfe zu eilen. Auf dem Wege schon hörte er, daß sein Schloß von russischem Militär besetzt sey, und daß man den Anführer, der bey dem Angriffe gefallen, schwer verwundet in dasselbe gebracht habe. In seinem Hause angelangt, wies man ihn in eines der oberen Zimmer, wo seine Tochter sich bey dem verwundeten Officier befinde. Als er in das Zimmer trat, sah er Adelen an der Seite des Verwundeten stehen, mit dem Verbande seines rechten Armes beschäftigt. Der junge Mann lag auf einem Ruhebette, blaß und erschöpft von dem erlittenen Blutverluste; er hatte seinen Blick, worin sich Verwunderung und zunehmendes Wohlwollen ausdrückten, auf Adelen gerichtet, welche, ohne auf ihn zu achten, bloß in ihr Geschäft vertieft war. In der edlen Gesichtsbildung des verwundeten Officiers war etwas, das den alten Durand unwillkührlich anzog; er glaubte diese Züge, oder ähnliche schon einmahl gesehen zu haben, und trat näher, seinen interessanten Gast zu begrüßen. — Adele, die nun ihren Vater erblickte, flog an seinen Hals. Von ihr erfuhr er, daß er die Rettung seines Schlosses, und vielleicht

die ihrige, dem Edelmuthe des fremden Officiers zu danken habe, der selbst schwer verwundet die ergrimmten Soldaten zurückgehalten, für den Widerstand, welchen sie vor Durands Schlosse gefunden, an seinem Eigenthum und Blute Rache zu nehmen.

Während Adele noch sprach, trat ein vornehmer Officier, von seinen Adjutanten und dem Wundarzte begleitet, in das Zimmer. Er näherte sich dem Verwundeten, den er mit dem Nahmen Fedor begrüßte, mit vieler Theilnahme, und befahl dem Arzte, die Wunde des Lieutenants zu untersuchen, und alle seine Kunst zu dessen Heilung aufzubiethen. Fedor machte eine abwehrende Bewegung, als sich der Wundarzt seines verbundenen Armes bemächtigen wollte, indem er einen Blick voll Innigkeit auf Adelen warf, welche, dieß bemerkend und hoch darüber erröthend, an ihres Vaters Seite stand. Durand und der fremde General, deren Beachtung dieses stumme Spiel nicht entging, schienen die Bedeutung desselben fast zu gleicher Zeit zu errathen. Der General wendete sich zu dem Hausherrn, und sagte scherzend: »Mein junger Freund scheint hier einen Arzt gefunden zu haben, in den er mehr Vertrauen setzt, als in den Feldscheer. Indessen kann ich unsern Chirurg zur Beyhülfe empfehlen; er ist ein geschickter Mann, und wird den Anordnungen des schönen Doctors nicht im Wege seyn.« — Durand stimmte in den aufgeweckten Ton des Generals mit seiner gewöhnlichen Treuherzigkeit ein; die ganze Gesellschaft ward in kurzem so vertraut und frohen Muthes, als ob hier lauter Freunde und alte Bekannte versammelt wären. Ehe sich der General mit seinen Begleitern entfernte, empfahl er Herrn Durand, und beson=

ders der schönen Adele, seinen jungen Freund auf's dringendste. »Sie würden einen Mann in ihm kennen lernen,« sagte er, »den es mehr koste, ein Feind der Franzosen zu seyn, als es Sie kosten würde, ihn sich zum Freunde zu machen; der es nicht nur werth sey, in diesem Lande gastfrey und milde behandelt zu werden, sondern der auch ein Recht dazu habe; einen Mann, brav wie sein Degen und treu wie Gold, den er, der General, aber halb und halb schon als einen Ausreißer betrachte, und welchen er nicht einmahl darum schelten könne, so leid es ihm auch thun würde, einen seiner besten Officiere und seiner liebsten Freunde zu verlieren.«

Adele war in großer Verlegenheit während dieser räthselhaften Standrede, deren Sinn Fedors feurige Blicke deutlich genug zu erklären schienen. Dennoch lag etwas so ungemein Zartes in dem Betragen des jungen Officiers, und besonders hatten seine Worte einen so edlen Ausdruck von Bescheidenheit und Sanftmuth, daß sie von der raschen Liebesbewerbung, wofür sie die Rede des Generals und Fedors bedeutungsvolle Blicke halten mußte, unmöglich verletzt werden konnte. Herrn Durand schien die Verwirrung, worin er seine Tochter sah, so wenig zu mißfallen, daß er es sogar darauf anlegte, dieselbe noch zu vermehren. Als der General fort war, und der Wundarzt Anstalt machte, Fedors Verband noch einmahl genauer zu untersuchen, ermahnte er seine Tochter, mit Hand an's Werk zu legen, indem er sich selbst schnell entfernte, damit die Kunstverständigen, wie er sagte, mit dem Patienten allein und ungestört wären.

Fedors Wunde war nicht gefährlich, aber doch bedeutend genug, um eine sorgsame, vielleicht ziemlich lange Behand-

lung zu fordern. Das Corps, zu dem er gehörte, sollte schon am nächsten Tage den Marsch fortsetzen, es ward daher ausgemacht, daß Fedor in Durands Schlosse zurückbleiben, und daselbst seine Genesung abwarten sollte. Durand zeigte sich sehr erfreut über diese Entscheidung; denn seine Theilnahme an dem jungen Fremdling war durch Alles, was er von den andern Officieren zu dessen Lobe gehört hatte, ungemein erhöht worden, und er hoffte nun Gelegenheit zu finden, dem edlen Manne einen Theil des Dankes abzutragen, zu dem er sich gegen ihn verpflichtet fühlte. Adele hingegen war ungewöhnlich still, als sie sich mit ihrem Vater allein befand, nachdem sie einen Theil des Abends in Gesellschaft des Chirurgs und ihres Kammermädchens bey dem Verwundeten zugebracht hatte. Sie zog sich bald in ihr Schlafgemach zurück, ohne mehrere Fragen und Bemerkungen ihres Vaters, dessen Lebhaftigkeit mit ihrem Ernste seltsam abstach, recht gehört, oder besonders passend darauf geantwortet zu haben.

Am andern Morgen war es schon ziemlich spät, als Adele in Fedors Zimmer trat, um ihre übernommene Krankenpflege zu verrichten. Der Verwundete hatte eine unruhige Nacht gehabt, und schien heute schwächer als gestern. Bey Adelens Eintritt flog eine leichte Röthe über seine blassen Wangen. Seine großen, dunkeln Augen hafteten einige Secunden unbeweglich auf ihr; es war, als ob er sich von der Gewißheit ihrer Gegenwart überzeugen wollte. Sie näherte sich ihm schweigend, mit einem etwas verschämten Gruße, und fragte dann: ob der Wundarzt schon hier gewesen? Er bejahte es, indem er den neuen Verband seines Armes zeigte, von dem er sagte, er drücke ihn ein wenig. Adele lockerte die Schleife, und

indem ihre Hand, den kranken Arm untersuchend, sanft herab-glitt, faßte sie die seinige, um den Puls zu fühlen. Ihre Blicke begegneten einander. Der Anfangs schwache Puls erhob sich in starken, ungleichen Schlägen. Adele zog ihre Hand zurück, und schlug die Augen nieder. — »Sie scheinen etwas Fieber zu haben;« sagte sie nach einer Pause, »hat der Arzt Ihnen nichts zum Trinken verordnet?« — Fedor deutete auf eine Flasche mit Limonade, die auf dem Tische stand. Adele schenkte ein, und nachdem sie, den Trank versuchend, ein wenig davon genippt, reichte sie ihm das Glas hin. Er setzte es begierig an seine Lippen, und sog in langsamen Zügen den erquickenden Trank, bis das Glas geleert war. — »Ich fühle mich unaussprechlich wohl,« sagte Fedor, als ihm Adele das Glas wieder abnahm; »nie ahnete ich, welche Genüsse selbst das Krankseyn hat!« — »Man ist genügsamer,« erwiederte Adele lächelnd, »wenn man krank und schwach ist; darum erfreut uns dann auch der kleinste Genuß.« — Fedor warf einen glühenden Blick auf Adelen; aber, plötzlich in sich zurückkehrend, sagte er traurig, beynahe düster: »G e n ü g s a m — ja, Mademoiselle! das ziemt mir zu seyn. Ich bin es nicht immer; krank, wie gesund. Erinnern Sie mich ja daran, wenn ich es vergesse!«

In dem Augenblicke trat Durand herein. Der Abzug der fremden Truppen, den er mit angesehen, machte ihn sehr heiter. Seine muntere Laune ließ ihn nicht bemerken, daß seine Ankunft die jungen Leute in einige Verlegenheit setzte. Die Unterredung, die er unterbrach, hatte eben angefangen, einen Gang zu nehmen, welcher Beyden das Bedürfniß fühlbar machte, einander mehr zu sagen. Der Alte scherzte bloß über

die ernsthafte Miene seiner Tochter. Er fragte sie: ob sich etwa bedenkliche Symptome bey dem Kranken zeigten? Er hoffe das Beste von ihren Heilmitteln, und denke schon daran, welchen Lohn sie etwa von dem Genesenen für ihre Bemühung verlangen könnte. — Nachdem er sich übrigens sehr theilnehmend um Fedors Befinden erkundigt hatte, forderte er seine Tochter auf, wenn ihr Pflegling versorgt wäre, mit ihm die Runde bey ihren armen Nachbarn zu machen, unter denen es auch manche Verwundete gäbe. »Der Herr Lieutenant,« setzte er hinzu, »sey, wie er hoffe, nicht so sehr der Feind ihres Landes, um es ihnen zu verdenken, wenn sie die Pflichten der Menschlichkeit auch an denen übten, welche Er und die Seinigen in die Lage versetzt hätten, Hülfe zu bedürfen.« — Diese Worte schienen auf Fedor einen tiefen, beynahe erschütternden Eindruck zu machen. »Eilen Sie,« rief er nach einem kurzen, finsteren Schweigen, »eilen Sie, mein Herr! ich beschwöre Sie! Sie wissen nicht, welche Wohlthat Sie mir erzeigen, wenn Sie sich Ihren guten Landsleuten nicht länger um meinetwillen entziehen!« —

Nach einigen Tagen aufmerksamer Behandlung, während welcher Fedor zu größerer Ruhe und strenger Abgezogenheit angewiesen war, und daher auch von Adelen und ihrem Vater seltener besucht wurde, erklärte der Arzt, daß sein Kranker frey von Fieber, und die Heilung der Wunde im besten Gange sey. In Fedors Benehmen gegen Adelen war seit dem kurzen, aber bedeutungsvollen Auftritte, den er am zweyten Morgen seines Hierseyns mit ihr allein gehabt hatte, ungleich mehr Zurückhaltung sichtbar. Jetzt, da der Wundarzt seine baldige Herstellung angekündigt, sprach er, wiewohl mit einer ge-

wissen Scheu, von seiner nahen Abreise. Adele erschrack merkbar, und wurde glühendroth, als sie sich ihrer Bewegung bewußt ward. Doch Durand, welcher ihr zur Seite stand, machte ihrer Bestürzung mit kurzen Worten ein Ende. Der Herr Lieutenant, sagte er, sey ihm von dessen General zur Obhut übergeben, und dürfe sein Haus nicht eher verlassen, bis er und seine Tochter ihn frey sprächen. — Fedor wollte etwas einwenden; aber der Alte ließ ihn nicht zur Rede kommen, und da Adele mit liebenswürdiger Zuthätigkeit sich seines kranken Armes bemächtigte, um etwas an seinem Verbande zu verbessern, ergab er sich der freundlichen Gewalt, indem er sagte: »Wohlan, ich bleibe! Mög' es Sie nie gereuen, den Heimathslosen festgehalten zu haben, als er noch fähig war, sich von Ihnen loszureißen.«

Es wurden nun alle Anstalten zu einem längeren Aufenthalte Fedors in Durand's Hause getroffen. Die Zurückhaltung, welche bisher in seinem Benehmen zu bemerken war, verlor sich allgemach; ein von allen Seiten natürliches, freyes, anständiges Verhältniß bildete sich zwischen der kleinen Gesellschaft, und wenn hier und da eine zärtlichere Empfindung sich offenbarte, so geschah es auf die angenehmste Weise, von gefallsüchtiger Berechnung und leidenschaftlicher Heftigkeit gleich weit entfernt. Dem Lieutenant erlaubte die zunehmende Besserung seiner Wunde das Zimmer zu verlassen, und sich in Schloß und Garten nach Wunsche zu ergehen. Er that es oft allein, zuweilen auch in Adelens Begleitung. Wenn er so in den Gängen des wohlgepflegten Gartens, oder auf der Terrasse des Schlosses, welche die Aussicht über die ganze mahlerische Landschaft beherrschte, neben seiner lieblichen Wirthin ging,

oder saß, bemächtigte sich seiner wohl manchmahl eine unbestimmte Sehnsucht. Sein Auge ruhte abwechselnd auf den heiteren Weinhügeln, den fruchtbaren Flächen und buschichten Thälern, die ihn umgaben; dann fiel zuweilen sein Blick auf seine reitzende Gefährtin, die ihm als die Göttin dieser Fluren erschienen seyn würde, wäre sie auch nicht die Erbin, und im Grunde jetzt schon die Gebietherin, derselben gewesen. — Hier zu leben in harmloser nützlicher Thätigkeit, mit einem Weibe, wie dieß, beglückt und beglückend, — welch ein Loos, wenn der Himmel es ihm beschieden hätte! — Da fragte etwa Adele nach anderen Ländern, die er gesehen; ob sie schön wären, wie Frankreich; nach seiner Heimath, seinen Aeltern, den Jahren seiner Kindheit, die ihr selbst so heiter vorübergegangen. Er antwortete mit kurzen, zweydeutigen Worten. Doch einmahl, als wieder seiner Heimath und Frankreichs erwähnt wurde, sprach er bewegt: »Ich habe keine Heimath; meine Aeltern kannte ich nicht. Das Land aber, das sie bewohnten, ist schön wie Frankreich, und man sagte mir, sie seyen einst reich und glücklich gewesen. Ich war Erbe mehrerer Güter, diesem vielleicht ähnlich, und bestimmt, ein ruhmwürdiges Geschlecht fortzusetzen. Jetzt diene ich einem fremden Herrn, und einer unwillkommenen Rache; ich weiß nicht, wohin das Schicksal mich führt, und ob meine reiferen Jahre glücklicher seyn werden, als meine unerfreuliche Jugend.“ — Adele hörte ihm mit inniger Theilnahme zu. Er schien ihr so edel, so liebenswürdig; sie meinte, sie müsse ihm sagen: »warum bleibst du nicht hier, und theilest mit uns, was wir haben?« — Da kam ihr Vater. — Fedors Stirn entwölkte sich; die Unterhaltung wendete sich zu allgemeinen Gegenständen.

Die muntere Laune des gutherzigen Alten wußte den Empfindungen der Liebenden die Farbe des Scherzes zu geben, und in dem Genusse einer heiteren Gegenwart vergaßen sie, daß zu ihrer vollen Zufriedenheit noch etwas zu wünschen übrig sey.

Vater Durand hatte indessen die Beobachtungen geendigt, von deren Resultat er die Ausführung eines Entschlusses wollte abhängen lassen, der nach und nach in ihm zur Reife gekommen war. Vom ersten Augenblicke an hatte ihm der junge Fremde ein großes Interesse und das herzlichste Wohlwollen eingeflößt. Die Erkundigungen, die er bey Fedors Kriegsgefährten noch am Morgen ihres Abmarsches über dessen Character eingezogen, konnten nicht befriedigender seyn. Selbst das Wenige, was er von Fedors dunkler Herkunft erfuhr, vermehrte den Antheil, den er an seinem Schicksale nahm. Er war, so viel man wußte, eine älternlose Waise, wahrscheinlich ein Schweizer von Geburt, und in Rußland zum Militärdienst erzogen. Immer war es Durands Lieblingsgedanke gewesen, daß ein armer, redlicher, wo möglich seiner Aeltern und seines Vaterlandes beraubter, junger Mensch sein Eidam und der Erbe seiner Besitzungen werden sollte. Die wechselseitige Neigung, die er zwischen seiner Tochter und dem jungen Fremden entstehen und wachsen sah, versetzte ihn daher in die angenehmste Stimmung. Er glaubte in den Vorfällen, welche Fedor'n in sein Haus und in die Nähe seiner Tochter geführt, die Hand der Vorsehung zu erblicken, von deren weiser Fügung er die Erfüllung seiner liebsten Wünsche stets allein erwartet hatte. Die Herzen der Liebenden waren einig, dieß entging Durand's Scharfsinne nicht: auch nicht der innere Kampf der Bescheidenheit und des Edelmuthes, der Fedor'n bisher ge-

hindert hatte, seinen Empfindungen Worte zu geben, oder sich von Adelens Gegenliebe für überzeugt zu halten. Es war Zeit, diesem Zustande der Unentschiedenheit ein Ende zu machen. Ein äußerer Umstand, den Durand beynahe vergessen hatte, und der sich ihm jetzt um so unangenehmer aufdrang, gab hierbey den Ausschlag.

Die Familie St. Flour war seit dem Treffen an der Saone aus der Gegend verschwunden. Dem Vernehmen nach hatte der Baron mit seiner Gemahlin und seinem hoffnungsvollen Sohne den Weg nach Paris eingeschlagen, um so theure Personen in Sicherheit zu bringen, und zugleich dem Mittelpuncte der Politik näher zu seyn. Durand wünschte sich Glück von einer so lästigen Nachbarschaft befreyt zu seyn, und dachte nicht weiter an sie. Jetzt trafen Briefe von der Baronin an ihn und seine Tochter ein, welche ihre nahe Zurückkunft meldeten. Auch Victor hatte ein zierliches Billet an Adelen beygelegt, voll der zärtlichsten Hochachtung und Freundschaft. Das Gefühl, womit Adele diesen Brief empfing, war über allen Ausdruck widrig; so tief hatte sie es noch nie empfunden, wie verhaßt ihr dieser Mensch sey. Durand zögerte nun nicht länger, sich ganz ohne Rückhalt gegen seine Tochter zu erklären. Er sprach deutlich aus, was sie schon seit einiger Zeit errieth: — seine Absichten mit Fedor'n, und den festen Entschluß, nie seine Einwilligung zu einer Verbindung mit der Familie St. Flour zu geben. Es wurde ihm jetzt nicht schwer, Adelen zu überzeugen, daß ihre Mutter selbst jeden Gedanken dazu würde aufgegeben haben, wenn sie diese Menschen in ihrer ganzen Niedrigkeit kennen gelernt hätte. Was ihr Vater von Fedor'n sagte, erfreute Adelen auf's innigste; sie selbst hätte die

Vorzüge des Geliebten nicht beredter schildern können. Daß sie geliebt sey, wußte sie lange; daß er es ihr nie gestanden, auch nicht, wenn die Gelegenheit noch so günstig schien, hätte sie wohl manchmahl ungeduldig machen mögen; aber diese Zurückhaltung war seiner Lage, seinem edlen Character so angemessen! Er ward ihr dadurch nur um so viel theurer und achtungswerther. Jetzt nahm es Durand auf sich, den stummen Liebhaber zur Erklärung zu bringen. Adele schmiegte sich verschämt an die Brust ihres Vaters, indem sie ihr ganzes Geschick in seine Hände legte.

Die Art, wie sich Durand von nun an gegen Fedor'n betrug, konnte diesen über die wohlmeinenden Absichten des Alten nicht länger im Zweifel lassen. Zugleich mußte ihn Adelens ganzes Benehmen überzeugen, daß die zärtliche Neigung, die er für sie empfand, von dem holden Geschöpfe erwiedert werde. Die unverhoffte Gewißheit, geliebt zu werden, und diejenige, die er liebte, zu besitzen, machte ihn selbst in erhöhtem Grade liebenswürdig. Der zurückhaltende, ernste, zuweilen düstere Fedor wurde mit einem Mahle offen, zutraulich und munter. Er sprach nicht von seiner Liebe, aber alles an ihm athmete sie. Adele war ganz glücklich; und ihr Vater, der die Einigkeit der Liebenden nun vollendet sah, genoß im Stillen des Triumphes seiner wohlwollenden Absichten, den Tag erwartend, wo er die Hände der Glücklichen für immer vereinigen würde. Die Friedensgerüchte, die sich seit kurzem verbreiteten, vermehrten noch Durands heitere Stimmung; er hoffte, vielleicht schon in wenig Tagen, ein öffentliches und häusliches Fest zugleich zu feyern.

So vergingen mehrere Tage, die schönsten, welche diese

drey guten Menschen noch erlebt hatten. — Es war ein über-
aus angenehmer Herbstabend. Adele saß mit Fedor'n an dem
Klavier, abwechselnd mit dem Spiele und mit vertraulichen
Gesprächen sich unterhaltend. In einiger Entfernung von ih-
nen saß Durand, die Zeitungen lesend. Er unterbrach seine
Lectüre von Zeit zu Zeit, um Fedor'n zu sagen, was sie ent-
hielten. Schon wollte er die Blätter aus der Hand legen, als
er noch einmahl hineinblickte, und, wie von einer unglaubli-
chen Nachricht überrascht, das Papier dem Gesichte näher
brachte, als wollte er sich überzeugen, ob er auch recht gele-
sen. Nachdem er die Stelle noch einmahl mit angestrengter
Aufmerksamkeit betrachtet, ward er blaß, sah eine Weile starr
vor sich hin, und ließ die Hände in den Schooß sinken. Dann
warf er einen scheuen Blick auf das liebende Paar, das sei-
ner nicht zu achten schien, stand schnell auf, griff nach den
Zeitungen, die ihm entfallen waren, und verließ das Zim-
mer. — Adele, die ihn gehen hörte, wachte aus ihrer Zer-
streuung auf; sie wollte ihm folgen, aber Fedor hielt sie zu-
rück. Er hatte eine Romanze auf das Pult gelegt, die er von
ihr singen zu hören wünschte. Die Romanze sprach, in dem
Wechselgesang eines Troubadours und seiner Dame, die zar-
teste Sehnsucht einer gegenseitigen glücklichen Liebe aus; der
naive Ausdruck in den halben Geständnissen der Dame schien
den schüchternen Liebhaber zu größerer Kühnheit aufzumun-
tern; die Antwort des Troubadours athmete die sanfte Gluth
des süßesten Verlangens. Adele sang den Anfang mit kunst-
fertiger Unbefangenheit; nach und nach erwärmte sich ihr Ge-
fühl, und von der Macht der Worte, der Musik und ihrer
eigenen Empfindung überwältigt, saß sie endlich in holder

Verwirrung da, die letzten Töne, kaum verständlich von den glühenden Lippen hauchend. Fedor hatte seinen Arm um sie geschlungen; er sank auf seine Kniee, und drückte den ersten innigen Kuß der Liebe auf ihren halbgeschlossenen Mund. — Da trat Durand in die Thür. Nach einer kurzen Ueberlegung näherte er sich langsam, mit ernsten theilnehmenden Blicken, dem sich selig dünkenden Paar. Die jungen Leute erhoben sich, weniger betroffen, als verwundert über den feyerlichen Ernst des sonst so frohsinnigen Alten. Durand faßte die Hand seiner Tochter, und sprach mit großer Milde: »Laß uns allein, gutes Kind! Ich habe mit dem Herrn Lieutenant zu sprechen.« — Adele war sehr bestürzt über dieses unerwartete Verlangen, und über den Ton, womit es vorgebracht wurde; Fedor nicht minder. — »Sey ruhig, Adele!« sagte ihr Vater; »ich billige deine Liebe, du weißt es. Aber geh nun, Kind, geh; laß mich mit deinem Fedor sprechen.« —

Als Adele entfernt war, stand Durand noch eine Weile schweigend, indem er Fedor'n mit ruhigem, prüfendem Blicke betrachtete. — »Der Krieg, Herr Lieutenant,« fing er dann an, »hat Sie aus weiter Ferne mit den Feinden meines Landes in mein Haus geführt. Ich habe Sie als einen edlen jungen Mann kennen gelernt. Sie lieben meine Tochter, meine Tochter liebt Sie; ich habe Sie zu meinem Eidam bestimmt.« — Fedor machte Miene etwas zu sagen. — »Unterbrechen Sie mich nicht, lieber junger Mann!« fuhr Durand fort: »Noch fragte ich nicht: in welchem Stande Sie geboren sind, nicht einmahl aus welchem Volke Sie stammen? Ich glaube nicht, daß Sie reich sind.« — »Ich bin arm,« fiel ihm Fedor in's Wort; »ganz arm.« — „Sie hatten Ursache," erwiederte der

Alte, „mich für einen wohlhabenden, für einen reichen Mann zu halten. Ich war es, glaubte wenigstens es zu seyn, vor wenig Augenblicken noch; — ich bin es nicht mehr! — « — »Wie, mein Herr!« rief Fedor; — »welches Unglück?« — »Kein Unglück,« antwortete Durand; — »eine Begebenheit, die ich in anderen Umständen für ein Glück angesehen hätte, die ich lange gewünscht, fast eben so lange nicht mehr erwartet habe; und die ich auch jetzt noch nicht ungeschehen wünschen kann, obwohl sie mich zum armen Manne, und mein einziges, geliebtes Kind vielleicht auf immer sehr unglücklich macht.« — »Um des Himmels Willen!« rief Fedor mit größter Theilnahme: »Was ist geschehen, mein Herr? Was haben Sie erfahren? Wie, durch wen können Sie eine solche Begebenheit, hier, in dieser Stunde erfahren haben?« — »Durch ein kleines Avertissement in den Zeitungen,« erwiederte Durand, »welches mir die Gewißheit gibt, daß Jemand, den ich seit zwanzig Jahren für todt hielt, noch lebt, daß er sich in Frankreich befindet, und, wie ich hoffe, bald hier seyn wird, um dieses Landgut und alle meine Habe, als sein Eigenthum, in Besitz zu nehmen. Doch — dieß ist nicht der Ort, Ihnen hierüber noch mehr zu sagen. Ich fürchte die Nähe und die Unruhe meines armen Kindes. Noch ist sie auf einen so unerwarteten Schlag nicht vorbereitet. Kommen Sie, mein Herr! folgen Sie mir in den Garten! Ich habe Ihnen eine Geschichte zu erzählen, die bisher noch keine lebende Seele von mir erfuhr. Daß ich Sie Ihnen jetzt mittheile, wird Ihnen mein Vertrauen nicht weniger beweisen, als es der Entschluß thun konnte, Sie zum Gatten meiner einzigen Tochter zu wählen.«

Durand führte den erstaunten Fedor in einen abgelege-

nen Theil des Gartens, wo er ihn unter dem Sternenhimmel auf einer Bank neben sich Platz nehmen ließ. — »Ich war ehemahls,« fing er zu erzählen an, »ein gemeiner Handwerker in Paris. Meine erste Frau besaß einiges Vermögen, aber auch mehrere Kinder aus einer früheren Ehe. Mein Fleiß und meine Redlichkeit wurden von Gott gesegnet, und von meinen Mitbürgern vielleicht höher geachtet, als sie verdienten. Ich galt etwas in dem Quartier der Stadt, in welchem meine Werkstätte lag; und in den unruhigen Zeiten der Revolution nahmen Gemeine und Vornehmere zuweilen ihre Zuflucht zu Meister Etienne, dem Böttcher, um ihnen mit Rath und That hülfreich zu seyn. Da ich einige Zeit Militärdienste gethan, wählte man mich zum Officier der Nationalgarde. Ich habe in dieser Eigenschaft mancher Unordnung abgewehrt, manchen Frevel gehindert, ohne in der Meinung des Volkes und seiner Führer für einen weniger zuverlässigen Patrioten zu gelten. Leider gehörte es zu meiner Amtspflicht, die Beschlüsse der Municipalität und der Revolutionsgerichte, so weit sie den Dienst der Nationalgarde betrafen, in Ausführung zu bringen. Oft erhielt ich Befehl, die Municipalitäts-Beamten und die Commissäre des Gerichts in die Häuser der Verdächtigen und der Angeklagten zu begleiten, und die unglücklichen Opfer der Tyranney und der Parteywuth in das Gefängniß zu führen. Eines Abends brachte mich ein solcher Auftrag in das Haus eines Edelmannes, der in der Nähe meiner Werkstätte einen Garten besaß, und den ich zuvor in einigen Geschäften meines Gewerbes kennen gelernt hatte. Der Befehl war äußerst streng; er lautete auf die Verhaftung des Edelmannes und seiner Angehörigen, auf die Wegnahme seiner Papiere, Gelder

und Kostbarkeiten, und auf die Versiegelung der durchsuchten Wohnung. Als wir in's Haus traten, fanden wir es, außer einem alten Portier und dem Hausherrn selbst, von seinen Bewohnern verlassen. Der Letztere begegnete uns auf der Treppe, im Begriff herabzugehen. Man führte ihn zurück, und forderte ihm die Schlüssel seines Schreibpultes und der Schränke ab, worin sich seine Kostbarkeiten und andere Sachen von Werth befanden. Die Commissäre begaben sich in die inneren Gemächer, um ihre Beute in Beschlag zu nehmen. Meine Mannschaft ward zur Besetzung des Eingangs und der Treppen vertheilt; die Bewachung des Hausherrn selbst wurde mir anvertraut.«

»Kaum sah sich der Unglückliche mit mir allein, als er sich in größter Hast und Bangigkeit mit folgenden, leise gesprochenen Worten an mich wandte:« Meister Etienne! ich kenne Euch, als einen ehrlichen Mann. Nehmt dieses Portefeuille; es enthält mein baares Vermögen, das ich so glücklich war, erst heute Nachmittag einzuziehen. Verbergt es, und bringt es, wenn Ihr's mit Sicherheit thun könnt, meiner geflüchteten Gemahlin. Ihr findet ihren Aufenthalt und was Euch sonst zu wissen nöthig ist, auf einem beyliegenden Blatte angezeigt. Nehmt, nehmt, und rettet die Meinigen! ich bin nicht zu retten.» — Ich suchte ihm Muth einzusprechen, und zögerte, das Portefeuille anzunehmen; aber er drang es mir mit convulsivischer Heftigkeit auf. In dem Augenblicke hörten wir das Geräusch von Fußtritten. Ich verbarg geschwind das Portefeuille, und entfernte mich von meinem Gefangenen, der sich aus Schwäche auf einen Stuhl niedergelassen hatte. Gleich darauf kam einer der Commissäre zurück, dann auch der an-

dere; sie schienen mit dem, was sie gefunden, nicht ganz zufrieden. Nach einigen Fragen nahmen sie den Gefangenen in ihre Mitte, luden mich ein, ihnen mit meiner Mannschaft zu folgen, und verschlossen die Wohnung. Am Thore des Hauses stand ein Wagen, in den die Commissäre mit dem Unglücklichen stiegen. — Seitdem sah ich ihn nicht mehr; er ward innerhalb vierundzwanzig Stunden abgeurtheilt, und mit sechszehn Unglücksgefährten zugleich hingerichtet.«

»Gott, Gott!« rief Fedor erschüttert: „In vierundzwanzig Stunden!« — »Diese Schnelligkeit der Justizmorde«, erwiederte Durand, »war damahls an der Tagesordnung. — Ich fand in dem Portefeuille die Summe von 450,000 Franken in englischen Banknoten und anderen guten Papieren, auf den Inhaber lautend. Es war, nach der beyliegenden Rechnung, der Ertrag von verkauften Juwelen und ausländischen Fonds. Ein anderes Blatt bezeichnete ein Landhaus in einiger Entfernung von Paris als den nächsten Aufenthalt der geflüchteten Dame, auch den Weg, den sie weiter nehmen würde; empfahl aber die größte Vorsicht bey der Ausführung des an sie übernommenen Auftrages, damit die Unglückliche, im Fall einer Entdeckung, nicht auch dieses letzten Eigenthums beraubt würde. Eine beygesetzte Bemerkung warnte besonders gegen einen Verwandten, dessen Habsucht und Arglist die Familie ihren Untergang beyzumessen habe. — Nach drey Tagen nahm ich einen Vorwand, um eine kleine Reise zu machen, und eilte nach dem bezeichneten Landhause. Die Dame hatte es, auf die Nachricht von der Hinrichtung ihres Gemahls, in größter Bestürzung verlassen. Wohin sie sich mit ihrem Kinde und einem alten Diener gewendet, wußte Niemand. Auch

auf dem Wege, den das Papier angab, war keine Spur von ihr zu entdecken. Ich konnte, ohne Verdacht zu erregen, für jetzt nicht länger von Paris wegbleiben, und kehrte daher mit schwerem Herzen zurück. — Da ich seit einiger Zeit Witwer und mein ältester Stiefsohn in den Jahren war, das Gewerbe zu übernehmen, das mir seine Mutter zugebracht hatte, so übergab ich es ihm und seinen Geschwistern mit vollem Eigenthum, entschlossen, meine ganze Zeit und Aufmerksamkeit der unglücklichen Familie zu widmen, welche die Vorsehung durch eine außerordentliche Verwicklung des Zufalls an mich gewiesen zu haben schien. Der Weinhandel, den ich nach der Trennung von meinen Stiefkindern für eigene Rechnung fortsetzte, gab mir Gelegenheit, Paris auf längere Zeit zu verlassen, und meine Flüchtlinge in verschiedenen Richtungen aufzusuchen. Ich fand endlich ihre Spur auf dem Wege nach Deutschland. In einer kleinen Stadt am Rhein erfuhr ich mit Gewißheit, daß die noch unstet umherziehende Familie da gewesen, und durch die Krankheit der Mutter einige Tage zurückgehalten worden sey; von dort habe sie sich nach Norddeutschland gewendet, wo sie in Cassel oder Hannover zu verweilen gedenke. Der Reisende eines mir wohlbekannten Handlungshauses nahm es auf sich, die Auswanderer in Deutschland aufzusuchen, und ihnen eine Summe Geldes zu überbringen, welche ich vorgab, dem verstorbenen Gemahl der Dame schuldig zu seyn. Ich selbst eilte nach Paris zurück, wo das Interesse der Familie meine Gegenwart in anderer Hinsicht nothwendig machte.«

„Die eingezogenen Güter des Geächteten wurden bereits zum Verkauf ausgebothen. Ich setzte die mir anvertrauten

Gelder mit gehöriger Vorsicht in Landeswährung um, und war so glücklich, den bey weitem größten und vorzüglichsten Theil jener Güter ungefähr für die Summe zu erstehen, welche mir von dem ehmahligen Eigenthümer derselben war übergeben worden. — Kaum hatte ich dieß Geschäft zu Stande gebracht, als ich von meinem Correspondenten in Deutschland die Nachricht erhielt: er habe die ausgewanderte Familie in Cassel allerdings angetroffen, aber erst, nachdem die Mutter gestorben und eben begraben war. Der kleine Sohn sey ebenfalls bedenklich krank, und die Aerzte zweifelten an dessen Aufkommen. Er habe in diesen Umständen, und da er selbst weiter reisen müsse, die von mir erhaltene Summe dem alten, treuen Diener des Hauses übergeben, welchem er aufgetragen, mir über Alles umständlicher zu schreiben. Es vergingen mehrere Wochen, ohne daß ich eine weitere Nachricht erhielt; endlich kam ein Brief von dem erwähnten alten Diener, und zwar nicht mehr von Cassel, sondern von einer Poststation nächst Leipzig. Der Alte bestätigte darin alle Angaben meines Handlungs-Correspondenten, zeigte den inzwischen erfolgten Tod seines jungen Herrn an, schloß die Berechnung der Krankheits- und Leichenkosten bey, und übersandte sogar den Rest des von mir empfangenen, und nicht verbrauchten Geldes, indem er, wie er beyfügte, keinen Anspruch darauf habe, auch keinen rechtmäßigen Erben der Verstorbenen kenne. — Seitdem habe ich nie mehr etwas weder von jener unglücklichen Familie, noch von diesem alten Diener erfahren können, so viel Mühe ich mir auch gab, wenigstens den letzteren ausfindig zu machen, um ihn für seine Ehrlichkeit und Treue zu belohnen. Denn, daß er ein durchaus ehrlicher treuer

Mensch sey, bezeugten Alle, die ihn noch aus dem Hause seiner ehmahligen Herrschaft kannten. — Indessen war die Nachricht, die er mir gab, falsch, und er selbst ein Betrüger Sein junger Herr, dessen Tod er mir meldete, lebt, und ist in Frankreich. Es ist der Erbe dieses Schlosses und aller meiner Besitzungen, die ich ihm zu übergeben bereit bin, sobald er sich über seine Geburt wird ausgewiesen haben, — wozu ich ihn unverzüglich in denselben Zeitungsblättern, durch welche ich sein Daseyn erfuhr, auffordern werde.«

Fedor hatte dieser Erzählung vom Anfange an mit gespannter Aufmerksamkeit und mit großer innerer Bewegung zugehört. Gegen das Ende derselben war er aufgestanden, und hatte sich einige Schritte weit entfernt, als ob er seine Empfindungen vor Durand verbergen wollte. Nachdem dieser eine Weile geschwiegen, näherte sich ihm Fedor, und sagte: „Sie sind also entschlossen, Herr Durand, sich selbst und Ihre liebenswürdige Tochter aller Glücksgüter zu berauben, welche Sie seit zwanzig Jahren mit dem redlichsten Bewußtseyn besaßen, die Sie mit so viel Klugheit erworben, mit so viel Edelmuth verwaltet haben, um diese Güter einem jungen Menschen zu überlassen, der nichts von Ihnen und von seinen Ansprüchen wußte, und der des Opfers, das Sie ihm bringen wollen, vielleicht gar nicht werth ist?« — „Wie, mein Herr!“ erwiederte Durand: „sagte ich Ihnen nicht, daß dieser junge Mensch der Sohn und Erbe des rechtmäßigen Eigenthümers ist, des Mannes, mit dessen mir anvertrautem Gelde ich diese Güter von der Ungerechtigkeit des Staats zurück kaufte?« — „Es ist ein außerordentlicher, sehr außerordentlicher Fall,“ sagte Fedor in sich selbst vertieft: »ein Fall, worin das Glück eben so arm

und ohnmächtig erscheint, als die Rechtschaffenheit reich und machtvoll, ein Fall, Herr Durand, der denjenigen, zu dessen Glücke er ausschlägt, eben so sehr vor Ihnen demüthigen muß, als er Sie in seinen Augen erhöht.« — „Ich verstehe Sie nicht ganz, mein Herr!« antwortete Durand, »aber ich thue nur, was ich nicht lassen kann, und was schwerlich so vielen Lobes werth ist, weil das Gegentheil zu thun, eine hängenswerthe That wäre.« — »Sie nannten mir den Edelmann noch nicht,« sagte Fedor zögernd; »kein Mensch weiß um ihr Geheimniß.« — »Ich weiß darum,« rief Durand lebhaft, »das ist genug, Herr Lieutenant! der Edelmann heißt —« — »Nennen Sie ihn noch nicht!« fiel ihm Fedor in's Wort; »wie, wenn der junge Mann seine Abkunft nicht beweisen könnte? wenn sich ein Fremder, ein Unwürdiger in diese Besitzungen eindrängte? wenn Ihre Tochter, dieses theure, dieses liebenswürdige Geschöpf —« — »Meine Tochter!« seufzte Durand: »das ist das Böse bey der Sache! Sie leidet, sie verliert; — verliert nicht bloß Geld und Gut, — vielleicht Glück und Ruhe! — Dieß allein, Herr, betrübt mich, schlägt mich nieder. Was kümmerte mich sonst der Verlust aller Reichthümer der Welt!« — »Edler, edler Mann!« rief Fedor, indem er Durand heftig an seine Brust drückte. — „Still, mein junger Freund!« entgegnete der Alte in sanftem, etwas traurigem Tone; »denken Sie nicht zu gut von mir! Ich habe mehr gefehlt, und war vielleicht selbstsüchtiger, als Sie glauben. Die Liebe zu meiner jungen Frau, und zu dem Kinde, das sie mir schenkte, untergrub die Strenge meiner Grundsätze. Nie war ich in meinem Innern vollständig überzeugt, daß der rechtmäßige Erbe meiner Besitzungen todt sey. So lang' ich daran

zweifelte, durfte und wollte ich meine Tochter nicht als die Erbin derselben betrachten. In der That sah ich mich stets nur als den Verwalter jener Besitzthümer an; und wenn, außer den gesetzlichen Erben, jemand ein Recht auf deren Nutznießung hatte, so war es die Armuth und das Unglück. In diesem Sinne verwendete ich lange Zeit die Früchte meines zufälligen Reichthums. Doch allmählich änderte sich dieß Alles. Eitelkeit und Leichtsinn drangen in mein Haus ein; Adele ward als ein Schoßkind des Glückes erzogen: ich hatte nicht den Muth, der warnenden Stimme zu folgen, die in meinem Innersten mir davon abrieth.« — »Adele ist so bescheiden als liebenswürdig,“ sagte Fedor, »und wird das glänzendste Loos, das sie mit einem Manne theilt, noch durch ihre Tugenden überstrahlen.« — »Aber sie wird die Dürftigkeit nur mit Mühe ertragen,« erwiederte Durand, »und den armen Mann, der sich mit ihr verbindet, vielleicht nicht glücklich machen. — Guter Fedor! ich darf es Ihnen nicht verbergen: Die arme Adele ist nicht mehr das vollkommene Geschöpf, das Ihnen die reiche zu seyn schien. Werden Sie selbst es gleichgültig ansehen, wenn Ihr liebenswürdiges Weib mit Entbehrungen kämpfen muß, die ihr von Kindheit auf fremd waren?“

Beyde Männer schwiegen eine Zeitlang. »Und ist Adele denn arm?« hob Fedor nach einer Weile an. „Das Höchste, was Sie dem Erben jener Familie schuldig seyn können, ist die Zurückstellung der Ihnen anvertrauten Summe. Den Besitz dieser Güter, deren Werth jene Summe weit übersteigt, haben Sie Ihrer eigenen Betriebsamkeit zu danken.« — »Ward mir diese Summe anvertraut,« erwiederte Durand ernsthaft, »um damit zu meinem Vortheile zu wuchern? —

Die Liebe verblendet Sie, Fedor; ich will nicht fürchten, der Eigennutz! Ich verabscheue den Gedanken, mich mit fremdem Gute bereichert, und die Mittel, welche die Vorsehung in meine Hand legte, begangenes Unrecht gut zu machen, zu meinem eigenen Nutzen verwendet zu haben. Könnt' ich es rechtfertigen, den habsüchtigen Anschlag eines Verwandten auf den Besitz dieser Güter vereitelt zu haben, wenn ich, ein Fremder, zum Nachtheil des rechtmäßigen Erben mich darin behaupten wollte?« — »Ihre Rechtschaffenheit, Herr Durand,« sagte Fedor mit gerührter Stimme, „macht alle Rücksichten der Klugheit und alle Einflüsterungen der Selbstliebe zu Schanden. Sie belehrt mich zugleich, welche Denkungsart in diesem Falle Ihnen, und welche dem Erben dieser Güter geziemte. — Aber jener Verwandte — wie verhält es sich mit ihm? Wer ist es, Herr Durand?« — »Mein Nachbar St. Flour,« entgegnete Durand, »der unwürdige Vetter des edlen und unglücklichen Marquis von Sorville.« — — »Sorville!« rief Fedor erschüttert; aber schnell sich fassend, fuhr er fort: »Also Sorville hieß der ehemahlige Eigenthümer dieses Schlosses, und die Geschichte, welche Sie mir erzählten, ist die des unglücklichen Marquis und seines Sohnes?« — „So ist es!« erwiederte Durand, »Der Nahme scheint Ihnen bekannt; wissen Sie etwas von diesem Sohne?« — »Ich habe eines Chevaliers Sorville erwähnen gehört,« sagte Fedor kaltsinnig, »der sich vor etwa einem Jahre mit mir zugleich in St. Petersburg befand.« — »Dieser Chevalier Sorville,« antwortete Durand schnell, »Sohn des Marquis gleichen Nahmens, ist es, der in der Zeitung aufgefordert wird, seinen Aufenthalt einem alten treu-

en Diener anzuzeigen, welcher ihm nach Frankreich gefolgt sey, und sehnlichst wünsche, wieder in seiner Nähe zu seyn. Ohne Zweifel ist es derselbe Diener, von dem ich vor zwanzig Jahren die falsche Kunde von dem Tode seines jungen Herrn erhielt. Welchen Grund der Mann gehabt haben kann, mich auf solche Weise zu hintergehen, ist mir unbegreiflich.« — »Vielleicht,« sagte Fedor, »hielt er es zur Sicherheit seines Pfleglings für zuträglich. Ihr Stand und Ihr Ruf, als eifriger Patriot, machte ihm Ihre Theilnahme vielleicht verhaßt oder verdächtig. Der ausgewanderte Adel hatte damahls wenig Freunde unter den sogenannten Patrioten des Bürgerstandes.« — „Sie können Recht haben,« erwiederte Durand. »Welches Unheil hat die Auflösung aller Bande des gesellschaftlichen Vertrauens auch hier zur Folge gehabt! — Und was sprach man von dem Chevalier? von seinem Geist und Character?« — »Wenig Ausgezeichnetes,« antwortete Fedor gleichgültig; »er scheint ein ganz gewöhnlicher Mensch zu seyn.« — »Dem sey, wie ihm wolle;« sagte Durand lebhaft, indem er aufstand: „Er wird Eigenthümer dieses Schlosses, wenn er der Sohn des Marquis von Sorville ist. Würde ich doch sogar dem verhaßten St. Flour in diesem Besitze gewichen seyn, hätte nicht Sorville's eigene Erklärung den Verräther für immer davon ausgeschlossen. — Doch nun, Fedor, lassen Sie uns gehen. Ich bin gefaßt genug, um meine Tochter zu sehen, und sie für heute durch irgend einen Vorwand, so gut ich kann, zu beruhigen.«

Fedor folgte dem vor ihm schreitenden Alten in tiefen Gedanken. Als sie in Adelens Zimmer traten, erheiterten sich seine Mienen; er wollte die Geliebte durch den Ausdruck

seiner Gesichtszüge schnell überzeugen, daß nichts Beunruhigendes vorgefallen sey. Auch Durand schien ruhig und unbefangen. Er sprach nur beyläufig von einem unangenehmen Vorfall, der sich hoffentlich bald zum Besten aufklären würde. Nach einer kurzen Weile trennte sich die kleine Gesellschaft; Fedor nahm den zärtlichsten Abschied von Adelen, und umarmte ihren Vater wiederhohlt mit großer Rührung.

Am folgenden Morgen schrieb Durand seinem Sachwalter in Paris. Er trug ihm auf, den Chevalier von Sorville, oder wenn dieß nicht gelänge, wenigstens den Verfasser der an den letzteren gerichteten Aufforderung ausfindig zu machen, und Beyde einzuladen, sich unverzüglich nach Durand's Landsitze zu begeben, indem er ihnen eine, für den Chevalier sehr wichtige und angenehme Nachricht mitzutheilen habe. Dann befahl er einem Rentmeister, ihm die Ausweise über den Stand und Ertrag seiner Güter vorzulegen, von den Vorräthen aller Art Verzeichnisse aufzunehmen, und die Rechnungen über seine Schulden und Forderungen ins Reine zu bringen. Er selbst ordnete seine Casse, und schloß sie ab, nachdem er für die wohlthätigen Gaben, die er wöchentlich zu vertheilen pflegte, eine Summe bey Seite gelegt hatte. — Als diese Geschäfte verrichtet waren, fühlte sich Herr Durand so leichten und frohen Muthes, daß seine Tochter, die auf sein Zimmer kam, jeden Grund seiner gestrigen Mißstimmung gehoben glaubte, und sich selbst völlig darüber beruhigte. Sie erzählte ihm nun, der General habe Fedor'n seinen Wagen geschickt, und dieser sey so eben darin weggefahren. Er habe sie an ihrem Fenster freundlich gegrüßt, und ihr zugerufen, er werde bald wieder kommen.

»Das wollen wir hoffen, Kind!« sprach Durand: »obwohl

eigentlich Niemand sagen kann, was nach einer Stunde geschehen, und er selbst thun wird.« — »Wie, mein Vater?« rief Adele ziemlich erschrocken. — »Siehst du, Kind!« erwiederte der Alte. »Was sagt' ich immer? Schon die Möglichkeit eines Verlustes erschreckt dich. Und doch ist nichts natürlicher, als daß wir verlieren.« — »Nun in diesem Sinne« — sagte lächelnd Adele. — »Im Sinne der Möglichkeit, die niemahls eintrifft,« erwiederte Durand ernsthaft, »ich weiß, ja! in dem Sinne seyd Ihr feingebildete Leute lauter Philosophen; aber nimm einmahl an, Adele, daß wirklich geschähe, was ich dir als möglich vorstellte; daß unser vermeinter Reichthum z. B. sich plötzlich in Nichts auflöste, daß ich arm würde, wie ich ehemahls war, und du mit mir; daß wir dieses schöne Schloß, mit allen seinen Bequemlichkeiten und zierlichen Einrichtungen, verlassen, und in die weite Welt hinauswandern müßten, ohne zu wissen, wo wir ein Obdach finden werden: — nimm an, Adele, dieß Alles träfe nun wirklich ein; — was würdest du dann sagen, oder, noch mehr, was würdest du thun?« — Adele sah ihrem Vater eine Zeitlang in das ernste, bedeutungsvolle Gesicht, ward abwechselnd blaß und roth, und sprach: »Ich glaube, mein Vater, ich würde diesen Glückswechsel ertragen, wie es Ihrer Tochter würdig ist.« — »Das hoff' ich zu Gott!« rief Durand, Adelen mit großer Bewegung in seine Arme schließend. »Ermanne dich, meine Tochter! Was du für möglich hältst, ist wahr. Wir haben nichts mehr, als uns selbst; aber das ist mehr, als was wir verlieren, wenn wir anders einen eigenen Werth haben.«

Durand erzählte nun seiner Tochter, was er in der vorigen Nacht Fedor'n erzählt hatte. Das Schicksal der unglücklichen Sorville's, die Rechtschaffenheit, die einfache Seelengrö-

ße ihres Vaters, machten den tiefsten Eindruck auf ihr Gemüth; sie vergaß sich selbst, und Alles, was sie verlor, über der Theilnahme an fremdem Unglück und über der Freude, die Tochter eines solchen Vaters zu seyn. Der Alte war nicht minder erfreut, so edle Gesinnungen und eine so ruhige Fassung bey Adelen zu finden. So viele Stärke und Selbstverläugnung hatte er ihr nicht zugetraut. Er bereute jetzt nichts mehr, und überließ sich bereits der angenehmen Vorstellung, wie sie künftig ihre Lebensweise einrichten, und vielleicht in dürftigen Umständen eines reineren und dauerhafteren Glückes, als bisher, genießen würden.

Vater und Tochter waren mit Entwürfen solcher Art beschäftiget, als man ihnen meldete, daß die Baronin St. Flour und deren Sohn angekommen wären, und ihre Aufwartung zu machen wünschten. Ein so unwillkommener Besuch war in diesem Augenblicke doppelt ungelegen. Adele wollte sich entfernen; aber Frau von St. Flour flog in das Zimmer, bevor sie es verlassen konnte. Die Baronin überhäufte Adelen mit Liebkosungen; ihr Sohn Victor war die Galanterie und Artigkeit selbst: aber es zeigte sich bald, daß Beyde von gewissen Vorfällen unterrichtet, und nicht frey von mancherley Besorgnissen seyen. Es ward des jungen fremden Officiers gedacht, dessen sich Hr. Durand so großmüthig angenommen. Was noch mehr auffiel: — Frau von St. Flour sprach ganz unverhohlen von dem unerwarteten Erscheinen des Chevaliers von Sorville, eines jungen Abentheurers, wie sie sich ausdrückte, der von einer gewissen Partey unterstützt würde, und gegen dessen allfällige Ansprüche die Familien St. Flour und Durand Ursache hätten, gemeinschaftlich auf ihrer Huth zu seyn. Durand wurde aufmerksam; er

fragte, ob man den Chevalier in Paris gesehen, welche Art von Mann er sey. Auch Adele that einige Fragen, die sich auf den Chevalier bezogen; sie hatte im Stillen einem Gedanken Raum gegeben, über dessen Wahrscheinlichkeit sie irgend eine Bestätigung zu erhalten gewünscht hätte. Einige zufällige Aeußerungen Fedor's, sein Alter, seine frühe Verwaisung, sein zweifelhaftes Vaterland, gaben ihr Anlaß zu Vergleichungen; ihre Einbildungskraft trug den Antheil, den sie an Sorville's unglücklichem Schicksale nahm, unvermerkt auf die Person ihres Geliebten über, und so drang sich ihr die Vermuthung auf, Fedor könne wohl selbst der junge Sorville seyn. Doch die Versicherung der Baronin, der Chevalier befinde sich seit vierzehn Tagen in Paris, wo er mit Intriguen aller Art beschäftigt sey, um seinen Ansprüchen auf die ehemahligen Besitzungen seines Vaters Eingang und Gewicht zu verschaffen, machten Adelens Vermuthungen ein schnelles Ende. Zum Ueberfluß entwarf Victor noch ein Bild von dem Aussehen und Benehmen des Chevaliers, das nicht widriger, und dem edlen Aeußern ihres Fedors nicht unähnlicher seyn konnte. — Auf Herrn Durand schienen indeß diese Nachrichten und Schilderungen nicht den Eindruck zu machen, welchen die Politik der Baronin und des jungen Herrn von St. Flour sich davon versprochen hatte. Er bezeigte vielmehr eine höchst unbefangene Theilnahme an dem Schicksale und der von ihnen bestätigten Zurückkunft des jungen Sorville, und erschreckte sie ganz außerordentlich durch die unerwartete Erklärung: daß, wenn der Sohn des Marquis von Sorville irgend einen gerechten Anspruch auf seine gegenwärtigen Besitzungen habe, er demselben nicht das geringste Hinderniß in den Weg legen werde.

Einige andere Aeußerungen Durand's, welche sich auf den ehemahligen Heirathsplan seiner Frau bezogen, schienen der Baronin und ihrem Sohne noch mehr zu mißfallen. Er hatte es kein Hehl, daß er jenen Plan nie gut geheißen habe, und daß auch die Neigung seiner Tochter ganz und gar nicht damit übereinstimme. In den jetzigen Umständen, setzte er hinzu, werde der gnädigen Frau Baronin und ihrer Familie dieses Geständniß sehr gleichgültig seyn; denn es sey höchst wahrscheinlich, daß die rothen Wangen seiner Tochter den besten Theil ihrer Mitgift ausmachen würden. — Frau von St. Flour stellte sich, als ob sie diese Scherzhaftigkeit ihres guten Herrn Nachbars ungemein ergötzte, gab jedoch ihrem Sohne, der noch ganz verwundert da saß, einen Wink, aufzubrechen; dann empfahl sie sich dem ehrlichen Herrn Durand und seiner schönen Tochter, die, wie sie sagte, auch in einem Bauernjäckchen, auf die beste Parthie in der ehrsamen Böttcherzunft der Vorstadt St. Martin alle Ansprüche habe. — Durand lachte herzlich, als er mit seiner Tochter allein war, über den witzigen Abschied seiner vornehmen Frau Nachbarin. »Siehst du, Kind!« sagte er, »so leichten Kaufes sind wir dieser verhaßten Bewerbung los geworden. Es gibt kein besseres Mittel, als die Armuth, um sich von der Gesellschaft der Narren und der Taugenichtse frey zu machen.«

Der Tag verging inzwischen, und es ward Nacht, ohne daß Fedor zurück kam. Auch der folgende Tag ging vorüber, und man wußte in Durands Schlosse nicht, wo der junge Mann geblieben. Adele wurde sichtbar unruhig; selbst ihr Vater konnte den mehr als gewöhnlichen Ernst seiner Stirn nicht zur Heiterkeit zwingen. Als der dritte Abend herannahte,

ohne daß Fedor zurückgekehrt, oder auch nur eine Nachricht von ihm gekommen war, vermochte Adele ihre Thränen nicht mehr vor ihrem Vater zu verbergen. Der gute alte Mann, der neben seiner Tochter saß, und sie eine Zeitlang beobachtet hatte, zog sie an sich, und schloß sie mit großer Zärtlichkeit in seine Arme. „Ich kann nicht glauben, mein Kind," sagte er mit gerührter Stimme, »daß wir uns in ihm getäuscht haben, daß auch er uns verläßt, weil du arm, und ich ein ehrlicher Mann bin. Aber wenn es wahr wäre, was deine Thränen vorahnend zu bedeuten scheinen; wenn dich Fedor verließe, nachdem, was du ihm, was ich ihm seyn sollte, — nach dem Vertrauen, das ich ihm, der selbst arm und eine Waise war, im Glück und Unglück bewies: — dann Adele beschwör' ich dich, dann zeige, daß du meine Tochter und ein starkes Mädchen bist! Du hast dann an ihm nicht mehr verloren, als an dem elenden Staub, den unsre Füße treten, um dessentwillen er und alle Andern uns allein geschmeichelt, und dem wir mit Verachtung den Rücken kehren, weil eine ganze Welt solchen Staubes und solcher Menschen nicht werth ist, daß eine großmüthige Seele sich auch nur einen Augenblick um ihren Verlust bekümmert!« — Adele weinte heftig, aber still an der Brust ihres Vaters. Dann stand sie auf, indem sie seine Hand an ihre Lippen drückte, und verließ, ihm schmerzlich lächelnd zunickend, das Zimmer, um sich in ihr Schlafgemach zurückzuziehen.

Am nächsten Morgen brachte ein reitender Bothe ein Schreiben von Durand's Sachwalter, worin ihm dieser die unverzügliche Ankunft eines Bevollmächtigten des Chevaliers von Sorville meldete. Wenige Stunden nachher traf dieser Bevoll-

mächtigte, von einem Advocaten begleitet, wirklich ein. Es war ein Greis von schlichtem, fast ärmlichen Ansehen, aus dessen kleinen, grauen Augen eine seltsame Mischung von Trübsinn und Mißtrauen hervorblickte. Der Advocat legte die Vollmacht vor, auf seinen Begleiter lautend, nebst einem gerichtlichen Zeugniß über die Aechtheit der Handschrift und über die Identität der Person des Chevaliers von Sorville, einzigen Sohnes des verstorbenen Marquis dieses Nahmens, als Ausstellers der Vollmacht. Sie wären gekommen, sagte der Advocat, die wichtige Nachricht zu vernehmen, welche Hr. Durand dem Erben des Marquis mitzutheilen hätte, und darüber eine rechtskräftige Urkunde abzufassen. — »Und wo ist der Chevalier selbst?« fragte Durand. »Was ich ihm zu eröffnen habe, ist bedeutend genug, um die Mühe seiner persönlichen Anwesenheit zu lohnen.« — »Er wird hier erscheinen,« erwiederte der Advocat, »sobald wir ihm über den Erfolg unserer Sendung werden Auskunft ertheilt haben.« — »Sie würden ihn doch nicht erkennen, Herr Etienne Durand!« sagte der Greis, »da Sie mich, den alten Diener seines Vaters, nicht erkannt haben.« — „In der That,« antwortete Durand, indem er den Alten aufmerksam betrachtete, »ich fange an, mich Eurer Gesichtszüge zu erinnern, ehrlicher Jerome! denn so, wenn ich nicht irre, nanntet Ihr Euch in einem Briefe, den ich vor vielen Jahren von Euch erhielt." — »Claude Jerome Lagrange, wie die Vollmacht besagt,« erwiederte der Alte. — »Nun wohl, Herr Jerome Lagrange,« fuhr Durand fort, „ich will Euch nicht verhehlen, was ich dem Sohne des Marquis von Sorville mitzutheilen habe, obschon ich Euch mit Eurer eigenen Handschrift beweisen könnte, daß dieser

Sohn seit zwanzig Jahren todt und begraben ist. Sagt mir indessen doch, Herr Lagrange, was Euch bewog, mir damahls ein solches Mährchen aufzuheften, wodurch Ihr allein Schuld war't, daß Eurem Herrn so lange entzogen blieb, was sein ist, und dessen er dadurch leicht auf immer hätte beraubt werden können?« — »Hr. Durand,« erwiederte Jerome nach einigem Besinnen, »ich müßte lügen, wie ich damahls log, wenn ich nicht gestände, daß ich zu jener Zeit weit schlimmer von Ihnen dachte, als ich seit kurzem von Ihnen zu denken Ursache zu haben glaube. Ich hielt Sie, mit einem Wort, für einen so argen Jakobiner, als irgend einer in Frankreich zu finden war, und würde das Leben eines Sorville vor Ihnen und Ihresgleichen nirgends in der Welt für sicher gehalten haben, wenn ich nicht jede Spur seines Daseyns Ihren Nachforschungen entrückt hätte.« — Durand sah den Alten, in dessen Gesichtszügen sich auch jetzt noch eine Art von Scheu und Argwohn abmahlte, lange mit einem mitleidigen Blicke an, und sagte, indem er ihn bey der Hand faßte: „Nun denn, Lagrange, hört meine und Eures ehemahligen Herrn Geschichte, erfahrt, wozu ich entschlossen bin, und längst entschlossen war, und urtheilt dann, ob ich der Mann bin, für den Ihr mich gehalten habt?«

Als Jerome gehört hatte, in welchem Verhältnisse Durand mit seinem unglücklichen Herrn gestanden, und was er für dessen Sohn zu thun Willens sey, brach er nach einem langen, nur durch Seufzer und innere Erschütterungen unterbrochenen Stillschweigen, in seltsame Verwünschungen gegen sich selbst aus, bath abwechselnd Durand und seinen abwesenden jungen Herrn um Verzeihung, und endigte damit, seinen Begleiter zu ersu=

chen, er möchte vor Allem zu Protocoll nehmen, daß er (Claude Jerome Lagrange) ein boshafter Narr, und Herr Etienne Durand der rechtschaffenste Mann in Frankreich sey. Von der Aussage und Erklärung Durands wollte er nichts zu Papier bringen lassen; der gute Wille seines Nachbars Etienne, sagte er, sey eine bessere Bürgschaft, als alle Urkunden und Verbriefungen der vier Facultäten zusammen genommen. Dann griff er nach Hut und Stock, und trieb seinen Begleiter an, ihm zu folgen. Er müsse seinem Herrn entgegen, rief er, und ihm erzählen, was hier vorgegangen sey. Morgen würden sie Alle wieder kommen, und von Herrn Durand hören, wie er es mit der Uebergabe der Güter halten wolle. Damit rannte er fort, und warf sich nebst seinem Begleiter in den Wagen, der sie hergebracht hatte, und nun schnell hinwegfuhr.

Durand, welchen Jerome's wunderliches Betragen mehr als alles Andere überzeugte, daß der Sohn des Marquis von Sorville wirklich am Leben sey, und schon am folgenden Tage bey ihm eintreffen würde, machte nun im Stillen Anstalten zu der bevorstehenden Uebergabe. Er dachte mit Adelen für's Erste zu einem seiner Pächter zu ziehen, dessen Haus in der Nähe des Schlosses lag, und den er wegen seines Fleißes und seiner Redlichkeit, vor Andern stets als seinen Freund betrachtet hatte. Was seine Tochter von ihren Sachen mit sich nehmen wollte, überließ er ihrer Wahl, er selbst packte nur ein Paar Sonntagsröcke nebst einiger Wäsche und seiner alten Uniform von der Nationalgarde zusammen, auch vergaß er sein altes Böttcherwamms sammt Kappe nicht, die er noch immer zum Andenken aufbewahrte. Uebrigens machte ein kleines Capital von einigen tausend Franken, das Ersparniß von seinem früheren Gewerbe,

welches er stets abgesondert von seinem großen Vermögen gehalten, die Grundlage aus, worauf er sein und seiner Tochter bescheidenes Glück in Zukunft zu bauen gedachte, oder womit er der Letzteren, im schlimmsten Falle, einen Nothpfennig zu hinterlassen hoffte. Adele, die das Vorhaben ihres Vaters kannte, und ihn dabey so ruhig beschäftigt sah, folgte mechanisch seinem Beyspiele; aber in ihrem Herzen war nichts von seiner rüstigen Freudigkeit. Sie schien nichts zu hoffen, und nichts zu wünschen; eine stille, tiefe Trauer war über ihr blasses Gesicht verbreitet, und während sie einige ihrer einfachsten Kleider, wenige Bücher und Musicalien in einen kleinen Koffer zusammen legte, ward sie einige Mahle schwach und mußte sich setzen, um sich zu erhohlen. Von Fedor'n sprach sie und ihr Vater nicht mehr; aber dieser, der den Zustand seiner Tochter sah, war in seinem Innersten verletzt und erschüttert. Zum ersten Mahle in seinem Leben empfand er sein Gemüth von Bitterkeit gegen die Menschen erfüllt, und noch weniger der Anblick der Gegenwart, als die Betrachtung der Zukunft war es, was ihn bekümmerte. Der Gedanke, daß er Adelen, dieses liebenswürdige, nur allzu schwache, gefühlvolle Kind, in einer Welt voll Falschheit, Undank und Niedrigkeit bald allein würde zurücklassen müssen, ohne Schutz und Führer, so wenig ausgerüstet zu einem Kampfe mit solchen Widerwärtigkeiten, — dieser Gedanke schlug den Muth des sonst so starken Mannes nieder, und er fühlte sich in diesem Augenblicke wahrhaft unglücklich.

Während Vater und Tochter, von solchen Empfindungen erfüllt, in dem schon dunkelnden Zimmer still und traurig neben einander saßen, ward es laut im Hofe des Schlosses. Ein

Wagen hielt beym Aufgange, und Jerome's Stimme ließ sich auf der Treppe vernehmen. Gleich darauf stürzte er mit dem Freudenrufe in die Thür: »Er ist da! er ist da! Mein Herr kommt, ehrlicher Durand!« — Adele stand schnell auf, um sich zu entfernen, und Durand trat mißmuthig den Ankommenden entgegen, indem er sagte: »Mich däucht, es wäre auch morgen noch Zeit zu dem Geschäfte gewesen, das Euch her führt, und Euer Herr hätte nicht nöthig gehabt, noch spät am Abend die Ruhe meines kranken Kindes zu stören." — »Adele!« rief eine Stimme, und ein junger Mann in französischer Uniform drängte sich durch seine Begleiter, und stürzte zu Adelens Füßen, die, ihn erkennend, ohnmächtig in seine Arme sank. Es war Fedor, von dem fremden General und dessen Adjutanten begleitet. — »Was ist das?« rief Durand, vor Erstaunen außer sich. Doch bald errieth er den Zusammenhang, und die innigste Freude trat an die Stelle des Erstaunens. — Adele schlug die Augen auf; sie richtete sie, erst zweifelnd, dann mit dem stillen Entzücken der Befriedigung und Zuversicht auf ihren Geliebten und auf ihren Vater, der seine Tochter aus Fedor's Armen empfing und mit sprachloser Wonne an sein Herz drückte. — Der General hatte sich inzwischen den Freudetrunkenen genähert. „Ich habe ihn Euch entführt,« sagte er zu Durand und zu Adelen, »und so lange zurück gehalten, um zuvor Alles auszugleichen, was zu einem vollständigen und reinen Verständniß zwischen so seltenen Menschen nöthig zu seyn schien. Fedor ist seinem Vaterlande wieder gegeben, und in seiner Geburt und seinen Rechten anerkannt; aber er will nur der Freundschaft des großmüthigen Durand verdanken, was dessen strenge Rechtlichkeit

dem Fremden als eine Schuld zu entrichten gedachte. Es war mein Gedanke, Herr Durand, Ihnen diesen wunderlichen Alten zu senden, ehe sich Ihnen Sorville selbst zu erkennen gab. Daß Ihr Edelmuth auch die Vorurtheile dieses gutherzigen Menschenfeindes überwand, ist nicht der geringste Triumph, den Ihr Character über uns Alle davon trug.«

Durand stand in der Mitte des kleinen Kreises, der ihn umgab, bald den Einen, bald den Andern mit wohlgefälligen Blicken betrachtend. »So ist es wohl auch die mißtrauische Vorsicht dieses ehrlichen Verfälschers,“ sagte er, mit einem lächelnden Blick auf Jerome, »die unserm Freunde Sorville den Nahmen Fedor gab, um ihn mir und Meinesgleichen unkenntlich zu machen? — »Nein,“ erwiederte Sorville; »diesen Nahmen legte ich mir selbst bey, als ich mit der russischen Armee nach Frankreich zog; darum rief Jerome, der davon nichts wußte, mich unter meinem Geschlechtsnahmen in den Zeitungen auf. Was übrigens auch Sie, Vater Durand, und ich selbst dem Kopfe des ehrlichen Jerome zu verzeihen haben mögen, seinem Herzen und seiner unermüdlichen Treue danke ich meine Erhaltung. Er fristete mit seinem kargen Erwerb meine hülflose Kindheit, und war mein Erzieher, bis es ihm gelang, mich in eine Militärschule Rußlands zu bringen.« — »That er das?« rief Durand. »Nun denn, braver Jerome, so laßt uns ehrlich theilen! Die größere Hälfte des Lobes, das mir so reichlich gespendet wird, gebührt Euch, alter Freund; denn Ihr habt Eurem Herrn Leben, Gesundheit und gute Sitten erhalten, ich nur ein wenig Geld und einige Hufen Landes.« — »Und das,“ fiel Sorville ein, indem er Adelens Hand ergriff, »was mir theurer als das Leben und

alle Reichthümer ist, — das Herz und die Hand dieses Engels. Ihren Segen, mein zweyter Vater!« — »Ich segne Euch, meine Kinder!« sagte Durand mit ernster Rührung: »Seyd rechtschaffen; — für das Uebrige laßt Gott sorgen!«

C. A. West.

Der Wanderer.

Ein Wandrer kam am Abend
Nach heißem Tageslauf
Zum Thal, das nahm ihn labend
Mit Luft und Schatten auf.

Gleich einem blauen Bande
Ein Feld hindurch sich wand,
An dessen tieferm Rande
Hoch eine Tanne stand.

Der Wandrer legt' am Fuße
Des Baums sich müde hin,
Der, wie mit leisem Gruße,
Ihm zuzuflüstern schien.

Der Lein, voll blauer Blüthen,
Schön, wie Vergißmeinnicht,
Schien ihm Willkomm zu biethen,
Und küßte sein Gesicht.

»Dank Blumen, dank, o Tanne!
Was zog zu euch mich an?
Was seyd ihr mir, dem Manne,
Dem fremden, zugethan?«

»Bin dir geweiht zum Bette,«
Versetzt die Tanne nun,
»Du sollst auf meinem Brette
Den Todtenschlummer ruhn.«

»Und wir,« spricht nun der Linnen,
»Sind auch verwandt genug:
Aus meinen Fäden spinnen
Wird sich dein Leichentuch.«

Er staunt und ruft: »Noch scheid' ich,
Mein letztes Kleid und Haus,
Von euch: noch allzufreudig
Sieht uns das Leben aus.

Ihr müßt erst traurig fallen,
Entwurzelt, durch das Beil;
Mir wird auf meinem Wallen
Auch manch ein Schmerz zu Theil.

Gern dann zur Ruhstatt gehen
Wir aus der rauhen Welt.
Auf friedlich Wiedersehen,
Bis unser Staub zerfällt!«

Therese v. Artner.

An Emma.

O wärst du meinem Blick nie aufgegangen,
Du schöner Stern an einer höhern Welt!
Nie hätte Flammendrang dieß Herz geschwellt,
Nach deinem Anschaun ewig zu verlangen.

Denn wie dein liebes Bild mein Aug' empfangen,
Sah ich, von ungewohntem Licht erhellt,
In's Leben meinen schönsten Traum gestellt,
Doch darf ich nur im Traume dich umfangen.

Was deine Liebe schuf, Pygmalion!
Gab Liebe dir, o Seliger! zum Lohn'.
Ich darf nur wagen in bescheidner Ferne

Empor zu schaun zu meinem hellen Sterne.
So leite mich bis an den Strand, o Licht!
Wo einst der stummen Sehnsucht Woge bricht.

R. Walther.

In das Stammbuch eines Freundes.

In der Erfahrung heißem Sonnenbrande,
Nach manchem Sturm, zum Manne früh gereift,
Sah ich von meinem Leben bald gestreift
Des frohen Wahnes bunte Duftgewande.

Früh welkten mir der Liebe Blumenbande,
Von keiner Hoffnung mildem Thau beträuft;
Doch wie ich auch in Wünschen ausgeschweift,
Erkenntniß trieb mein Schiff zum sichern Strande.

Geschweiget schläft in mir nun blinde Neigung;
Im klaren Lichte stiller Ueberzeugung
Seh' ich, was war, was ist, und was nur scheint.

Das Liebste falle weg aus meinem Leben,
Gern duld' ich Schweres, will nach Höherm streben,
Nur ein Errungnes bleibe treu, — der Freund.

R. Walther.

Lieder.

1.

An ihr Sterne
Aus der Ferne,
Leuchtet meiner Liebe zu;
All ihr Quellen,
Mit den hellen
Wellen rieselt sanfte Ruh!

Abendgluthen
Strahlt aus Fluthen,
Wie der Liebe Blick so traut;
Wipfel rauschet,
Wenn er lauschet
Zarter Liebe Seelenlaut!

Laßt sie denken,
Süß sich senken
In das Herz, das ihn umschwebt;
Einsam Sinnen,
Süßes Minnen,
Da, wo Seel' in Seele lebt.

Herbes Trennen,
Wer kann nennen
Deine Qualen, deinen Schmerz!
Doch auch ferne
Schließen Sterne
Treuer Liebe Herz an Herz!

2.

Ich such die Einsamkeit
Im tiefsten Schattenhain,
O du, mein süßes Leid,
Um ganz bey dir zu seyn!

Wie bist du mir so fern,
So fern, und doch so nah!
So steht der schönste Stern
Am hohen Himmel da.

In heißen Thränen mein,
Im tiefsten Schmerz mein eigen,
Im süßen Liede dein,
Mein Treuwort sagt mein Schweigen.

O möcht' ich ganz vergehn
In diesen stillen Leiden,
Dir fest in's Auge sehn,
An deinem Blick verscheiden!

3.

Was mir aus deinem Auge lacht,
Das strahlt so selig durch die Nacht;
Die Sterne leuchten auf mich hin,
Als wüßten sie, wie mir zu Sinn.

Ich hör der Wipfel Melodie,
Wohl inniglich versteh' ich sie;
Ihr Rauschen wiegt die Seele ein,
Wie Worte von den Lippen dein.

Mein banges Glück, mein Wohl und Weh!
Mein Alles, wann ich dich nun seh,
Und fühl' im Herzen, wie du mein,
O sprich, wie wird das Scheiden seyn?

4.

Ein Klang, der tief im Busen lebt,
Ein Blick, der durch die Seele bebt,
Das ist mein Weh und meine Lust,
Das bleibt auf ewig mir bewußt.

Es gibt ein stilles Seelenflehn,
Das kann die Liebe nur verstehn,
Wenn Aug' im Auge selig ruht,
Dann wächst der hohen Liebe Muth.

5.

Lebt wohl, ihr Blumen nun,
Lebt wohl, und grüßt den Lieben!
Wohl euch! ihr dürfet ruhn,
Werd't nicht hinweggetrieben. —
O, würd' es mir auch so,
Wohl würd' ich einmahl froh!

Zum Abschied netzt euch warm
Ein Strom von bangen Thränen;
Er kennt nicht meinen Harm,
Weiß nicht mein banges Sehnen,
Und, ob das Herz mir bricht,
Mein Schweigen brech' ich nicht!

Thut mit geschloßnem Mund,
Mit sanften, feuchten Blicken,
Ihm all das Sehnen kund;
Die Wehmuth, das Entzücken,
Das stets bey seinem Bild
Durch meinen Busen quillt.

Sagt ihm: von nun an sey
Mein Loos nur Harm und Sehnen,
Doch fühl' ich noch dabey
Beseligt mich in Thränen;
Mein Leid mir mehr gefällt,
Denn Alles auf der Welt!

Sagt ihm: dieß Band, so traut,
Versöhnt mich mit dem Leben;
Mein Herz, von ihm durchschaut,
Wird nicht mehr einsam beben;
Löscht doch in Sturm und Braus
Der Liebe Stern nicht aus!

Wie schwer das Leben sey,
Auch fern will ich es tragen;
Einst macht der Tod mich frey,
Will vor dem Tod nicht zagen.
Der Liebe Morgenroth
Geht auf im süßen Tod!

6.

Dort, wo sanfter wehn die Lüfte,
Wo der goldnen Primel Düfte
Wehen unter leichtem Schnee;
Wo durch kühne Felsenbogen
Mächtiger die Fluthen wogen,
Möcht' ich bergen all mein Weh!

Könnt' ich je mit dir die Auen,
Die so wonnig blühen, schauen,
Wo der Frühling immer blüht;
Wo der Nachtigallen Klagen
Alle Sehnsuchtwonnen sagen,
Die mein trunknes Herz durchglüht!

Eitler Wünsche bunt Gewimmel!
Ist denn Erde mehr als Himmel,
Der in deinem Auge thront?
Stille, süße Blicke sagen
Mehr, als Nachtigallenklagen;
Eden blüht, wo Liebe wohnt!

Helmine v. Chezy.

An die Quelle in Gastein.

Am 9. May 1821.

Ich grüße dich, du wunderbare Quelle!
Doch nah' ich dir mit bangen Zweifeln nur:
Heilst du die Schmerzen auch der kranken Seele,
Tilgt deine Fluth des Grames tiefe Spur?

Gibst du dem Adler seine Flügel wieder,
Wenn sie der Blitz im grausen Sturm versengt?
Versüßest du des Schwanes Sterbelieder,
Wenn in die Töne sich dein Rauschen mengt?

Wenn ihre frischen Farben schon verglühen,
Gibst du den Blumen neuen, schönen Glanz:
Doch kann in deinen Wellen wieder blühen
Der letzten Hoffnung früh verwelkter Kranz?

Caroline Freyin v. Vogelsang.

Sehnsucht nach Thränen.

Ich kann und kann nicht weinen
　In allem meinen Schmerz,
Und die mich sehen, meinen,
　Beruhigt sey das Herz,

Und schelten unempfindlich
　Die treue, fromme Brust,
Die ihres Jammers stündlich
　Sich herber wird bewußt.

Ach, weil der Andern Augen
　In Schmerzen übergehn,
Muß ich sie in mich saugen,
　Und Keiner will es sehn;

Und Keiner will verstehen,
　Wie leicht ein Herz zerbricht,
Wird ihm in seinen Wehen
　Der Thräne Lindrung nicht!

Warum mußt' Eins mir werden,
Das warm und innig fühlt,
Und rings auf weiter Erden,
Rings keinen Trost erzielt?

In dürres Land gesenket,
Ein schwacher Zweig, geknickt,
Den keine Quelle tränket,
Kein frischer Thau erquickt! —

Hätt' ich erst Thränen funden,
Wär' Alles, Alles gut. —
So kommt, und fühlt die Wunden,
Bevor die Erd' es thut!

Carl Förster.

Abends.

Lichte dich im hellen Abendrothe,
Mein entzückter Geist!
Ist es nicht ein heitrer stiller Bothe,
Der dir längern Frieden einst verheißt?

Labe dich im hellen Abendstrahle,
Sauge Himmelsgluth,
Dir des Lebens dunkle Nebelthale
Zu erhellen, durch zu gehn mit Muth!

R. Walther.

Leitfaden.

Sey immerhin das Leben vielgestaltig,
Du bleib' in dir gesammelt und gehaltig.
Die Weisheit ist schlicht, nur hohler Wahn
Zieht gerne alle Masken an;
Strebt sich in jede Form zu fügen,
Sich allem Neuen schnell anzuschmiegen,
Er gackt, ein selbstgefälliger Fant,
Und ist dem Klugen ein Comödiant;
Zieht Wahrheit die bunten Lappen ihm aus,
Nackt schleicht er aus dem Schauspielhaus.
Des Menschen innerer eigner Gehalt
Gibt seinem Leben auch seine Gestalt.

N. Walther.

Devise

eines rosenfarbenen Kalenders, als Sylvestergabe 1822.

Ein rosenfarbnes neues Jahr,
Das bring' ich dir in nuce dar!
Ganz jugendlich noch, und so neu,
Als wär's geschält erst aus dem Ey!
Der Frühling noch unaufgeblüht,
Der Sommer noch unangeglüht,
Der Herbst noch ohne Traub' und Most,
Doch auch der Winter ohne Frost!

Nun, wenn's nur erst noch größer wär!
Drum nimm's nur aus der Wiege her,
Und wart' es auf den Armen still,
So lang es nicht hinunter will!
Dann hohlt es dir die Veilchen schön,
Die Rosen, die am Wege stehn,
Und fängt die Nachtigallen ein,
Und bringt sie dir im Mondenschein.

Im Sommer wird's nun größer schon.
Da zieht's — ein junger Musensohn —
Mit dir selbander Hand in Hand
Hinein, hinaus in alles Land.
Die Saaten sind nun alle da,
Die fernen schönen Berge nah;
Die Herrlichkeit der Erde liegt
An seiner Brust, wie angeschmiegt.

Da wird es ernster, sinnt und sucht
Nach Trauben und nach reifer Frucht;
Und das auch wird ihm zugewandt
Von oben aus dem Sonnenland,
Und wie es nun die Trauben bringt,
Die Ranken um die Berge schlingt,
So ist es, eh' es sich besann,
Und eh' man sich's versieht, ein Mann.

Doch dreymahl glänzt der Mondenschein
Nur noch in's Leben ihm hinein:
Da wird's ihm kühler um die Brust,
Da wird's ihm nach und nach bewußt,
Daß ihn auf Sanct Sylvestertag
Schlag Zwölf Uhr rühren muß der Schlag;
Doch gibt er sich geduldig drein! —
Ich möchte kein Kalender seyn!

Fr. Kuhn.

Die Unerfahrene.

»Sehr geschmackvoll! allerliebst! so gut ist mir noch kein Häubchen gestanden,« sagte die Räthin P***, indem sie, vor einem großen Spiegel stehend, und einen kleinen in der Hand haltend, ihren Kopfputz von allen Seiten besah. »Wahrhaftig! ich bin mit der neuen Erzieherin unserer Töchter vollkommen zufrieden. Sie beträgt sich in Gesellschaft sehr anständig, kleidet sich gut mit wenig Geld, spricht fertig ihre drey Sprachen, ist überhaupt, troß einem Professor, gelehrt, und macht mir alle Moden nach dem Pariser Journal.« — »Wenn das Verhältniß nur halb so gut für sie paßte, als sie für das Verhältniß!« sagte kopfschüttelnd der Rath. — »Und worüber hätte sie denn zu klagen?« fragte die Räthin empfindlich. — »Das weiß ich nicht so genau,« antwortete ihr Mann; »doch dem Mädchen ist nicht leicht zu Muthe.« — »Einbildung! Jedem ist leicht zu Muthe, der aus einem armen Hause in ein reiches kömmt.« — Der Bediente meldete: die Gäste, welche zur Mittagstafel erwartet wurden, seyen eben gekommen. Der Rath führte seine Frau in das Empfangzimmer: sie machte das Bewußtseyn der wohlgelungenen Toilette, ihn die ehrlichen Gesichter ein Paar alter Freunde bald wieder heiter. Die

Gruppe, welche Cordelia, die eben erwähnte Erzieherin, mit den Töchtern des Hauses bildete, verdiente in mehr als einer Hinsicht das Auge auf sich zu ziehen. Schönheit des Wuchses und der Züge war an den drey Gestalten beynahe in gleichem Maße zu bewundern; doch suchte der Blick vergebens bey den zwey Kinderköpfen die Kindlichkeit; sie war vor der Zeit entwichen, und schien in die Wangengrübchen der Jungfrau sich geflüchtet zu haben.

Mit gemachter Haltung, in der Spannung der aufgeregten Eitelkeit, lauernd, erwartend saßen die Kinder da neben Cordelien, die mit dem natürlich guten Anstande, den ihr die innere Haltung gab, ruhig unbefangen, ein argloses Menschenkind unter Menschen, das Wesen der ihr anvertrauten Mädchen nicht begriff, noch begreifen konnte. Die Freundinnen der Frau vom Hause flüsterten einander zu, daß die Mädchen ihre Erzieherin bald übersehen würden; — wenn aber die Räthin eine solche Aeußerung vernahm, versicherte sie, ihre Töchter hätten zwar besondere Gaben von der Natur empfangen; doch ihre jetzige Erzieherin sey ein vernünftiges, ja ein gelehrtes Frauenzimmer, und wisse sogar den Mädchen zu imponiren. — Oft verglich der Rath stillschweigend seine Töchter mit Cordelien, und ihn befiel dabey eine unaussprechlich wehmüthige Empfindung.

Wenige Wochen waren seit Cordeliens Aufnahme in diesem Hause verflossen: die Räthin saß übelgelaunt beym Frühstücke; denn sie hatte bey der gestrigen Gesellschaft mit schlechtem Glück gespielt. Sie hatte eben dem Stubenmädchen geklingelt, um sie über irgend eine Nachlässigkeit auszuschelten: nun ging die Thüre des Schlafzimmers auf, ihr Gesicht verfinster te sich zum Empfange der Schuldigen; aber es erheiterte sich

plötzlich wieder; denn Cordelia war es, im weißen Morgenkleide, die hellbraunen Locken den schönsten Hals nur halb verbergend, die großen dunkelblauen Augen in Freude und Rührung schwimmend, die frische Wange sanft glühend, wie das Morgenroth. Sie brachte der Mutter zum Morgengruße ihr jüngstes Kind, dessen kleine Hände sich, in des Mädchens Locken spielend, so verstrickt hatten, daß sie lächelnd den Kopf etwas abwärts halten mußte, ihren Liebling in seiner Lust nicht zu stören. »Guten Tag, liebe Cordelia!« rief die Räthin sehr freundlich, und both ihr die Wange statt der Hand, nach der sie kindlich langte: dann küßte sie zu wiederhohlten Mahlen das Kind, dessen Schönheit ihr noch nie so aufgefallen war. »Ich komme mit einer recht großen Bitte,« sagte das Mädchen. — »Es gibt nicht leicht Etwas, daß ich Ihnen in dieser Stunde abschlagen könnte,« sprach die Räthin. — »O, das wäre schön!« rief Cordelia; »so will ich es denn auf Ihre Güte hin wagen. Erlauben Sie mir, mit der alten Anna einen Tausch zu treffen.« — „Wie verstehn Sie das?« — »Lassen Sie Anna bey Ihren Töchtern schlafen, den Tag über bey Ihnen sitzen; und vertrauen Sie mir diesen kleinen Engel an.« — »Das ist wohl nur Scherz?« sagte die Räthin. — »Nein! zu scherzen wär' ich wahrlich nicht gestimmt; wohl aber mich innig zu freuen, wenn ich Gewährung fände. Sehn Sie, das liebe schöne Kind ist nicht gut versorgt; Anna schläft zu fest; sie hört es nicht weinen.« — »Sie irren sich gewiß; Anna ist sehr brav.« — »Das läugne ich nicht; doch ich weiß, mich ließe die Sorge um das arme Würmchen nicht so schlafen.« — „Aber, mein Kind, Ihr Beruf ist es, Erzieherin zu seyn.« — »Und wäre das nicht der rechte Anfang?« rief Cor-

delia mit Feuer. »Ach! wie würden das schöne Kind und ich einander lieb gewinnen, und was ist da noch schwer?« — »Lieben Sie denn meine Töchter nicht?« — »Ich bin ihnen gewiß recht gut; doch kann ich ihnen nicht nützlich seyn; denn sie sind in mancher Hinsicht klüger, als ich, wissen Manches was ich nicht weiß, und was ich weiß, haben sie wenig Lust zu lernen. Zudem haben sie ja ihre Lehrstunden, wobey die alte Anna eben so gut, als ich, sitzen kann: auf die Promenade führe ich sie, so oft Sie befehlen, und gewiß,« sagte sie, treuherzig die Hand auf die Brust legend, »ich bin sonst bey Ihnen ganz überflüssig. —— Und, liebe gute Frau Räthin, Sie wissen gar nicht, wie traurig es dem Menschen zu Muthe ist, der nichts, so recht vom Herzen zu lieben hat, und auch nicht recht geliebt wird! Vertrauen Sie mir das Kind an, es wird unter meinen Händen zu Ihrer Freude wachsen und gedeihen; ich fühle es, es will auch geliebt seyn.« — Cordelia drückte das Kind fest an ihre bewegte Brust, große Thränen rollten über ihre Wangen herab, ihr Blick bath so rührend — — sie war unwiderstehlich schön.

»Sie sind sehr exaltirt, meine Liebe,« sagte die Räthin, „und das ist nicht gut.« — Die alte Anna kam mit mürrischem Gesichte herein, und hohlte das Kleine; Cordelia übergab es ihr seufzend, und wie sie hoffte — nicht auf lange. — »Setzen Sie sich hieher zu mir,« sprach die Räthin, »und erzählen Sie mir etwas von Ihrem vergangenen Leben; ich bin wirklich darauf neugierig. Sie haben gewiß eine sehr vorzügliche, aber seltsame Erziehung genossen.« — »Zu erzählen habe ich eigentlich nichts, das Sie nicht schon wüßten,« sagte Cordelia; »daß mein Vater der abgedankte Major Selten war,

daß ich unter seinen Augen von seiner Schwester als Kind gepflegt, als Mädchen gelehrt wurde, ist Ihnen bekannt.« — »Ihre Tante muß eine eigene Frau gewesen seyn.« — »Jeder Mensch hat wohl Eigenes,« versetzte lächelnd Cordelia, »doch Auffallendes hatte sie nichts an sich; sie war seit dem Tode ihres Mannes, der auf dem Schlachtfelde geblieben war, sehr still geworden. Mein zum Krüppel geschossener Vater brachte ihr die Nachricht. Sie verband seine Wunden, er weinte mit ihr, er konnte nur zu gut ihren Schmerz verstehn; denn er hatte vor kurzem meine Mutter begraben. Damahls mochte ich das Elend vermehren; ein mutterloser Säugling ist ein erbarmungswürdiger Anblick. Indessen, Gott half! die Wunden heilten, die Thränen versiegten, ich wuchs empor, und ich kann sagen, daß wir recht viele glückliche Jahre verlebten.« — „Was hatten Sie denn für Unterhaltungen?« — »Was man hier so nennt, hatte ich nicht, aber noch viel weniger Langeweile. Mein Vater hatte eine kleine Wirthschaft gepachtet: da gab es Vormittags für mich und die Tante alle Hände voll zu thun. Abends saßen wir beym Vater, der uns vorlas.« — „Romane?« — »Nein, solche Bücher lernte ich erst hier kennen; meist las uns der Vater vor aus einem Buche, wo immer ein großer Römer einem großen Griechen entgegengestellt wird, so daß man oft nicht weiß, wer von den Beyden am herrlichsten strahlt: dann auch aus andern Büchern in Versen und in Prosa, wo ich aber oft meine bekannten Helden mit großer Freude wieder fand. Am Sonntag, da mein Vater gewöhnlich Abends beym Pfarrer spielte, las die Tante mir aus der Legende vor; ihr waren die Heiligen viel lieber, als die Helden, mir waren alle Heilige Helden, und alle Helden heilig.“ —

»Verzeihen Sie, bestes Kind; aber so hohe heroische Dinge scheinen mir in einem Mädchenkopfe nicht an ihrem Platze zu seyn: ich weiß nicht, wozu sie taugen sollten.« — »O gute, liebe Frau! möchten Sie nie erfahren, wozu sie taugen! mir kamen sie wahrlich gut zu statten! Hätt' ich nicht von Kindheit auf den Tod kennen gelernt als etwas Herrliches und Großes, worin der tugendhafte Mensch sich erst verklärt: was wäre aus mir geworden, als ich in kurzer Zeit die beyden Menschen sterben sah, die mir auf Erden am nächsten, ja allein auf Erden nahe waren? Er starb wie seine Helden, sie wie ihre Heiligen; mein Herz war hart getroffen, aber mein Muth gehoben: nimmer vergaß ich sie. Das Leben gibt mir nicht wieder, was ich an ihnen verlor; doch zu der Trauer über meinen unersetzlichen Verlust gesellte sich eine freudig stolze Empfindung, die mich, wie ich hoffe, bey allem Elend dieser armen Erde aufrecht erhalten soll.« — »Wie ich sagte, mein Kind, Sie sind sehr exaltirt; doch wie kamen Sie dazu, Moden zu machen? So etwas lernt man nicht auf dem Lande, und nicht aus Büchern.« — »Ich übte von jeher die Hände,« sagte Cordelia, durch die Querfrage sehr herabgestimmt: »zu dem kann ich zeichnen, und da lernt man sehn: hier hatt' ich Muster, und wollte gern mich Ihnen gefällig zeigen. . . . Aber ich bin ja nicht gekommen, Sie so lange mit dem Wenigen, was ich bin und kann, zu beschäftigen; sondern um Sie zu bitten, mir den Tausch mit Anna zu erlauben.« — »Daraus kann nie etwas werden,« erhielt Cordelia zur Antwort: „und wenn Sie die Welt und ihre Verhältnisse einst besser kennen, wird Ihnen auch dergleichen nicht mehr in den Sinn kommen.« — Cordelia bath noch lange, doch vergebens: trostlos verließ sie

der Räthin Zimmer, und verschloß sich in das eigene, durch heiße Thränen ihr gepreßtes Herz zu erleichtern.

Die Räthin sagte ihrem Manne von dem seltsamen Einfall des Mädchens. »Cordelia ist die treue Tochter der Natur,« sprach er, »sie könnte nur unsers jüngsten Kindes Mutter seyn; darum treibt sie das Herz, an dem Kinde Mutterstelle zu vertreten.«

Lange schien Cordelia über die fehlgeschlagene Hoffnung untröstlich: doch die Jugend behauptet ihre Rechte; der Umgang im Hause der Räthin war sehr lebhaft; und wer aus Grund des Herzens weinen kann, kann gewiß auch recht herzlich lachen. Cordeliens Frohsinn war nur scheinbar mit dem hohen Ernste, der ihr innwohnte, im Widerspruch. Unter den Männern, die das Haus der Räthin besuchten, befand sich ein junger Officier, den des Mädchens eigenes Wesen besonders ansprach: das Gemisch von Kindlichkeit und Strenge, von Unkenntniß der Dinge, die Jedermann weiß, und einem unbewußten Dociren in Wissenschaften, die nicht leicht ein junges Frauenzimmer besitzt, rührte und belustigte ihn zugleich. Er konnte bey einem Thé dansant sie vorsetzlich in ein Gespräch über die Römer und Griechen verwickeln, durch Widersprechen aller ihrer Behauptungen, durch Bespötteln ihrer Begeisterung sie mehr und mehr in Eifer zu bringen, dann schnell aufstehend, sie versichern, so etwas lasse ihr gar nicht gut, und er müsse sich um eine nicht gelehrte Tänzerin umsehn. Doch nicht selten kehrte er nach zwey Minuten wieder zurück, bath demüthig ihr alle seine Sünden ab, und meinte, da sie doch einmahl, trotz ihrer furchtbaren Erudition, aus allen anwesenden Mädchen ihm die liebste sey, und schwerlich Scipio der Afri-

kaner, oder irgend einer ihrer Lieblinge, sie zu diesem Walzer abhohlen würde, bleibe es für Beyde das Klügste, ihn mitsammen zu tanzen; — und Cordelia reichte lachend ihm die Hand. Er war ein rascher, offener Jüngling, aus dessen Augen Muth und Geist blickten; ein Ehrenzeichen zierte seine Brust, eine Narbe, schöner noch, seine Stirn. Verglichen mit den hohen Gestalten, die Cordelia im Busen trug, war er freylich keine sehr merkwürdige Erscheinung: aber in dem Kreise gewöhnlicher Menschen, der sie umgab, eine sehr bedeutende, ihr sehr willkommene; denn was er that und sprach, zeigte von der ihm angebornen Verachtung alles Kleinlichen.

»Cordelia! Cordelia!« rief eines Abends der Rath in warnendem Tone, als die Gesellschaft sich entfernt hatte, und Frau und Kinder beym Ausziehen waren. — »Was hab' ich denn gethan?« fragte sie erschrocken. — „Fragen Sie Ihr Gewissen.« — »Mein Gott! ja ich habe wieder einmahl vergessen, daß ich mich immer vergessen soll — ich muß es gestehn! ich weiß wenig, was ihre Töchter den Abend über gethan haben.« — „O! seyn Sie ruhig,« sagte der Rath; »Sie haben sich musterhaft gerade gehalten, und immer französisch gesprochen, nur einmahl hörte ich deutsch die Bemerkung: die gute Freundin sey heute besonders munter.« — »War denn wirklich," fragte hocherröthend das arme Mädchen, »Etwas in meinem Betragen, das Ihnen auffallen konnte?« — „Nein, Cordelia; verzeihen Sie mir den Scherz; meine Warnung geht Ihr Betragen gar nicht an.« — »Was denn sonst?« — — »Ihr unverwahrtes, schuldloses Herz: lassen Sie darin eine Neigung nicht aufkeimen, die Ihnen nur Kummer bringen könnte! Glauben Sie mir; ich kenne die Verhältnisse." —

»Herzlichen Dank für diese Besorgniß; doch sie ist zum Glück nicht gegründet. Horst gefällt mir zwar sehr gut, und wem könnte er mißfallen? aber es ist mit ihm kein ernstes Wort zu sprechen, und die Liebe ist kein Scherz! mein Herz ist ganz ruhig.« — Wäre es auch möglich gewesen, an der Wahrheit einer Betheuerung aus Cordeliens Munde zu zweifeln, so hätte, was in den nächst folgenden Tagen sich zutrug, auch den leisesten Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit gehoben. Horst wurde mit einer Beförderung zu einem andern Regiment übersetzt, und mußte folglich den Aufenthalt verändern. Cordelia freute sich darüber; denn er hatte diese Beförderung gewünscht: sie nannte ihn am letzten Abend, den sie beysammen zubrachten, wohl hundertmahl Herr Rittmeister, und sie schieden lachend, doch nicht ohne einander ein treuherziges Lebewohl zuzurufen.

Kurz darauf verreiste auch der Rath. Er dachte in wenig Wochen die Seinen wieder zu begrüßen; allein das Geschäft, das ihn genöthigt hatte, sich von ihnen zu trennen, zog sich in die Länge. Er schrieb von seinem sehnlichen Wunsche, Weib und Kinder um sich zu sehen, von der reitzenden Gegend, die er allein bewohnen mußte, und folglich nicht genoß. Die Jahrszeit war günstig; der Weg konnte in weniger als zwey Tagen zurückgelegt werden. — »Wir reisen hin!« rief die Räthin; „wir reisen!“ schrien die Mädchen; »wir reisen!« jubelte Cordelia, und wäre gern vor Freude hoch aufgesprungen, hätte sie sich nicht bey Zeiten ihrer Würde als Erzieherin errinnert. Doch wie sank ihr froher Muth, als sie hörte, das kleine Kind, ihr Liebling, ihr Kleinod, bleibe bey der alten Anna zurück! Sie machte der Mutter die rührendsten Vorstel-

lungen; aber sie bekam zur Antwort: das Kind sey nur an die Alte gewohnt, und für diese sey im Wagen kein Platz. In der Angst ihres Herzens gestand Cordelia, sie habe der Alten schon öfter es abgeschmeichelt, und selbe durch die ganze Nacht bey dem Kinde vertreten; sie versicherte, es sey ihr gar nicht schwer gefallen, den Schlaf zu überwinden, und sie habe sich für alle Mühe durch des Kindes Lächeln belohnt gefühlt; ja es könne Niemand, der es nicht gesehn, je glauben, wie lieblich solche helle Aeuglein die Nacht beleuchten könnten. Dieß Alles ermüdete nur die Geduld der Räthin, die Cordelien endlich fragte, wie sie sich's einfallen ließe, mütterlicher als sie selbst für das Kind empfinden zu wollen? — Ein jeder wird besteuert nach Vermögen, hätte Cordelia zu ihrer Entschuldigung anführen können; doch sie erschrack über den Ton, den Blick der Frau, die sich sonst nicht leicht zum Zorne reizen ließ, und fügte sich schweigend.

Der Rath wurde auf das Angenehmste durch die Ankunft seiner Familie überrascht. »Wo ist das Kleine?« fragte er, nachdem er Mutter und Töchter an sein Herz gedrückt hatte; doch was er zwischen den Augenbraunen seiner Frau und durch Cordeliens Züge zucken sah, belehrte ihn, diese Saite, länger berührt, würde keinen wohlklingenden Ton geben; er begnügte sich also mit der Antwort: »Es ist gesund! ganz gesund,« — welche die Räthin hastig herausbrachte. Er schwieg, doch im Herzen darüber sehr betrübt, daß nur halbe Vaterfreuden ihm gegönnt wurden. Cordelia bewunderte die Ruhe, mit welcher die sonst eben nicht lieblose, nicht sorglose Mutter jede Unterhaltung genoß, wie empfänglich sie für jede Freude sich zeigte, wie wenig überhaupt der Gedanke an das verlassene Kind sie stör-

te. Sie daran zu erinnern, wagte Cordelia nicht mehr: aber sie konnte es nicht vergessen; bey allen Vergnügungen, die ihrer Jugend so angemessen als willkommen waren, beschlich sie oft die wehmüthigste Stimmung, und eine herzeinengende Bangigkeit. So ungern sie sich von dem Rathe, der sie stets mit väterlichem Wohlwollen behandelte, wieder trennte, bestieg sie freudig den Reisewagen zur Heimfahrt. Unterwegs stellte sie sich oft selbst die Frage: ob ihr liebes Kind sie wohl noch erkennen? ob es ihr wie sonst die kleinen Arme entgegenstrecken werde? und sie hoffte es mit der frohen, doch zu oft betrogenen Zuversicht jeder innigen Neigung. Schon winkten, zwar noch in beträchtlicher Entfernung, die Thürme der Hauptstadt; als ein anderer Wagen, der diesem schnell entgegen gefahren kam, plötzlich hielt, und die beste Freundin der Räthin heraus stieg. Nun ließ auch die Räthin halten, stieg ebenfalls aus, die Freundin empfing sie in ihre Arme, drückte sie mit ungewöhnlicher Heftigkeit an sich, riß sie zu ihrem Wagen, in den beyde Frauen von einem Bedienten schnell gehoben wurden, und der dann im raschen Trabe, wieder nach der Stadt fuhr.

Der schwer bepackte Reisewagen hielt erst mit anbrechender Nacht vor dem Hause der Räthin: »Gottlob! daß wir endlich wieder da sind!« rief Cordelia. Sie flog die Treppe hinauf, trat rasch in das Zimmer, welches die Wärterin mit dem kleinen Kinde bewohnte —— Ach! die Wiege stand leer, ——— doch dort auf dem Ruhebette lag ja das geliebte Kind, so süß lächelnd im tiefen Schlafe, so schön mit Blumen und Bändern geschmückt! Gewiß zum Empfange der Mutter, dachte Cordelia; sie beugte sich zu ihrem Liebling herab, drückte ei-

nen Kuß auf seinen Mund, und sank mit einem Schrey zu Boden. — Die Kälte des Todes war von des Kindes Lippen in ihr Herz gedrungen. Die Dienstleute liefen herbey, Cordelia wurde ohne Bewußtseyn auf ihr Zimmer getragen, und die kleine Leiche, welche die Mutter nicht sehen sollte, schnell aus dem Hause geschafft.

Die Räthin, durch ihre Freundin zu dem so unerwarteten Schlage vorbereitet, und endlich von ihrem Verluste unterrichtet, hatte sich selbst schon bittere Vorwürfe gemacht, und ihrem todten Kinde den Zoll mütterlicher Zähren nicht versagt; doch bey dem Gedanken an Cordelien verschloß sich gewaltsam ihr Gemüth; sie fühlte, sie würde als Schuldige vor ihr stehen müssen, des Mädchens Thränen würden sie anklagen. Als sie nun vollends von der Ohnmacht hörte, die sie für Verstellung hielt, weil sie sie dafür halten wollte, glaubte sie allen Grund zu haben, dem Mädchen gram zu seyn. Die arme, mattgeweinte Cordelia wurde bey der ersten Zusammenkunft mit einem kalten, beynahe verachtenden Blicke gemessen, und die Frage um ihr Wohlseyn begleitete ein ironisches Lächeln, das grell genug contrastirte mit dem Schmerzenszuge um den Mund, der sie aussprach.

Sehr bald merkten Kinder und Dienende, daß Cordelia die Gunst der Räthin unwiederbringlich verscherzt hatte; und von nun an klang aus jedem Munde des Spottes, oder der Rohheit Ton ihr entgegen. Der Rath, der sie vor so unwürdiger Behandlung geschützt hätte, war noch immer abwesend; die lieben Augen, deren unschuldsvoller Blick sie so oft getröstet, hatten sich auf immer geschlossen. Cordelia war sehr unglücklich, und, nicht klar über ihre Lage, fühlte sie doppelt

deren Druck; da alle mit ihr unzufrieden schienen, war sie es mit sich selbst.

Ein reicher, schon bejahrter Graf, den das hohe Spiel in das Haus der Räthin lockte, hatte schon längst Cordelien mit Wohlgefallen angesehen; seine freundlichen Blicke recht zu verstehen, war sie zu rein; das Wohlwollen irgend eines menschlichen Wesens hatte durch die Lieblosigkeit ihrer nächsten Umgebung hohen Werth gewonnen. Cordelia glaubte dafür nicht genug dankbar seyn zu können, sie fühlte sich ihm kindlich ergeben, und erwies ihm tausend kleine Gefälligkeiten, die ihn ganz besonders zu erfreuen schienen. Einst kam er, und traf sie allein. Nachdem er ihr einen unbedeutenden Auftrag für die Räthin gegeben hatte, sagte er: »Sie sind heute nicht heiter, liebes Mädchen; und ich bemerke seit längerer Zeit, daß ihr Frohsinn Sie verläßt.« — »Ich kann es nicht läugnen, sagte Cordelia; »mich drückt Manches; vor Allem das Bewußtseyn meiner Unzulänglichkeit; ich bin meinem ernsten Berufe nicht gewachsen, ich fühle es.« — — »Warum sollte es Ihr Beruf seyn, jedem Lebensgenusse zu entsagen? Sie sind hier wahrlich nicht an Ihrem Platze.« — Cordelia antwortete nur mit einem Seufzer. — »Ich weiß, was Sie mir sagen können: Sie sind älternlos, ohne Mittel; haben Sie denn nicht einen theilnehmenden Freund? — Sehn Sie, liebe Cordelia! ich besitze ein schönes Landgut, das ich nie besuche, weil ich die Einsamkeit scheue; wollen Sie es mit mir beziehen?« — »Wie“! rief Cordelia freudig überrascht: »Sie wollten sich einer armen verlassenen Waise so großmüthig annehmen? Mir Vater werden?« — — „Vater, Freund, Beschützer, wie Sie mich nennen wollen: überlegen Sie meinen Antrag, Cordelia!

und lassen Sie mich bald Ihren Entschluß wissen; doch fragen Sie nur sich selbst um Rath, und machen Sie nur mich mit der Entscheidung bekannt.« Er legte den Finger auf den Mund, sagte noch deutlicher durch einen Blick: Schweige! und ging, weit entfernt zu ahnen, daß Cordelia von seinem Blick, von seinem Winke, von seinen letzten Worten gar nichts wußte; daß ihr reiner, liebender Sinn nur den Gedanken, er will mir den Vater ersetzen, aufgefaßt hatte, und fest hielt. Sie glaubte, so schnell, als möglich, die Räthin bekannt machen zu müssen mit einer so unerwarteten, so glücklichen Wendung ihres Schicksals. »Ich verlasse ungern Ihr Haus,« sprach sie des andern Tages zu dieser; »doch ich fühle, daß ich wenig Gutes darin stifte; Ihre Töchter sind, leider! durch mich nicht besser geworden, und Sie werden mich gewiß mit leichtem Herzen ziehen lassen.« — »Und wo ziehen Sie denn hin?« — »Zum Grafen Lingen,« antwortete Cordelia. — »Zu? — wie sagten Sie?« — „Zum Grafen Lingen. Er verspricht, als väterlicher Freund für mich zu sorgen, und will dafür nichts als meine Liebe, die ihm gewiß zu Theil wird.« — »Aeußerst rührend!« rief die Räthin aus; »und Sie sagen mir von einem solchen Antrage? und vertrauen mir, daß Sie ihn angenommen?« — »Ich habe diesen Antrag angenommen,« sprach Cordelia, »weil ein Verhältniß der Art viel natürlicher, und folglich viel würdiger ist, als das, in welchem ich hier stehe.« — »Was Sie wollen, Fräulein Selten,« sprach nun mit kalter Verachtung die Räthin; »doch wünsche ich meinen Töchtern andere Lehren und ein anderes Beyspiel, als das, was sie von Ihnen erhalten können, und Sie werden mich sehr verbinden, wenn Sie noch heute mein Haus verlassen.« Cordelien that

es wehe, so unfreundlich verabschiedet zu werden; aber sie blieb gelassen, denn sie konnte nicht einsehen, daß sie hier den geringsten Vorwurf verdiene. Sie schrieb an den Grafen, sie sey bereit, ihm überall zu folgen.

»Himmelschreyend! unverantwortlich vor Gott und Menschen,« rief der Rath, als er einige Wochen darauf zurückkam, und hörte, was sich zugetragen hatte. »Wie konntest du für Frechheit halten, was der sicherste Beweis der reinsten Unschuld war?« fragte er seine Gattin: »wie war es dir möglich, sie nicht zu warnen? fühlst du nicht, daß du die Blinde dem offenen Abgrund noch zugestoßen hast? Wahrlich! ich rede weit seltener, als du, von meinem Gewissen; aber wenn d i e s e Schuld auf mir läge, schlief' ich nicht ruhig.« — Die Räthin hatte noch nicht eine nach ihrem Wunsche genug beißende Antwort gefunden, als Graf Lingen in das Zimmer trat. — „Wo ist Cordelia?« rief mit Donnerstimme der Rath ihm entgegen ... »Zu L***, bey meiner Nichte, der verwitweten Baronin von Eichthal,« antwortete der Graf, des Contrastes wegen in dem höflichsten Ton, indem er sich leicht verbeugte. »Aber sie sagte ja, sie zöge zu Ihnen!« schrie die Räthin. — »Du hast einmahl wieder schlecht verstanden,« sprach achselzuckend der Rath. »Was mich betrifft,« fuhr er fort, »thut es mir leid, das wirklich ausgezeichnete Mädchen nicht mehr in meinem Hause anzutreffen; aber wenn es ihr wohl geht, soll es mich herzlich freuen.« — »Darüber seyn Sie ganz ohne Sorge,« sagte nun ernst, und nicht ohne fühlbare Gutmüthigkeit, der Graf; »meine Nichte ist eine junge Frau, und macht ein angenehmes Haus: Cordelia wird bey ihr die Welt kennen lernen.« — »Sie meinen die g r o ß e Welt,« sagte die Räthin in sehr empfindlichem

Tone; »denn Leute sah sie doch auch in meinem Hause.« — »Lichter und Karten!« schrie überlaut der Rath, dem solche Gränzstreitigkeiten unausstehlich waren; ein anderer Bekannter des Hauses trat herein wie gerufen, und bey einer Partie Whist wurde der Friede geschlossen.

Der Graf hatte Wahrheit gesprochen. Zu seicht, um sich auf Physiognomik zu verstehen, zu sehr Weltmann, um an weibliche Tugend zu glauben, hatte ihn des Mädchens Freundlichkeit getäuscht; und der Gedanke, den schändlichsten aller Verträge mit ihr zu schließen, war sehr natürlich in ihm entstanden. Doch als Cordelia in seine Wohnung eingetreten war mit den Worten: »Nun bin ich ganz ihre Tochter! Ich habe auf Erden keine Pflichten weiter, als gegen Sie; und wie freudig will ich diese Pflichten erfüllen! Wie will ich Ihre grauen Haare ehren! wie sorgfältig will ich Sie pflegen, um, so lange als möglich, die Uebel, die dem Alter drohen, von Ihnen entfernt zu halten!« — hatte er seinen Irrthum schon geahnet, und mit einiger Befangenheit Cordelien gefragt, wie sie so leicht und schnell zum Gebrauch ihrer Freyheit habe gelangen können? Als er nun hörte, auf welche Art sie sich von der Räthin getrennt hatte, blieb ihm kein Zweifel übrig: das Mädchen war eine Schwärmerin, und folglich nichts weniger als das, was er suchte. Beynahe größer als sein Verdruß darüber war seine Verlegenheit: eine Verrechnung der Art, die früh oder spät bekannt werden mußte, gab ihn dem allgemeinen Gelächter Preis; Zwang oder List anzuwenden, um eine Unschuld zu morden, war er nicht verderbt genug. Nach einem Augenblicke des Stillschweigens bath er Cordelien, sich in das für sie bestimmte Zimmer zu begeben, und für ihre

Zukunft unbesorgt zu seyn. Diesen Tag sah sie ihn nicht mehr; am Morgen des folgenden sagte er ihr: er habe schon längst seiner Nichte Hoffnung gemacht, auf die liebenswürdigste Gesellschafterin, und freue sich nun ungemein, ihre Erwartung erfüllen zu können. Cordelia erröthete, erbleichte, sie wollte danken; aber sie brach in Thränen aus: sie hatte keinen Vater, nur einen Gönner gefunden! Der Graf schien ihre Thränen nicht zu sehen, er wendete sich zu einem alten Diener, der sie begleiten sollte, und empfahl ihm aufs Beste, für sie zu sorgen. Cordelia hatte keine Wahl: sie stieg, immer noch weinend, in die Post-Chaise, die, schon bespannt und bepackt, vor dem Hause stand, und während der kurzen Reise, bath sie es dem Grabe ihres Vaters wohl tausendmahl im Geiste ab, daß sie die thörichte Hoffnung, ihn zu ersetzen, einen Augenblick habe hegen können.

Die junge Witwe empfing Cordelien auf das freundlichste; sie hatte Langeweile, und alles Neue war ihr willkommen. Dazu kam das natürliche Wohlgefallen, das die Jugend an der Jugend stets findet: und die Baronin, eine Modeschönheit, konnte ohne Großmuth Cordelien die Reitze verzeihen, deren sie sich so wenig bewußt war, und die, von der Eleganz des Anzuges nicht unterstützt, wohl nur geringe Wirkung machen konnten. Auch hier galt Cordeliens Fertigkeit, Moden nachzumachen, weit mehr, als die edelsten Fähigkeiten ihres Kopfes, ihres Herzens; und diese Fertigkeit wurde so oft in Anspruch genommen, daß, wenn Cordelia auch eben nicht darüber ungeduldig wurde, sie doch darüber erstaunte. Die Witwe, in Angelegenheiten der Art stets befangen, betrieb sie mit dem lächerlichsten Ernst: über Federn oder Bänder, die nicht ganz

die verlangte Nüance hatten, konnte sie für ganze Tage so verstimmt werden, daß nicht einmahl der zärtlichste Brief ihres Bräutigams sie zu erheitern vermochte. Wenn aber Alles nach Wunsch ging, so kamen zuweilen, mitten unter den Aeußerungen ihres Vergnügens über das Gelingen der Toilettenplane, einige Stoßseufzer der Sehnsucht nach ihrem Max, wie sie stets ihn nannte. Da fiel es allemahl Cordelien sehr schwer, das Lachen zu unterdrücken, und sie konnte diesen Max, der kaum so viel Raum als ein Putzhütchen in dem Herzen seiner Braut behauptete, nur als den erbärmlichsten Gecken sich denken. Man sprach von seiner nahen Ankunft; doch ihre Neugierde, ihn kennen zu lernen, war sehr mäßig, und nicht schneller, als gewöhnlich, ging sie die Treppe hinab, als eines Abends, später als sonst zum Thee gerufen, sie zugleich hörte: der Bräutigam sey angekommen.

Der Salon war noch nicht erleuchtet; ein Mann, der an der Baronin Seite saß, stand auf, die Eintretende zu begrüßen. — »Freyherr von Horst! Fräulein Cordelia von Selten,« — sprach mit einiger Feyerlichkeit die Braut, und erstaunte nicht wenig, als Beyde überrascht einen Schritt zurück fuhren, und zugleich in lautes Lachen ausbrechen mußten. Horst faßte sich zuerst wieder, und erzählte seiner Braut, unter welchen Umständen er mit ihrer Gesellschafterin bekannt geworden war, und erneuerte einige der damahligen Scherze, ihr begreiflich zu machen, wie Jedes von ihnen der bloße Nahme des Andern schon um alle Ernsthaftigkeit hatte bringen müssen. Dieß Alles schien der Baronin eben so unverfänglich, als es wirklich war, und den Dreyen verfloß der übrige Theil des Abends in der muntersten Stimmung. Doch an dem folgenden fühlte sich

Cordelia nicht verpflichtet, dem Brautpaare Gesellschaft zu leisten; sie machte von der lang entbehrten Freyheit Gebrauch. Sie blieb nun viele Stunden des Tages auf ihrem Zimmer, las, und befreundete sich wieder mit ihren Helden, oder sie suchte die Reißfeder wieder hervor, und manches liebliche Gebilde wuchs unter ihrer Hand. Indeß führte die Witwe ihren Bräutigam ein in jeden Zirkel der Stadt; auch er mußte ihr zum Putze dienen, und nicht Jede hatte solchen aufzuweisen. Diese Vorstellung, die von Beyden nicht klar gedacht wurde, wirkte so angenehm auf sie, als widrig auf ihn. Nach einigen Wochen erklärte er: es sey ihm durchaus unmöglich, ein halbes Jahr, das bis zum festgesetzten Tage der Vermählung noch verfließen sollte, auf solche Art zu verleben; und er drang mit zärtlichen und ernsten Bitten in sie, die so einladende Sommerszeit auf dem Lande vereint zu genießen. Die Witwe gab gezwungen nach; fand es aber unerläßlich, Cordelien mitzunehmen. Horst meinte Anfangs, man könne sie wohl in der Stadt bey ihren Römern lassen; doch sah er bald ein, der Wohlstand erlaube es einem unvermählten Paare nicht, ein einsames Waldschloß allein zu bewohnen, und Cordelia reiste mit.

Sie fuhren vom frühesten Morgen bis in die sinkende Nacht auf der Straße, von einer Staubwolke umgeben. Horst schnitt darüber, oder über Cordeliens unerwünschte Gegenwart sehr saure Gesichter. Cordelien plagten weit weniger Staub und Hitze, als das tödtende Einerley einer solchen Fahrt, und das Bewußtseyn, wie überflüssig sie nun hier wieder sey. Endlich, nachdem der Wagen in der Dunkelheit noch zwey Stunden zwischen Feldern und zuletzt durch einen Hohlweg gefahren war,

hielt er vor dem Schlosse, und Cordelia eilte, von ihrem Zimmer Besitz zu nehmen.

Seit langer, langer Zeit weckte sie einmahl wieder der Gesang der Vögel. Bewegt und erfreut verließ sie schnell ihr Lager, warf einen Mantel um die Schultern, öffnete das Fenster; — plötzlich bedeckten Thränen ihre Wangen, und sie breitete die Arme aus nach den mit Tannen und Eichen bepflanzten Hügeln, und sie athmete tief, und trank in langen Zügen die reine balsamische Morgenluft. Und jetzt sprang sie neubelebt vom Fenster weg zu ihrem Koffer, nahm das nächst beste Kleid heraus, zog es eilends an, und schneller, als der Gedanke, war sie am Fuße des höchsten Hügels, auf einer Wiese, die in den letzten Tagen eines schönen Maymonds die reichste Fülle der verschiedensten Feldblumen darboth. Cordelia wußte sich in ihrer Freude nicht zu fassen; sie küßte Blumen und Gräser, sie grüßte mit Jubeltönen den Wald, sie lachte und weinte; und es brauchte lange, bis sie zu einem ruhigen Genusse kommen konnte. Als die erste Aufwallung ihres Gefühls vorüber war, pflückte sie Blumen zu Kränzen und Sträußen, die sie künstlich zu binden und zu flechten verstand, und kehrte endlich, nicht unähnlich der Blumengöttin, zurück nach dem Schlosse. Horst saß auf einem Rasenplatze zwischen Haus und Garten, und frühstückte. — »Willkommen!« rief er Cordelien entgegen, »ich habe Sie schon überall gesucht« — »Mich?« sagte sie befremdet. — »Ja, Sie selbst!« antwortete der Rittmeister, etwas verlegen. Sein Gewissen mochte ihm manche Unart und lange Nichtachtung vorwerfen. »Und wo ist denn die Baronin?« fragte Cordelia. — »Sie hat Migraine, und Niemand darf zu ihr.« — »Mein Gott!« rief Cordelia aus, »wie kann man

heute Migraine haben?« Sie legte sorgfältig ihre Blumen auf den thaubenetzten Rasen im Schatten nieder. Horst sagte: »Ueben Sie Großmuth aus, Cordelia, frühstücken Sie mit mir! Mir schmeckt wahrlich kein Bissen, wenn ich so allein wie ein Eremit essen und trinken soll.« Cordelia setzte sich ihm gegenüber, schenkte sich ein, und frühstückte; sah aber dabey viel öfter nach ihren Blumen, als nach Horst, der also Zeit gewann, sie zu betrachten. Bey diesem Anschauen ging die Frühlingslust auch in ihm auf: seine Miene erheiterte sich, er hohlte Jägertasche und Flinte, rief seinen Hund herbey, und ging dem Walde zu. »Die armen Thiere!« rief Cordelia, als er, mit ganz besonderer Freundlichkeit grüßend, an ihr vorüberging. — „Die armen Blumen!« rief er lachend zurück, indem er auf ihre Beute hinwies: und beynahe hätte Cordelia Reue darüber empfunden, daß sie das kurze Leben so vieler Frühlingskinder noch verkürzt hatte.

Die Baronin hatte indessen ihre Gesellschafterin rufen lassen, und Cordelia sah nun deutlich, was sie leicht vermuthet hatte, daß die Krankheit, welche sie licht- und menschenscheu machte, keine andere, als üble Laune sey. Die Witwe war ein in jeder Hinsicht verwöhntes Kind. Als einzige Tochter vornehmer und reicher Aeltern, hatte sie keinen ihrer Wünsche je unbefriedigt gesehen. Theure Spielsachen, kostbare Kleider, ein hübscher Bräutigam waren schnell auf einander gefolgt; doch so, wie das gewünschte Spiel ihr oft in Kurzem Langeweile gemacht, das ersehnte Kleid nicht ganz hatte passen wollen, war auch der Bräutigam als Mann bald ihr lästig geworden. Jetzt hatte das Schicksal ihrer Aeltern Weise angenommen; es hatte, mit Hülfe eines bösartigen Fiebers, den Lästigen schnell hinweggerafft, und eben so

rasch einen neuen Anbether ihr entgegen geführt. Nur in einem Puncte hatte es das Schicksal verfehlt. Der zweyte Bräutigam konnte w o l l e n; er imponirte durch Männlichkeit, durch Ernst sogar, wenn der Ernst noth that: und so war die Braut nun zum ersten Mahle in ihrem ganzen Leben dazu gekommen, den eigenen Willen einem andern unterzuordnen. Doch wie sehr bereute sie es schon! Sie dachte mit Schrecken an diese drey oder vier Sommermonathe, und an die Unmöglichkeit, sie erträglich auszufüllen. Die verfeinerte Eitelkeit findet überall Nahrung; die gewöhnliche, bey Frauen, will nur durch Pracht und Eleganz glänzen, und so des eigenen Geschlechtes Neid, des anderen Bewunderung erregen: dann wird die Einsamkeit, wenn auch Liebe sie verschönert, zur Unterbrechung der eigentlichen Existenz. Auch war das selten bewohnte Schloß nicht, wie die Stadtwohnung der Witwe, mit allen Bequemlichkeiten versehen, welche die Weichlichkeit ersonnen: das hatte sie schon am gestrigen Abend und am heutigen Morgen empfunden. Mit körperlicher Kraft war sie nicht begabt; Seelenstärke kannte sie nicht einmahl dem Nahmen nach; Verstimmtheit und Mißbehagen hatten sich ihrer bemeistert, und das nannte sie, aus Höflichkeit gegen den Bräutigam, die Migraine. Als Cordelia in ihr Zimmer trat, wurden eben die Vorhänge aufgezogen, und die Witwe hätte der Sonne und Cordelien gern verbothen, so hell zu glänzen: indessen verbreiteten Beyde, ihr zum Trotz, Heiterkeit um sie her; und als Horst von der Jagd zurückkam, und halb galant, halb neckend einiges kleine Wild ihr zu Füßen legte, wurde er mit einem gefälligen Lächeln empfangen.

Man wollte nun gemeinschaftlich einen Lebensplan für den Landaufenthalt entwerfen. Doch bey der Eintheilung der Zeit

für künftige Tage verrieth die Witwe mehr als einmahl, hier habe der Tag für sie zu viele Stunden, wodurch Horst sich nicht geschmeichelt fühlte. Ueberhaupt wurde er durch Vieles, was sie that und sprach, unangenehm berührt. Er hatte seine Braut in dem Elemente kennen gelernt, worin sich ihre in jeder Hinsicht unbedeutende Persönlichkeit zur Bedeutenheit erhob. Nicht leicht bedurfte eine junge Frau so sehr, als sie, des Putzes, der Schminke, der Eleganz in der Umgebung, des täuschenden Scheines vieler Lichter, der gemachten Lebendigkeit, zu welcher halb lebende Menschen einander auffordern, — mit einem Worte, aller Hülfsmittel der Eitelkeit, aller Magie des Luxus. Die schwache Kraft ihrer Phantasie und ihres Herzens konnte nur d a d u r ch erhöht werden. In einem glänzenden Zirkel, bey einem öffentlichen Feste, schien sie schön, geistreich, sogar gefühlvoll; in der Stille des Hauses, bey der Ruhe des Landlebens war sie von allem dem nichts. Im Hause wußte sie weder Beschäftigung noch Erheiterung zu finden; auf Spaziergängen schleppte sie sich mühsam am Arme ihres Bräutigams, dem sie mit Klagen über Staub, Sonne und Wind die Freude vergällte, die er sich an ihrer Seite versprochen hatte. Cordelia ging gewöhnlich weit voran; sie pflückte Blumen, sang mit den Vögeln um die Wette, bestieg jeden Hügel, trank aus jeder Quelle, und wo sie stand und ging, war sie in Harmonie mit der Natur: ja, sie schien nothwendig zu der Landschaft zu gehören, wie das lauschende Reh am Saum des Waldes, wie die Waldtaube auf dem Tannenzweig, wie die Zugvögel, die jetzt die blaue Luft durchsegelten, wie die Pappel, die am Teiche zitterte, wie der Rosenstrauch, der vom Felsen herabhing. Versammelte man sich wieder, um den Rückweg anzutre-

ten, so erstaunte Cordelia jedes Mahl über die trübsinnige Miene des Brautpaares; doch ehe dessen düstere Stimmung in sie übergehen konnte, zeigten sich die ersten Häuser des Dorfes, und Cordelia sah nun überall frohe, redliche, wohlbekannte Gesichter. Hier lief ein kleiner Krauskopf auf sie zu, den sie herzlich küßte; dort grüßte sie verschämt ein halb erwachsenes Mädchen, der sie die frische rothbraune Wange streichelte; hier rief sie durch das Fenster hinein einer ganzen Bauernfamilie, die schon beym Abendbrod saß, ein treuherziges: Wohl bekomm's! Und wo ein Kopf mit weißen Haaren bey'm Schall der Abendglocke ernst sich neigte, und runzlichte Hände zum Gebeth sich falteten, ging sie stumm mit ehrerbiethigem Gruße vorüber. Mit Achselzucken sah die Witwe Cordeliens Thun an, sie nickte vornehm nachläßig links und rechts: der Rittmeister aber wurde oft nach vielen Stunden sich's da wieder bewußt, daß er ein Herz in seiner Brust trage.

Ohne einander je zu suchen, mußten Horst und Cordelia einander oft begegnen. Sie fanden sich bald auf diesem oder jenem Lieblingsplatze im Garten, bald in der Bibliothek, bald in der Hütte des Nothleidenden. Anfangs gab es nur einen freundlichen Gruß, einige flüchtige Worte; und jedes ging wieder seinen Weg. Aber mit jedem Mahle wuchs Horsts Freude an einem solchen zufälligen Zusammentreffen; heute zögerte er lange, morgen noch länger, die Stelle zu verlassen, wo er ungestört das Mädchen sehen und sprechen konnte, deren Seelenwerth er von jeher erkannt hatte, deren Liebreitz sich nun so mächtig anziehend vor ihm entfaltete. Die nahe Gefahr, sich von ihr fesseln zu lassen, ahnete er nicht; denn wann hatte er je ein volles Jahr gebraucht, sich zu verlieben? Auch

war er redlich, und fest überzeugt, er liebe noch seine Braut; daß er sich nicht wie sonst zu ihr hingezogen fühlte, komme daher, weil sie sich für den Augenblick wirklich nicht liebenswürdig zeige; doch eine andere Zeit würde eine andre Stimmung bringen, und sie würden unverändert sich einander wieder nähern. So ließ er sorglos die alte Neigung einschlummern, und eine neue in seiner Brust erwachen. Cordelia war noch ganz unbefangen. Sie war es gewohnt, in jedem Verhältniß des Lebens Wohlwollen mit Wohlwollen zu tauschen; darum suchte kein weibliches Wesen weniger, als sie, in dem Umgang mit Männern eine besondere Beziehung. Die Art ihrer Bildung hatte sie vor übergroßer Weichheit des Herzens, wie vor jeder Steigerung der Phantasie bewahrt; sie sah mit Freude, daß Horst weit besser und edler sey, als er unter Vielen sich zeigte; sonst hatte sich in ihrer Stellung zu ihm nichts verändert.

Die Frauen wollten eines Nachmittags nach einem benachbarten Dorfe fahren, wo eben Jahrmarkt gehalten wurde. Horst hatte Briefe zu schreiben, und ritt später nach. Er war die Anhöhe lustig hinauf getrabt; jetzt sah er sich nach dem Wagen um; — in einer Entfernung von etwa zweyhundert Schritten lag er umgeworfen an der Straße. Bey diesem Anblicke fühlte Horst sein Herz wie vom Stiche eines Dolches getroffen, und Cordeliens blutiges, entstelltes Bild stand vor seiner Seele; ja, ihr Nahme war es, den er ausrief, indem er seinem Pferde die Sporen gab, und mit verhängtem Zügel hinritt, dort wo er vielleicht noch helfen, noch retten konnte. Leichenblaß lehnte die Baronin an einem Baume, Cordelia, die an der Stirne blutete, unterstützte sie. Horst über-

zeugte sich bald, daß nur der Schrecken seine Braut in diesen Zustand versetzt, daß auch von den Leuten Niemand Schaden genommen hatte.

Ein Pferd hatte in einer Grube des sehr ungleichen Weges ein Bein gebrochen, und sein Fall den Sturz des Wagens nach sich gezogen. Horst wischte sich den Angstschweiß von der Stirne, unverwandt sah er Cordelien an, die ihn lächelnd versicherte, es sey nur die Haut etwas geritzt, und sie habe nicht einmahl Hoffnung auf eine Narbe. Für den Tag war dennoch an keine Lustfahrt mehr zu denken: Horst both beyden Frauen den Arm, sie nach dem Schloß 'zurückzuführen. Die Baronin sprach viel von der bestandenen Gefahr, von dem erlittenen Schrecken. Cordelia dachte nicht weiter daran, muthig und freudig strahlte ihr Auge im Wiederschein der Abendsonne, gleichgültig drückte sie von Zeit zu Zeit ihr Tuch an die noch blutende Stirne. »Schmerzt es noch?« fragte Horst mit bewegter Stimme, und drückte leise ihren Arm. Für die Baronin hatte er auf dem ganzen Wege weder Wort noch Blicke; — war sie doch ausschließend mit sich selbst beschäftiget. Die Nacht hindurch ließ der Gedanke an alle möglichen Folgen einer Kopfwunde ihn nicht ruhen; und nun konnte er nicht länger sich selbst verhehlen, w e n, und wie innig schon er liebe. Aengstliche Gewissenhaftigkeit lag nicht in seinem Wesen; doch Betrug und Verrath stand tief unter ihm. Nichts gab ihm ein Recht, mit der Witwe zu brechen; so mußte er denn von nun an Cordelien melden, und wo möglich vergessen. Er hatte es beschlossen; er wollte es vollführen; die Stunden, die er nicht an der Seite seiner Braut verlebte, brachte er jetzt alle im Forste zu, und zwar im entlegensten Theil der Waldung, wo

ihm Cordelia nicht begegnen, wo ihr Gesang nicht zu ihm dringen konnte.

Beyde Frauen wunderten sich über die unersättliche Jagdlust, die ihn so plötzlich angewandelt hatte. Doch die Witwe sah den Jäger milder und gefälliger, als er sich je gezeigt; denn so stimmte ihn gegen sie das Gefühl seines Unrechts: und mit seinem Benehmen zufrieden, forschte sie nicht nach seiner Empfindung. Cordelien fiel es Anfangs unangenehm auf, daß er kälter, abgemessener sie behandelte, daß er jedem längeren Gespräche, jedem Alleinseyn mit ihr auswich; doch bald hatte sie sich's aus dem Sinne geschlagen: sie freute sich hier zu innig des Daseyns, um einem drückenden Gefühle lange nachhängen zu können. Sie wurde nun mehr und mehr im Dorfe einheimisch: in vielen Haushaltungen wurde sie als ein Glied der Familie angesehen, und mit Recht; denn sie theilte Sorgen und Freuden, arbeitete, und aß mit, und fühlte sich in diesem freyen, reinmenschlichen Verkehr sehr glücklich. Horst, der sie unwillkührlich beobachtete, und sie stets mit heiterer Stirne, mit ungetrübtem Blicke sah, sagte zu sich selbst: »Gottlob! sie liebt mich nicht;« und mußte doch darüber seufzen.

Die Witwe baute nun manches Luftschloß, dessen Grundstein die jetzige Stimmung ihres Bräutigams war. Sie war sich's bewußt, eben nicht durch Liebe und Milde selbe herbeygeführt zu haben; also ließ auch er sich etwas abtrotzen; und was konnte zu schönern Hoffnungen berechtigen, als diese glückliche Entdeckung? Zunächst würde er den Landaufenthalt um mehrere Wochen abkürzen müssen, dann diese und jene Grille, die ihrer Zufriedenheit in der Gegenwart, oder in der Zu-

kunft drohte, eben so aufgeben. Der erste ihrer Wünsche sollte noch schneller, als sie es dachte, in Erfüllung gehn. Eine Krankheit, vor der sie schon in ihrer zarten Kindheit hatte zittern gelernt, das Scharlachfieber, brach im Dorfe aus. Bey der ersten Nachricht davon zeigte sich die Witwe so ganz aller Fassung beraubt, daß Horst sich verpflichtet hielt, für sie, und zwar in ihrem Sinne zu handeln. Er traf in Eile alle Anstalten zur Abreise, und nach Verlauf einiger Stunden hatte man, zum größten Troste der Baronin, schon Schloß und Dorf weit hinter sich gelassen. Doch war nicht daran zu denken, vor der Nacht die Stadt zu erreichen. In einer Herberge, die auf halbem Wege an der Straße lag, konnte man sich ein erträgliches Nachtlager versprechen. Die Baronin bedurfte sehr der Ruhe, sogar Cordelia schien angegriffen; Horst ließ halten vor der Herberge, in der sich wirklich Alles ziemlich wohl bestellt fand.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel; alle Reisenden, die in der Herberge übernachtet hatten, unsere ausgenommen, waren schon längst wieder auf der Straße; die Witwe und ihr Bräutigam standen nun auch reisefertig da: Cordelia ließ, gegen ihre Gewohnheit, auf sich warten. Die Baronin trug einer Magd auf, sie zu hohlen; aber die Magd kam zurück mit der Nachricht, Cordelia habe schon zweymahl aufzustehn versucht, und es nicht vermocht; sie scheine sehr krank; ihr Gesicht sey ganz ungewöhnlich gefärbt. — Der Ausschlag! schrie die Baronin: sie ergriff Horsts Arm, zog ihn mit sich zum Haus hinaus, und bald hörte Cordelia das schnelle Fortrollen des Wagens. Es überfiel sie ein banges Gefühl ihrer Verlassenheit. So gehn sie denn Beyde von mir, dachte sie, — ohne ein

Zeichen der Theilnahme, das man doch sonst dem gleichgültig=sten Menschen nicht versagt, wenn er leidet!... Sie fühlt zwar immer nur sich selbst, aber er, der sonst so menschlich empfindet!...

Indessen saß Horst betäubt, vernichtet, im Wagen neben seiner Braut, die mit der größten Erbitterung über Cordeliens Leichtsinn sich ausließ; denn sie vermuthete nicht ohne Grund, ihre Gesellschafterin habe die Gefahr der Ansteckung wenig ge=achtet, vielleicht gar einige kranke Kinder, die unter die Zahl ihrer Lieblinge gehörten, besucht und gepflegt.

In der Stadt angelangt, bemerkte nun erst die Baronin, wie verstört ihr Reisegefährte aussah, und erinnerte sich, daß er seit vielen Stunden keine Sylbe gesprochen hatte. »Mein Gott!« rief sie aus, »auch Sie bekommen noch den Aus=schlag.« — »Ich werde, wenn Sie befehlen, die strengste Quarantaine halten,« antwortete Horst, und ließ sich wirklich, aus mehr als einem Grunde, mehrere Tage nicht bey ihr se=hen. Was die Menschlichkeit schon von ihm gefordert hätte, ge=both ihm dringend ein mächtigerer Trieb: schon am andern Mor=gen war er wieder in der Herberge; er brachte einen Arzt. Dieser ging allein in Cordeliens Zimmer, und als er nach kurzer Zeit wieder heraus trat, erklärte er ihren Zustand für sehr bedenklich; sie habe, sagte er, nur wenig Pflege genos=sen, und diese sey, wie so oft, zweckwidrig gewesen. Er woll=te nun mit den Hausleuten sprechen, und es versuchen, sie menschlicher und verständiger zu machen. Gehen Sie indessen zu der Kranken, sprach er zu Horst, sie darf wahrlich nicht allein seyn.

In allen ernsten Stunden des Lebens, wo das Unwürdi=

ge unmöglich wird, verschwindet auch der Gedanke an das Unschickliche. Als Horst zu Cordeliens Bette trat, hieß sie ihn herzlich willkommen, und dankte ihm innig für seine Theilnahme, für seinen Besuch. »Ich bedurfte dieses letzten Trostes sehr,« sprach sie. — »Cordelia! nicht diese Sprache,“ bath er; »Sie wissen nicht, wie sie mir durch die Seele schneidet!« — „Warum?“ fragte die Kranke; „sterben ist wohl nie ein Uebel, und am wenigsten für mich: kein Band fesselt mich an die Erde, darum kann ich leicht von ihr scheiden; ich fand sie zwar schön; aber ich glaube an das Schönere, das mein Auge nicht sah. — — Nur verlassen sterben, thut wehe; darum dank' ich Ihnen, lieber Horst, daß Sie mein Sterbebette nicht scheuen. Und wenn es wirklich bald mit mir enden soll; so grüßen Sie mir noch meine guten Dorfbewohner, meine Wiese, meinen Wald, und leben Sie recht glücklich mit Ihrer Braut!« —

Sie hatte aufgehört zu sprechen, Horst stand erstarrt an ihrem Bette, er konnte lange keine Worte finden; jetzt nahm er ihre Hand, und sie fühlte die seine convulsivisch zucken. — »Schonen Sie meiner, Cordelia,« sprach er endlich mit zitternder Stimme: »wahrlich! Sie wissen nicht, was Sie thun.« — — Die Wirthin machte die Thüre des Zimmers auf, Horst sagte noch schnell und leise: — »So lange ich athme, sollen Sie sich nicht verlassen wähnen,« und entfernte sich. Ihm begegnete auf der Hausflur der Arzt, der einen Trank für die Kranke selbst zubereitet hatte. Indem die Magd in Cordeliens Zimmer damit ging, blieb er vor dem Rittmeister stehn, und sagte: „Ich will nur noch einmahl den Puls fühlen, der Wirthin meine letzte Instruction geben: dann fahren wir fort.« — »Wie! Sie könnten die so gefährlich

Kranke so schnell verlassen?« — »In der Stadt warten viele, und auch gefährlich Kranke auf meine Zurückkunft.« — »Bey Gott! Sie sollen, Sie dürfen nicht zurück nach der Stadt! Sie müssen hier bleiben!« — »Wer wird müssen?« sprach mit Achselzucken der Arzt: »Ich will nach der Stadt; doch morgen, übermorgen am spätesten, fahr' ich wieder heraus.« — »Morgen, oder übermorgen könnten Sie leicht sehr überflüssig seyn... Wenn Ihnen das eigene Leben theuer ist,« setzte er mit drohendem Blicke hinzu, »so rathe ich Ihnen, es mit diesem Leben nicht so leicht zu nehmen.« — »Herr Rittmeister,« sprach der Arzt ernst aber sehr ruhig, »mein Beruf, wie der Ihre, lehrt den Tod verachten, und Drohungen machten schon als Knabe mich nicht geschmeidig.« — »Ich bin ein verächtlicher Thor!" sprach Horst, indem er sich vor die Stirne schlug. »Doch Freund — — wüßten Sie, wie mir zu Muthe ist!" — — »Ich sehe es,« sagte der Arzt, »und fange an, zu glauben, daß wirklich zwey Leben hier auf dem Spiele stehn. — Zudem, wer wird immer Menschen zählen? sie zu wägen ist wohl zuweilen erlaubt. Ich will die entscheidende Crisis abwarten.« — Horst fiel an seine Brust, und drückte ihn heftig an sich. — »Stürmische Seele!" sagte der Arzt lächelnd; „doch noch eine Bedingung! Sie gehen augenblicklich; solche Hitzköpfe können wir um Kranke nicht dulden.« — »Wann bekomme ich Nachricht?« fragte Horst. — »Morgen, mit dem Frühesten.« — So trennten sie sich. Die Nachrichten, die Horst jeden Morgen pünctlich erhielt, waren tröstend; aber erst nach vielen Tagen brachte der Arzt selbst volle Beruhigung.

Die Baronin, welche lange nur mit Abscheu an Cordelien, wie an das personificirte, sie verfolgende Scharlachfie-

her hatte denken können, fing an, sich von ihrem Schrecken zu erhohlen, und dachte endlich daran, ihrer Gesellschafterin ein Mädchen zur Bedienung mit den nöthigen Wäsch- und Kleidungsstücken zu schicken.

Mit der wiederkehrenden Gesundheit war auch die Klarheit des Geistes, die Deutlichkeit der Erinnerung für Cordelien zurückgekommen. Nun dachte sie nur mit Beklommenheit des Augenblickes, wo Horst an ihrem Schmerzenslager gestanden war. Jedes Wort, das er damahls gesprochen hatte, gewann eine neue Bedeutung, und sie fühlte noch das Zittern seiner Hand; sie sah noch seine Bläße, und sie mußte es erkennen, daß Menschlichkeit, ja Freundschaft kein Gemüth so heftig zu erschüttern vermöge. Es war eine andere, mächtigere Regung! Cordelia dachte es mit Bangen, mit Wehmuth, und doch mit Lust.

Nach vollen sieben Wochen entschloß sich endlich die Witwe, Cordelien abhohlen zu lassen. Sie hatte es nicht der Mühe werth erachtet, ihrem Bräutigam etwas davon zu sagen: er saß eben bey ihr, und ließ sich geduldig von allen dem unterhalten, was ihm höchst gleichgültig war: sie hörten das Rollen eines Wagens unter dem Hausthor. Cordelia wird es seyn, sagte hingeworfen die Baronin, und schon war Horst aus der Thür, ja, ohne daß er es selbst wußte, über die Treppe hinunter. Eben stieg Cordelia aus dem Wagen. Als sie ihn erblickte, fuhr sie sichtlich zusammen: da schwand auch ihm der Muth; schüchtern both er ihr den Arm, den sie erröthend und erbleichend annahm. Zum Glück lieh ihr der Reiseanzug, mit dem sie nicht anständig im Salon erscheinen konnte, den schicklichsten Vorwand, nicht in diesem ersten Augen-

blicke der Bestürzung vor der Baronin zu erscheinen. Horst wurde mit einigen Spötterenen über seine ritterliche Galanterie gegen eine Untergebene empfangen. — »Zu ihrer Untergebenen hat die Hülflosigkeit ihrer Lage sie zwar gemacht,« sprach er; »doch mir ist die Tochter eines braven Offiziers, wo ich sie antreffen mag, ebenbürtig, und wäre auch nicht zum Ueberflusse ihr Vater ein Edelmann gewesen.« — Er nahm den Hut, und ging. Die Witwe sah erstaunt und beleidigt ihm nach; ein Gedanke, der bis zu diesem Augenblick sehr ferne von ihr geblieben, drang sich ihr auf; doch eben trat Cordelia mit unsicherem Schritt, mit bleichen Wangen, anständig, aber sehr einfach gekleidet zu ihr. Die Baronin warf einen Blick auf die glanzlose Erscheinung, einen anderen auf den Spiegel, und dachte: es ist nicht möglich!

Cordelia sah manche Vorbereitung zu einer nahen Veränderung des Hausstandes, und hörte von der nun schnell heranrückenden Verbindung des Brautpaares. Sie schalt sich selbst eine Träumerin, verbannte die Erinnerung, geboth ihrer innersten Ueberzeugung Schweigen; und doch stand Horst nie ihr gegenüber, ohne daß sie sich's von Neuem bewußt worden wäre, daß er sie, und nur sie liebe. Beyde litten unsäglich viel; aber sie beherrschten sich.

Cordelia sann auf Mittel das Haus der Baronin verlassen zu können, ehe Horst als Herr es beträte. Zartgefühl und Stolz forderten es von ihr, in keinem Verhältniß der Abhängigkeit zu ihm zu stehen. Sie wollte sich an irgend einen stilleren Hauskreis anschließen, und unter dem Schutz einer bejahrten Frau sich von der Arbeit ihrer Hände ernähren. Sie hatte sich in dieser Absicht nach weiblichem Umgange in der Nach-

barschaft umgesehen, und schon eine Familie gefunden, die sich willig zeigte, sie aufzunehmen, und der sie mit der Zeit sich leicht anzupassen gedachte.

Nach einigen Tagen, die sie größten Theils in dem Kreise ihrer neuen Bekannten zugebracht hatte, sah sie nun wieder sich gezwungen, viel um das Brautpaar zu seyn. Ein neuer Schauspieler machte viel Aufsehen: die Witwe, die stets mit dem Strome schwamm, wollte keine Vorstellung versäumen; und Wohlstands halber mußte die Gesellschafterin in der Loge neben ihr sitzen. Umsonst suchte Cordelia dem gefeyerten Schauspieler ungetheilte Aufmerksamkeit zu schenken; sie hörte nur zu wohl, wenn Horst die Logenthüre aufmachte, und seine bewegte Stimme, wenn er sprach, und seinen schnellen Athem, wenn er schwieg. Was auf der Bühne Rührendes, Erhebendes gesprochen wurde, fühlte sie unwillkührlich in seiner Seele.

Unbedeutend war Horst ihr nie erschienen, gleichgültig war er ihr seit dem Augenblicke nicht mehr, in welchem sein Gefühl sich verrathen hatte: und bald sollten die großen Weltbegebenheiten wie die kleinen Verwickelungen des Lebens dazu beytragen, ihn vor ihren Augen immer höher zu erheben, ihn ihrem Herzen immer näher zu bringen.

Die öffentliche Stimme kündigte die Erneuerung des Krieges an. Horst hätte zu jeder Zeit, in jeder Lage freudig wieder zu den Waffen gegriffen; jetzt scholl der Kriegesruf ihm, wie dem Gefangenen das Klirren seiner fallenden Ketten, wenn eine milde Hand sie löset, wie dem halb verschmachteten Seekranken das Geläute vom Thurme des nahen Hafens. Der hehre Ruf versprach statt eines langen matten Lebensganges an der Seite der nicht geliebten, kaum noch geachteten Gefähr-

tin ein rasches thatenvolles Leben, oder einen schnellen rühmlichen Tod. Seit Langem war es ihm nicht vergönnt gewesen, die Stimme seines Herzens laut werden zu lassen; diese Wünsche, diese Hoffnungen durfte er aussprechen: und begeistert sprach er sie aus. Wäre seine Braut irgend einer Art der Begeisterung fähig gewesen; hätte sie an seinem Stande außer der glänzenden Uniform etwas geachtet; hätte Ein Mahl nur ihr Auge im Abglanz seiner künftigen Thaten sich verklärt; so würde sein Herz sich vielleicht wieder derjenigen zugewendet haben, an die doch sein Wille, seine Gesinnung ihn fest band. Doch erweckten die Aeußerungen seines kriegerischen Sinnes bey ihr nur Unmuth; so richteten sich dann an Cordelien seine Worte, seine Blicke, und sie drangen um so tiefer in ihre Seele, je mehr sie sich zwang, sie unbeantwortet zu lassen.

Ein frohes und schmerzliches Leben, im Innersten fühlend und bewahrend, wußte Cordelia oft vom äußeren Leben wenig; sie ließ in stummer Ergebung mit sich schalten. So saß sie eines Abends wieder in der Loge, ohne vorher gefragt zu haben, was gegeben würde, und sie wußte es, obwohl der Vorhang schon lange aufgezogen war, immer noch nicht. Ein Nahme, den noch nie ihre Lippen, ihr Herz oft ausgesprochen, weckte jetzt ihre Aufmerksamkeit. — „Max!“ hörte sie — Und auch dieser Max wurde geliebt, und liebte hoffnungslos, und auch dieser zog dem Tod entgegen, und fand ihn; denn: Das ist das Loos des Schönen auf der Erde. — Cordelia hatte, wie Thekla, stark seyn wollen, und lange die Thränen unterdrückt; aber bey diesen Worten fühlte sie, daß sie weinen, oder sterben müsse: sie wankte zurück in die dunkelste Ecke der Loge, drückte krampfhaft ihr Tuch auf die Augen, und

schluchzte aus tieferschütterter Brust. Aus der Nebenloge sprach eben Jemand mit der Witwe: so entging ihr des Mädchens Zustand, Horst's heftige Bewegung, und Beyde gewannen Zeit, einige Fassung zu erringen. Beym Weggehen gesellte sich der Bekannte aus der Nebenloge zu ihnen, und erboth sich die Baronin bis zu ihrem Wagen zu begleiten. Cordelia, die wirklich einer Stütze bedurfte, nahm Horst's Arm. Beyde schwiegen; doch war Jedes von ihnen dessen, was in des andern Seele vorging, mit tiefer Rührung sich bewußt. Die Baronin saß nun schon im Wagen, und Horst hielt noch Cordeliens Arm so fest in den seinen verschlungen, als wollte er sie nie wieder frey lassen: sie riß sich endlich los, flüsterte: »Gute Nacht, Max!« und stieg schnell in den Wagen. »Gute Nacht, Thekla! Einzig ewig Geliebte!« rief er ihr nach; aber das Vorüberrollen anderer Wägen machte seine Worte unhörbar, und brachte ihn zu sich selbst.

Im Aufruhr der widerstreitendsten Empfindungen, bald hochentzückt, und bald in tiefsten Schmerz versunken, beschämt und doch gehoben, war Cordelia zu Hause angelangt. Die Nacht hindurch versuchte sie es umsonst, sich wieder zu finden; erst nach einem kurzen Morgenschlummer tagte es, wie außer ihr, auch in ihrem Innern; und nun beurtheilte sie sich selbst mit der sittlichen Strenge unentweihter Jugend. Sie hatte dem Verlobten einer Andern ihre Liebe gestanden! Also hatte sie ihn zum Verrath und Betrug, oder zum offenen Treubruche aufgefordert! — Sie haßte, sie verachtete sich selbst, und auch er mußte sie verachten. — Sie durfte nie ihn wiedersehn, ja, sie scheute jetzt seinen Anblick so sehr, als sie gestern noch sich darnach gesehnt. Cordelia konnte nicht h a l b w o l l e n: auch konnte sie nicht

fürchten, einem Verhältnisse, dessen Auflösung sie längst beschlossen hatte, zu nahe zu treten. Wurde sie aufgefordert, die Baronin an irgend einen Ort zu begleiten, ihr Gesellschaft zu leisten, so zeigte sie sich stets bereitwillig, außer wenn Horst auch dabey seyn sollte; als Dritte zwischen ihnen zu stehn, war sie nicht mehr zu bewegen; sie sagte bloß, sie könne nicht, wodurch sie sich manche bittere Spötterey, manchen harten Vorwurf von der Witwe zuzog. War Horst, wie es öfter geschah, ganze Tage im Hause: so war Cordelia ganze Tage außer demselben, und sie gewöhnte sich allmählich daran, sich als Genossin eines andern Hauses anzusehn.

Als sie einst auf ihrem Zimmer, wenn nicht mit frohem Herzen, doch mit beruhigtem Gewissen spät Abends noch recht emsig arbeitete, trat das Kammermädchen der Baronin mit geheimnißvoller und zugleich schadenfroher Miene herein, und sagte, ihre Frau wünsche das Fräulein heute noch zu sprechen. Cordelia ging hinab; sie erwartete nicht, Horst um diese Stunde noch bey seiner Braut anzutreffen, und wurde durch seine Gegenwart überrascht, und noch mehr geängstigt, als sie sich ohnedieß schon fühlte.

„Wo haben Sie denn heute gespeist, und die Nachmittagsstunden zugebracht?« fragte die Baronin. »Bey Madame Schwarz.« — »Nicht möglich!« rief Horst. — „Wer wird recht haben?« sagte die Witwe im Ton des Triumphs, und Braut und Bräutigam sahen einander an mit Blicken, die Cordelien so unerklärbar waren, als ihre Worte. Nachdem die Witwe sich lange genug an ihrer Verlegenheit geweidet hatte, hörte Cordelia von ihr, Madame Schwarz, ihre Töchter, ihr ganzes Haus ständen in dem ärgsten Ruf. — »O mein Gott!«

rief Cordelia, »warum haben Sie mich nicht früher gewarnt?« — »Wußte ich denn, was Sie thaten, wo Sie waren? und hab' ich je etwas Anderes von Ihnen erlebt, als Eigensinn?« — Cordelia stand vernichtet da: sie bedeckte das Gesicht mit beyden Händen: sie konnte Horst's mitleidige Blicke nicht ertragen. — »Uebrigens,« hub nach einem Augenblicke des Stillschweigens die Baronin wieder an, »sind Sie weit glücklicher, als es Ihre Unvorsichtigkeit verdiente. — Sie scheinen überhaupt vom Schicksal die Vergünstigung erhalten zu haben, ungestraft Thorheiten zu begehen. Ein Mann, der Sie in diesem verrufenen Hause kennen lernte, der reichste Wechsler unserer Stadt, hat heute Morgens bey mir um Ihre Hand angehalten.« — »Herr Will?« fragte Cordelia. — »Er selbst.« — »Doch ob er, oder ein Anderer,« fuhr Cordelia fort; »was liegt daran? Sie können leicht begreifen, daß ich Keinem von denen, die ich dort kennen lernte, je meine Hand reichen werde; denn sie wußten, wo sie waren.« — »Wahrlich!« sagte die Baronin, »diese Strenge in Ihrer Lage —— sehen Sie denn nicht ein, wie sehr Ihr guter Ruf gelitten haben muß?« — »Ich habe vielleicht scheinbar meinen ganzen weiblichen Werth verloren,« antwortete Cordelia; »soll ich darum ihn wirklich verlieren? soll ich dem Manne, den ich nicht lieben, und nicht achten kann, Neigung heucheln um seines Geldes willen?« Sie blickte auf, und sah sich fragend um; aber Horst war verschwunden: die Baronin zuckte mitleidig die Achseln, und ging nach ihrem Schlafzimmer.

So steh' ich denn ganz allein auf der weiten Erde! dachte Cordelia. Immerhin, wandle ich ihn nur schuldlos bis ans Ende meinen öden Pfad! — Sie bethete lange und schlief dann ruhig ein.

Am frühesten Morgen schrieb sie an den Pfarrer des Dorfes, wo sie ihre Kindheit und erste Jugend verlebt hatte. Sie bath ihn, auf einige Monathe, vielleicht auf Wochen nur, seiner Nichte, ihrer Jugendgespielin zu erlauben, ihr Stübchen mit der Heimathlosen zu theilen. Dort, so nah' am Grabe ihres Vaters, würde wohl, dachte sie, Trost und Rath ihr werden. Sie hatte geschrieben und wollte siegeln, da trat Horst in ihr Zimmer, so munter, wie sie seit den Abenden im Hause der Räthin ihn nicht mehr gesehn hatte, und mit der muthwilligen Miene von damahls setzte er sich ihr gegenüber, und sagte: „Liebe Cordelia! ich bin gekommen, Ihnen alle Gründe aufzuzählen, aus denen Sie nothwendig heirathen müssen.« — »Ich bitte, mich damit zu verschonen.« — »Das kann ich nicht!« Und schnell fortfahrend sagte er: »Sie müssen heirathen, weil Sie zu gut, zu hübsch, zu unerfahren, zu eigensinnig sind, um ohne Schutz, ohne Freund, ohne Rathgeber leben zu können; Sie müssen heirathen, weil Sie sonst einen ehrlichen Menschen unglücklich machen; — weil« — so sprechend war er Cordelien immer näher gerückt. — Unwillig stand sie auf, entfernte sich viele Schritte von ihm, und sprach: »Lassen Sie mich! Ihren Spott verdiene ich nicht; Ihr Mitleid, Ihre Theilnahme verlange ich nicht. Ich werde nicht, ich werde nie heirathen.« — »Auch mich nicht?« fragte er nun halb muthwillig, halb furchtsam. — Ueberrascht sah Cordelia ihn an; der Ausdruck unaussprechlicher Zärtlichkeit hatte sich über seine Züge, über seine ganze Gestalt ergossen. — »Thekla!« rief er, und breitete die Arme aus: — — überwältigt von ihrem Herzen flog sie auf ihn zu: schon wollte er sie umfassen: — »Gott! nein, wir dürfen nicht!« sprach sie. — »Wir dürfen!«

sagte er im festen Tone: »Ich bin frey! — Ich hätte der, die ich mir zur Braut gewählt hatte, mein Glück opfern können; doch sie verlangte das Opfer meiner Ehre! — Sie geben mich, oder ihren Degen auf, sprach sie gestern: und wahrlich, auch um Deinetwillen, Cordelia, würde ich ihn jetzt nicht niederlegen?« — »Und darum,« sprach Cordelia, »bin ich dein?« Und in der innigsten Umarmung begrüßten sich die starken gleichgestimmten Seelen. In diesem Augenblick machte die Baronin die Thüre des Zimmers auf. — »Gnädige Frau,« sprach Horst, schnell gefaßt, und sehr ernst, »hier ist meine Braut!« — »Meinen Glückwunsch! und zugleich mein Bedauern! Sie werden manche unangenehme Bemerkung über Ihre neue Wahl dulden müssen.« — »Von Frauen muß man sie dulden,« sagte Horst; »Männern wird der antworten, den Cordelia mir erlaubt, zeitlebens nebst ihr an meiner Seite zu führen."

Josephine Perin, geborne von Vogelsang.

Abschied von Wien.

November 1822.

Leb wohl, o Wien! Drey Tage sind verflossen,
Und morgen Früh hält schon —
Nicht Gott Apoll mit seinen Feuerrossen —
(Denn Nebel sind auf uns herabgegossen)
Nein — an dem Wagenschlag der Postillion.

Drey Tage nur, — und wären es drey Wochen,
Zu wenig für Ertrag
Des Forschens, wo wir Blüthen kaum gebrochen,
Wo Herrliches, das fern uns angesprochen,
Noch unbenutzt; und doch zur Seite lag.

Drey Tage nur! — Sie schwanden, gleich Minuten,
Im wechselnden Genuß
Des Schönen, immer einend sich dem Guten!
So eilen deiner Donau rasche Fluthen
Im nimmerrastenden Erguß!

Und nur verstattet war's zu überblicken,
Was deine Grenze faßt:
Denn meilenlangen Raum, getheilt durch Brücken,
Die Plätze all, die deine Mitte schmücken,
Und deiner Kaiser alten Burgpallast;

Wo ehrfurchtsvoll wir Josephs Standbild *) nahten,
Das einfach sich erhebt;
Des Herrschers, der im Ruhm vollbrachter Thaten,
Und sichrer noch im Keime reicher Saaten
Für alle Zeit, in Aller Herzen lebt!

Wie hier sich Zauners Kunstwerk dem Gemüthe
Befreundet, so bewahrt
Im wechselvollen Ausdruck, Kolorite,
Es tief all der Gebilde Reitz und Blüthe
Im reichen Schatz des Belveder geschart.

Sanct Stephan tritt aus tiefer Nebelhülle,
Ein Geisterbild, hervor,
Daß es das Herz in seiner Wölbung Stille
Mit Staunen, Andacht und Begeistrung fülle;
Hoch ragt sein Thurm, und theilt den Wolkenflor.

---

*) Die Reiterstatue von Bronze, dem Kaiser Joseph den Zweyten vor der k. k. Hofbibliothek im Jahre 1806 errichtet; Zauner verfertigte sie.

Des Wandrers Schritte fesseln diese Säulen
Am Porticus voll Pracht.
Wo milde Priester arme Kranke heilen,
Wo Demuth waltet, Wohlthun, Liebe weilen,
Wird, edler Borromäus, dein gedacht! *)

Wie preis' ich es, das Denkmahl, so die Trauer
Der besten Gattin weiht? **)
Hier lebt der Marmor! Wäre seine Dauer
Vergänglich, dennoch bliebe dem Beschauer
Erinnerung für alle Folgezeit!

Bedarf des Alterthums dieß Kunstgebilde
Für ächter Kenner Gunst?
Grabt aus im äginetischen Gefilde
Dasselbe Werk; gesammte Künstlergilde
Nennt es antik, und Canon für die Kunst!

---

*) Die Pfarrkirche zum h. Carl Borromäus auf der Wieden. Auf der dreyeckigen Spitze des auf sechs corinthischen Säulen ruhenden Portales sind in weißem Marmor die Verheerungen der Pest vorgestellt, welche kurz vor der Erbauung dieser Kirche in Wien wüthete. Zu beyden Seiten der Kirche stehn zwey hohle mit Wendeltreppen versehene Säulen, an denen in halb erhabener Arbeit die Thaten und der Tod des Heiligen, dem die Kirche gewidmet ist, dargestellt sind. Die Kapitäler jeder Säule sind mit vier vergoldeten Adlern besetzt, deren ausgespannte Flügel das Geländer bilden.

**) Uxori optimae Albertus, einfache und ausdrucksvolle Worte auf dem Architrave über der Eingangspforte des in der Augustinerkirche der Erzherzogin Christine errichteten Denkmahls.

Doch Marmor ist vergänglich, selbst aus Blöcken
  Carrara's; dauernd währt,
Was Menschenwohl befördert im Entdecken
Des Reichthums der Natur, und im Erwecken
  Des Fleißes, der die Wissenschaft belehrt.

Heil Ihm, der, dieß im hohen Sinn erwägend,
  Erzeugnisse des Lands
Durch Kunst verschönt, für Kenntniß niederlegend,
Nacheifrung durch Belehrungen erregend,
  Der Polytechnik both den Bürgerkranz! — *)

Daß Dürftigkeit nicht hülf- und trostlos leide,
  Der eignen Arbeit Fleiß
Die Waise nähre, und den Armen kleide,
Das kräftigt, stützt und schirmt das Staatsgebäude!
  Schwer sind die Mühn, doch köstlich ist der Preis!

---

*) Das polytechnische Institut am Eingange der Vorstadt Wieden, 1815 gestiftet. Ein neuerer, sonst keineswegs für Wien parthevischgesinnter Reisender, gibt dieser trefflichen Anstalt folgendes Zeugniß: »Bey einer öffentlichen Prüfung wurden von vielen Schülern dieser Anstalt aus der Physik, allgemeinen technischen Chemie, reinen Elementarmathematik, Maschinenlehre u. s. f. so schöne Proben ihres Fleißes abgelegt, daß wir in Verlegenheit kamen, ob wir den Schülern oder den Lehrern einen höhern Tribut der Achtung zollen sollten. Doch Letztere sind zum Theil schon durch ihre Jahr- und Lehrbücher über alles Lob erhaben; ein so einflußreiches Institut konnte aber auch nur unter der Leitung einer so unermüdeten Thätig-

Viel ist, o Wien, auch hier für dich gesungen,
Wo Dank vom Krankensaal
Schon oft sich zu den Wolken aufgeschwungen! *)
O fahre fort! Nichts bleibe unerrungen!
Beharrlichkeit erreicht das Ideal!

Kannst du den Preis, den herrlichen, verdienen,
Der nur für Opfer krönt,
Wird jedes Lustgefild dir heiter grünen,
Wird jede Kunst, die dir auf deinen Bühnen
Den Abend kürzt, im Selbstgefühl verschönt.

Mir aber sey, wenn neuer Lenze Segen
Die Donauufer schmückt,
Dein Prater grünt in vollen Laubgehegen,
Vergönnt den reichern Kranz dir darzulegen
Aus Blumen, frisch auf deiner Flur gepflückt.

---

keit, als die des berühmten Directors Prechtl, gedeihen; und es ist zu hoffen, daß dasselbe in jedem Jahre auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit wird gebracht werden.«

*) Das allgemeine Krankenhaus, ein mit sieben Höfen umgebenes, weitläufiges Gebäude, wo jährlich in 111 Zimmern bis 17000 Kranke auf 2000 Betten versorgt werden.

Arthur vom Nordstern.

Der Leibarzt des Fürsten.

Anekdote.

Im Städtchen — ja — der Nahm' entfiel mir zwar,
Ward von dem klugen Rath gebothen:
»Daß in dem Buch', in dem der Todten
Nahm', Sterbetag und Krankheit aufgezeichnet war,
Des Arztes Nahm' auch eingezeichnet werde,
Der sie durch seine Kunst befördert in die Erde.
Und dieß geschah auch stets mit Pünctlichkeit,
So, daß zu jeder Zeit
Dieß Sterbregister auswies, wie viel Kranke
Ein jeder Arzt in dieser Stadt
Zum Himmel schon befördert hat.
Fürwahr, nicht gar so schlecht war der Gedanke!

Einst kam ein fremder Fürst auf seiner Reise
Durch dieses Städtchen; — nach der Großen Weise

Hatt' er den eignen Leibarzt auch bey sich;
Der aber ('s ist doch wunderlich,
Die Herrn vermögen auch sich selbst nicht zu curiren,)
Ging schnell hinüber in das beſſ're Land,
Wo er viel seiner Patienten fand,
Die vor ihm, durch ihn mußten abmarschiren.
In Prosa sey's gesagt: Es starb der Medicus,
Das machte nun dem Fürsten viel Verdruß;
Denn der Verblichne kannte schon
Die kleinen Uebel alle auf ein Haar,
Womit der Fürst behaftet war,
Und wußt' ihn, — wenn auch nicht ganz zu befrey'n davon —
Doch mindstens sie ihm aus dem Sinn zu schwätzen.

Bevor der Fürst nun weiter reiste,
Wollt' er die Leibarzt-Stelle neu besetzen;
Er hörte von dem Buch, und welchen Dienst es leiste,
Und gab Befehl, es schnelle zu durchsehn,
Und Jener, welcher von den Herrn Doctoren
Durch Tod die wenigsten der Kranken noch verloren,
(Der Braune also unter diesen Mohren)
Der sollte künftig ihm zur Seite stehn.

Man ging — man blätterte — man las die Nahmen,
Oft hatten Alle schon des Todes Thor
Den Leidenden geöffnet, — wen'ge kamen
Nur unter tausendmahl im Buche vor,
Und unter Allen Einer nur erschien,
Der zweymahl erst im Buche stand.

Man staunte — lief herum, bis man ihn fand,
Und führte vor den Fürsten ihn.
Mit Huld empfing ihn dieser, trug die Stelle
Des Leibarzt's diesem Wundermann
Mit tausend Thalern Jahrgehalte an.
Der Arzt ergriff das Dargebothne schnelle,
Und fragte nur, wie Er dazu denn käme,
Daß ihn der hohe Herr in seine Dienste nähme?
»Weil Sie — versetzt der Fürst — so wie man sagt,
Der beste Arzt im Städtchen sind,
Der weiß, was er beginnt, und nicht bloß wagt;
Und weil im Sterbebuch Ihr Nahm' nur zweymahl steht.
Da sprach, verwirrend sich, der Arzt geschwind:
»»Ach, Durchlaucht! — welch ein Glück für mich, mit Danke
Erkenn' ich's, ach, wie schnell es mit mir vorwärts geht,
Erst gestern kam ich von der Universität,
Behandelte im Städtchen erst zwey Kranke.««

J. F. Castelli.

Der brennende Busch.

Seyd ihr dessen kundig, Schwestern,
O so deutet mir den Traum,
Der bey Abendroth mich gestern
Schreckte unterm Fliederbaum!

Zephyr warf mir Blüt' um Blüte
Lieblich flüsternd in den Schoos,
Und das Licht, das fern verglühte,
Streute Rosen auf das Moos.

Schmachtend goß die Nachtviole
Rings umher den Liebeshauch,
Und die feurigste Pirole
Schluchzte süß im Holderstrauch.

Bey der Tön' und Düfte Wogen
Schlug mein Herz im Busen tief,
Bis, wie von Magie gezogen,
Ich erst laß ward, dann entschlief.

Jetzt umgab mich Nacht und Schweigen;
Nur in längern Pausen drang,
Und wie von entferntern Zweigen,
Zu mir der Pirole Sang.

Aber nein! ich sah sie sitzen
Auf dem Ast nun über mir,
Sah die hellen Aeuglein blitzen,
Recht, als wär' ich theuer ihr.

Und — welch unerklärlich Wunder! —
Wie vom Blitz entzündet, stand
Schnell der blühende Hollunder,
Unversehrt zwar — doch in Brand. —

Blüten Funken — Blätter Flammen —
Stamm und Aeste Kohlen gleich —
Tief erschreckt fuhr ich zusammen,
Wurde ob des Vogels bleich.

Doch der glich dem Salamander,
Ob er schon verändert schien —
Denkt euch — Vetter Alexander
Lauschte durch das Feuergrün!

Feuer zeigt sich gern den Bräuten,
Wie das Traumbuch klärlich sagt;
Doch — auf was Pirolen deuten,
Hab' ich's, ach! umsonst befragt!

F. Kind.

Die Libelle.

Im Silber einer Quelle schwamm,
Beschattet von dem Blumendamm,
Ein Fischlein gar zufrieden,
Und dachte: »Fröhlich ist es hier
Im hellen Born, es wurde mir
Ein schönes Loos beschieden!«

Da flattert aus den Blüthen schnell
Ein Vogel an den Wiesenquell
Zum Mittagstrunke nieder,
Und nippet, spiegelt sich, und prahlt
Mit seinem Fittig, bunt gemahlt,
Und blähet sein Gefieder.

Hier schauet er in stiller Fluth
Das Fischchen leicht und wohlgemuth
Auf grünem Moose wallen,
Und spricht: »Ey, Fischlein, komm heraus!
Wie mag dir nur das kalte Haus
Von Schlamm und Sand gefallen?

„O kenntest du die Seligkeit
Zu fliegen in den Lüften weit
Hin über Thal und Hügel! —
So bitte nur die Wasserfee,
Sie schöpfet Nebel von der See,
Und webet ihn zum Flügel!«

Des Fischleins kleine Seele schwoll,
Es hörte leid- und sehnsuchtsvoll
Des Lockers Worte klingen,
Und sieh: der Schuppenpanzer wich,
Die zarten Flossen dehnten sich
Zu wasserblauen Schwingen.

Es schwebte mit der Wunderkraft
Der neuen Gabe kühn der Haft
Aus weicher Spiegelwelle,
Und schwang sich über Busch und Bach
Dem flüchtigen Verführer nach
Als grünliche Libelle.

Doch bald entflieht der lose Wicht,
Der neue Vogel kann sich nicht
Mit solchem Segler messen,
Er hebt die müden Schwingen schwer,
Und irret zagend hin und her,
Betrogen und vergessen;

Und suchet gern den klaren Lauf
Des Mutterbornes wieder auf,
Und will sich Frieden trinken;
Doch läßt der Helfer ihrer Flucht,
Der Fittig, ihres Wunsches Frucht,
Sie nicht hinunter sinken.

Da schwebt sie klagend auf dem Schein
Der Wiesenquelle, schaut hinein,
Und küsset ihren Spiegel:
Und siehet durch das feuchte Glas
Die Fischlein spielen auf dem Gras,
Gehemmt von keinem Flügel.

Sieht unten weiß und dunkelgrün
Die Wasserblumen lockend blühn,
Von Silber überflossen,
Und setzt sich weinend an den Strand:
Umsonst — der Heimath Zauberland
Bleibt ewig ihr verschlossen!

Den Menschen locket falsche Lust,
Und klopft die Wünsche seiner Brust
Aus ihrem tiefen Schlummer;
Gestachelt von dem Wespenheer,
Durchtobet er ein wildes Meer
Von Leidenschaft und Kummer.

Doch bald erlieget er im Streit
Der Täuschung und der Eitelkeit,
Und seufzet nach dem Frieden,
Der, wie ein lauer Mayentag,
Hell über seiner Kindheit lag,
Und mit ihr ist geschieden.

Doch Jenem, der im Unverstand
Der Menschenwürde heilig Pfand
Verrieth an Lust und Schimmer,
Der Unschuld aus dem Herzen wies,
Dem öffnet sich das Paradies
Des Seelenfriedens nimmer!

Baron Schlechta.

Der Allsehende.

Jesus Sirach. Cap. 17. Vers 13. Ihr Wesen ist immer vor ihm, und nichts verborgen.

Hülle dich in dichte Schleyer'
Borge hellen Heuchelschein
Laß der Erdenfürsten Feyer
Deines Wegs Begleiter seyn:
Er, der Glanz aus Glanz erlesen,
Welchem dient der Cherubim,
Er erkennet doch dein Wesen,
Es ist immerdar vor ihm.

Denn es ist ihm nichts verborgen,
Was in der Gedanken Saat,
Aufsproßt an dem frühen Morgen,
Aernte, wenn der Abend naht:
Denn es ist ihm nichts verschwiegen,
Was du selbst dir nicht bekennst,
Mög' es dunkel in dir liegen,
Wie ein trübes Nachtgespenst.

Seinem Auge ist's enthüllet;
Denn wo ist der kleinste Raum,
Den sein Wissen nicht erfüllet?
Flögst du an der Welten Saum,
Ihn auch wirst du immer finden;
Drängst in Erdentiefen ein,
Borgtest Flügel von den Winden,
Immer wird er nah dir seyn.

Schrecken für das Kind der Lüge,
Schauder für des Innern Nacht,
Wo, verwirrt in falsche Züge,
Nur der Schein der Tugend wacht;
Beben für die Hochgestellten,
Wo hinauf das Aug' nicht reicht,
Für die Herrscher dieser Welten,
Wenn die Wange ihnen bleicht.

Aber Wonne für den Armen,
Den die Mitwelt arg verkennt,
Den sie, richtend ohn' Erbarmen,
Hier wohl gar Verbrecher nennt,
Und dem doch der Quell der Thaten
Rein entströmt in stiller Brust,
Und an dessen Innern Saaten
Hat des Ew'gen Auge Lust.

Aber dauerndes Entzücken
Für der stillen Tugend Reich,
Wohin nicht die Hohen blicken,
Mißgunst schielt, Harpyen gleich;
Einem bleibt es nicht verborgen,
Was darin im Keime steht,
Und sein Lebenshauch wird sorgen,
Daß es auf in Blüthen geht.

Auf in Blüthen, die voll Segen
Duften in des Jenseits Land,
Woher schon der Hoffnung Regen
Träufelt auf den dürren Sand;
Wenn, was in der Lüste Beeten
Aufgekeimt in Ueppigkeit,
Nicht besteht in Lebensnöthen,
Und dem Tode ist geweiht.

Th. Hell.

Auf dem Kirchhofe zu Leipzig.

Ich grüße dich, du Haus der Nacht,
Mit deiner schauerlichen Pracht!
Ich grüße dich, du gastlich Haus,
Das Lust um Qualen tauschet aus;
Wie eine Mutter grüß' ich dich,
Die ihre Kinder ruft zu sich,
Und Alles, was sie schmerzt und schreckt,
Mit ihren Schleyern überdeckt.

Ein froher Lebenspilger steht,
Wo Nacht die Saaten ausgesät;
Und weiter tritt der Wandersmann,
Und nackte Schädel schaun ihn an,

Ihm winken Särge rings umher,
Und vor ihm starrt ein Knochenmeer;
Und über all dem Schreckenstag
Erhebt der Tod den Flügelschlag.

So wärst' du hier der Herr vom Haus,
Der Meister du von all dem Graus,
Du kalter Tod! du mähtest hier,
Wie volle Garben, Menschen dir? —
Der Regenbogen kündet fern
Den Schläfern einen andern Herrn,
Und daß, wie weit dein Reich auch ist,
Du hier nichts als der Diener bist.

Dort jener hohe Marmorstein,
Er sank nun selbst in's Grab hinein,
In Staub zerfallen liegt der Sarg,
Der andern Staub zuvor verbarg.
Der dort ist vom Bewohner leer,
Hier ist das Grab nicht einmahl mehr;
Zerstörung! was du eingewiegt,
Du hast zuletzt dich selbst besiegt.

Wie doch sich mit so seltner Art,
Der Tod hier mit dem Leben paart,
Dort trägt ein reich geschmückter Bau,
Statt Trauer, Eitelkeit zur Schau,

Geheim verwelket hier ein Herz,
Mit Blumen prahlet dort der Schmerz;
Hier stürmt das Leben mit Gebraus
Durch's ernste, stille Leichenhaus.

Auch du, mein alter Gellert, hier?
Dieß Plätzchen, wohl gebührt es dir;
Von weißen Rosen eingefaßt,
Umfängt's so eng den lieben Gast;
Der Trauerweide hängend Laub,
Es säuselt über deinem Staub
So mild, so leicht, so grambewegt,
Daß jedes Herz hier schneller schlägt.

Und jener graue Würfelstein,
Den guten Weiße schließt er ein.
Das Leben, liederlust'ger Greis!
Es machte dir die Locke weiß:
Da hat der Tod dir Recht verschafft,
Und gab dir wieder Jünglingskraft;
Wohl dir, von dem man sagen kann:
Du hast gewollt, du hast gethan!

Dort spielt der Kinder muntre Schaar,
Die Brust so weit, das Aug so klar;
Der Väter ernster Ruheplatz
Ist ihnen nur ein Blumenschatz;

Des kalten Inhalts unbewußt,
Steigt selbst aus Gräbern ihnen Lust.
O goldne Kindheit, schönste Zeit!
Du weißt nichts von Vergänglichkeit.

Und noch so manch gebrochnes Herz
Schläft aus hier von des Lebens Schmerz,
Und auch so manche wunde Brust
Ist sich des Dorns nicht mehr bewußt.
Die Schläfer, welche Niemand kennt,
Und die ein stolzer Grabstein nennt,
Sie ruhen jetzt zusammen aus,
Wie Brüder, in demselben Haus.

Wer wandelt dort so trüb und stumm
An jenem grünen Grab herum?
Wer wohl das bleiche Weib dort ist,
Die Blumen mit dem Aug begießt?
Gewiß muß unter jenem Stein
Ihr Etwas gar zu Liebes seyn,
Weil ihn die Thräne schier durchbricht; —
Weib, Thränen wecken Todte nicht!

Von selber aber stehn sie auf,
Und winken dir zu sich hinauf,
Wo Sonnen, die nicht blenden, glühn,
Und Rosen ohne Dornen blühn:

Dort stehen sie im Brautgewand,
Mit grünen Palmen in der Hand,
Und zeigen lächelnd auf ihr Grab,
Drum trockne dir die Thränen ab!

Deinhardstein.

Geistliche Musik.

Es hält ein süßes Regen
Mir Aug' und Herz und Mund und Hand gebunden;
Wie Neues zu erkunden
In stiller Tiefe Falten,
Schließt Auge sich, schlägt Herz mit leisern Schlägen,
Der Mund verstummt in Freude,
Und, huldigend unsichtbaren Gewalten,
Zum Bethen falten sich die Hände beyde.

Lind flüstert's auf und nieder,
Wie Frühlingshauch in duft'gen Blüthenhainen;
Jetzt wie ein bittres Weinen
Aus tiefem Herzensgrunde,
Wie Jubel nun der Kinder tönt es wieder,
Und durch die Menschenstimmen,
Als brächten sie vom neuen Liebesbunde
Die süße Kunde, Himmelslaute schwimmen.

O Klang von Mund und Saiten,
Drinnen sich liebeselig Licht und Schatten,
Himmel und Erde gatten,
Drin zu den Menschensöhnen
Tröstend aus hellen Räumen Engel gleiten!
Dein Fittich tönt und rauschet
Mit Wonnen, die du, Welten zu versöhnen,
Am Quell des Schönen kindlich eingetauschet.

Oder herab zur Erde,
Daß Himmlisches die Menschen lieben lernen,
Tönt es aus lichten Sternen?
Will Klang aus reinen Sphären,
Daß neuer Lust das Leben innen werde,
Sich über Aschenhügeln
Ueber Verwesungsstaube neu gebären,
Zu Engelschören uns emporzuflügeln?

Will sich mit seiner Liebe
Der ganze Himmel auf die Erde senken,
Ein schmachtend Land zu tränken
Mit reichem Born der Gnade,
Daß neue Kraft erwecke neue Triebe?
Sind's Paradieseswellen,
Die, daß der Mensch sich seiner Schuld entlade,
Zu lauterm Bade lockend niederquellen?

Willkommen, Klangesbäche,
Die ihr, an höchster Liebe Sonn' entglommen,
Leuchtend herangeschwommen!
Schlagt an des Herzens Pforte,
Daß drin gemach die Eisesrinde breche,
Und frey die Flammen werden,
Zu lodern auf in That und frommem Worte
Zum rechten Horte, freudig von der Erden!

Karl Förster.

Karl und Kathy.

Eine Glosse; an Fanny.

Lasset die Kleinen, und wehret ihnen nicht zu mir zu kommen; denn solcher ist das Himmelreich. Matth. 19. V. 14.

Einem Silberglöcklein gleich,
Klingt, bey treuer Aeltern Weinen,
Welcher spricht: »Laßt mir die Kleinen,
Ihrer ist das Himmelreich!«

An dem letzten Mayenabend,
Sonntags, da man »Jahr der Liebe
Achtzehnhundert achtzehn« schriebe;
Kniet' allein ich, Gott nicht habend,
Doch mein starrend Herz erlabend
Am Altar, wo segensreich
Pinka fleußt; das Herz ward weich,
Sonne scheidend, es erfreute! —
Plötzlich tönte Grabgeläute,
Einem Silberglöcklein gleich!

Und auf's neu hinaus mich's jagte!
»Was bedeuten diese Töne?«
Frug ich, »Man begräbt die schöne,
»Kaum fünfjähr'ge Kathy!« sagte
Mir das Volk, das hoffend klagte,
Und, im Abendsonnenscheinen,
Kniet' um's offne Grab der Kleinen! —
Spricht gleich Gott auch tödtend »Werde!«
Gräßlich doch das »Erd' werd' Erde!«
Klingt, bey treuer Aeltern Weinen! —

Heut acht Tage sind vergangen
Seit ich sie noch hab' gesegnet,
Als sie mir zuerst begegnet,
In der Kindheit Rosenprangen!
Und heut Morgens schon, zur langen
Nacht geschmückt, mit weißen Leinen,
Sah ich 's Kindlein, gleich der reinen
Lilie, liegen, (schon besieget
Hatt's den Tod!) an Den geschmieget,
Welcher spricht: »Laßt mir die Kleinen!« —

Wenig Wochen nur vergingen,
Seit ihr lieber Karl verschieden,
Gleich an Alter, Lieb' und Frieden,
Ihr! — Kann Engeln was mißlingen?
Auf, zu sich, ihm nach, sie schwingen,
Konnt' er's nicht?! Schon todesbleich

Rief sie: »Karl, ich komme gleich!« —
Bittet für uns, heil'ge Kinder! —
Fanny, das sind Ueberwinder,
Ihrer ist das Himmelreich! —

Einem Mettenglöcklein gleich,
Klingt's, wenn reuend Sünder weinen,
»Werdet wieder wie die Kleinen!
»Solcher ist das Himmelreich!« —

F. L. Z. Werner.

Anmerkung.

Dieses kleine Gedicht ist nichts weniger als erdichtet. Alles darin Geschilderte beruht vielmehr auf wahren, mit größtmöglichster geschichtlicher Treue dargestellten Thatsachen, die der Verfasser zum wehmüthigen Gedächtnisse des 31. May's 1818, (des dritten Sonntages nach Pfingsten) wo er das hier von jenem Tage Erzählte wirklich erlebte und durchlebte, in die Gallerie seines an lieblichen Jammerbildern überreichen Lebens aufzunehmen, schlechterdings nicht umhin konnte. Er hatte am vorhergegangenen Sonntage, dem zweyten nach Pfingsten, die erste in seinem Leben gehaltene Predigt (über das große Abendmahl) von der Kanzel zu Pinkafeld wiederholt. Fast unmittelbar darauf sah er das noch lebensvoll blühende engelsschöne, schuldlose Opfer der reinesten Liebe, noch in voller Jugendfrische, zum ersten und letzten Mahl lebend, und weihte es gleichsam zur Verklärung! —

Karl und Kathy, beyde fünfjährig, waren die schönsten Kinder im Orte, er, der geistreichste Knabe, sie, das holdeste Mädchen; nicht Blutsverwandtschaft, etwas Höheres knüpfte das ewige Band ihrer himmlischen Liebe. Karl konnte ohne Kathy keine Freude genießen, Kathy freute sich auf ihrem kaum

viertägigen Sterbelager ganz außerordentlich, ihren Karl bald wieder zu sehen. Wie wenige Wochen nur ihr unzertrennliches Leben trennten, so trennen auch wenige Schritte nur ihre, zur gegenseitigen Verklärung reifenden Hüllen. Eine Menge ihrer Spielgenossen, Kinder aus Pinkafeld, die der Tod fast um die nähmliche Zeit zu Engeln beförderte, sind gleichsam die zu dieser himmlischen Hochzeit gebethenen Gäste. — Möge diese treue, durch ihren Gegenstand rührende Handzeichnung die tiefe und zarte Kennerin des wahren Lebens, der sie gewidmet ist, an den Dankbaren erinnern, dem sie jetzt eine, Gottlob, bereits fruchtbare Freystatt, der stillen Ruhe, früher schon ein, leider, noch fruchtloses, Beyspiel gab des höheren Friedens! —

Die Stieftochter.

Feindesgefahr.

Der Krieg mit Frankreich war auf's Neue ausgebrochen, die französische Heeresfluth wälzte sich über die Grenze, und näherte sich jetzt zum ersten Mahle einer friedlichen Gebirgsgegend, in deren Bezirk sich bisher durch ein Zusammentreffen von Umständen die Ruhe wunderbar erhalten hatte. Mit Angst und Schrecken vernahmen die Einwohner eines kleinen Landstädtchens, das hier im Schooße schützender Hügel lag, die Nachricht von der drohenden Gefahr; aber Niemand erfüllte sie mit solcher Angst, als Frau Sebald, die Witwe eines wohlhabenden Bürgers, die seit vielen Jahren hier still und bequem mit ihrer Pflegetochter lebte, die sie, wie man sagte, und wie Christine, so hieß das Mädchen, selbst glaubte, als eine arme Waise angenommen hatte. Im Grunde war sie das, und war es doch auch nicht. Ihre Mutter zwar war längst todt, und sie hatte sie nicht gekannt; aber ihr Vater lebte, und war ein angesehener Schreinermeister in der Residenz.

Wer reich oder vornehm war, ließ bey ihm arbeiten, und man mußte seine Meublen vom Meister Grelling beziehen, wenn man in seiner Einrichtung Anspruch auf Eleganz machen wollte. Reichthum und Wohlleben herrschte in Herrn Grellings Hause; bey dreyßig Gesellen arbeiteten in seinen verschiedenen Werkstätten; eine sehr hübsche Frau, und mehrere wohlgebildete Kinder schienen ihn zum eben so glücklichen Gatten und Vater zu machen, als er schon ein reicher Bürger und angesehener Mann unter seines Gleichen war; aber dennoch wohnte kein Glück im Innern dieser Familie. Frau Grelling war eine schöne Frau, der Meister hatte sie in schon vorgerückten Mannesjahren, nach dem frühern und schmerzlichen Tode seines ersten Weibes, Christinens Mutter, als ein junges, blutarmes Mädchen geheirathet; er hatte sich eine liebevolle Lebensgefährtin, seinem verwaisten Töchterchen, an dem er mit inniger Liebe hing, eine zweyte sorgsame Mutter zu geben vermeint. Ihre Gestalt hatte ihn bezaubert, ihre Wirthlichkeit und ihr Fleiß rechtfertigten zum Theil die Wahl seines Herzens; aber die Liebe und Schonung, die er gesucht hatte, fand er nicht. Die schöne Frau hatte übergroßes Vergnügen an Putz und Glanz, sie liebte aus dieser Ursache das Geld mehr, als recht war, und sah die Tochter ihrer Vorgängerin als eine unwillkommene Theilnehmerin des Vermögens an, das ihr und ihren Kindern bestimmt war. Sie haßte die Kleine, und verfolgte sie auf jede Art. Meister Grelling sah das mit Schmerz; aber er hatte nicht die Macht, es zu hindern; denn schon längst hatte er sich nach und nach, während er dem Aeußern seines Werkes mit Kraft und Thätigkeit vorstand, die Herrschaft des innern Hauses aus den Händen winden lassen. Seine Frau

befahl hier unumschränkt. Ihr und ihrer eignen Kinder Vortheil war ihr höchstes Gesetz; es blieb dem geplagten Manne und Vater nichts übrig, als das Mädchen, welches der Zankapfel in der Familie, und unschuldiger Weise die Ruhestörerin des Hauses war, zu entfernen. Er schrieb an seine Schwester, Frau Sebald; die fromme Matrone hatte längst Aergerniß an dem Gange der Angelegenheiten in ihres Bruders Hause genommen, die junge, eitle Frau war ihr ein Dorn im Auge, und Christinens Entfernung aus der Nähe ihrer Stiefmutter, aus dem lärmenden Hause, aus dem steten Anblick unwürdigen Zankes, der um ihretwillen entstand, längst ihr Wunsch gewesen. Sie fürchtete den Einfluß, den solche Auftritte und Beyspiele auf das Mädchen haben müßten, wenn sie erst größer werden, und ihr Verstand sich zu entwickeln anfangen würde. Sie war einsam; denn ihr einziger Sohn betrieb fern von ihr, in **ingen, eine große Fabrik. So verstand sie sich gern dazu, dem Wunsche ihres Bruders entgegen zu kommen, und Christinen als ihre Pflegetochter zu sich zu nehmen. Nur drang sie, um jeden Keim der Eitelkeit aus dem Herzen der Kleinen zu entfernen, um sie nicht mit der Schwäche ihres Vaters, und der Bosheit ihrer Stiefmutter bekannt zu machen, und endlich, um bey ihrer Erziehung ganz freye Hand zu haben, darauf, daß ihr Bruder ihr das Kind ganz abtreten, und dieß vor den Jahren der reifen Vernunft, ohne dringende Nothwendigkeit, nicht erfahren sollte, wer ihr Vater, und aus welcher Ursache sie aus dem väterlichen Hause verbannt war.

Herrn Grelling leuchtete das Wahre, was diesen Forderungen zum Grunde lag, wohl ein, obwohl es ihm wehe that,

so gleichsam ganz auf sein liebstes Kind zu verzichten. Aber es blieb ihm der Trost, es bey seiner Schwester aufs Beste versorgt zu wissen, und sie, so oft es seine Geschäfte erlaubten, als ihr Vormund und Oheim besuchen zu können.

So kam das kaum vierjährige Kind in das Städtchen im Gebirge zu ihrer Muhme. Bald waren die ersten Eindrücke aus dem väterlichen Hause verwischt, nach und nach verloren sich auch die Erinnerungen, man hatte ihr gesagt, daß der freundliche Mann, bey dem sie gelebt, und der jetzt noch etwa jedes zweyte oder dritte Jahr kam, seine Schwester zu besuchen, ihr Oheim gewesen, der sie aus Mitleid zu sich genommen. Eine innige Liebe zog sie zu diesem Manne, und jeder seiner Besuche war ein Fest für das stille, ernste Kind.

Jahre reiheten sich an Jahre, Christine war zum Mädchen, zur Jungfrau herangereifet. Ihre Schönheit entfaltete sich wunderbar, und Frau Sebald, die ohnedieß sehr strenge Ansichten vom Leben und der Erziehung hatte, glaubte ihre Wachsamkeit verdoppeln zu müssen, um das Mädchen, dessen eigner, etwas stolzer Geist ihr ohnedieß nie eine aufrichtige Unterwerfung bewiesen hatte, jetzt, wo ihre Gestalt sich so vortheilhaft entwickelte, vor den Blicken der Männer, und sich und ihr Haus vor jeder Unruhe zu bewahren.

Und gerade in diese Zeit wachsender Besorgniß führte der Himmel die allergrößte, die Annäherung eines feindlichen Heeres heran. Mit Zittern hatte Frau Sebald früher in Zeitungen von dem Jammer gelesen, den der Krieg, und schon die bloße Nähe der Armeen, die Durchzüge u. s. w. über friedliche Gegenden gebracht hatten, und dankbar hatte sie die Güte des Himmels erkannt, dessen sichtbarer Schutz bisher über

diesen einsamen Thälern gewacht, und den Wogen der Verheerung gebothen hatte: Bis hierher, und nicht weiter! Jetzt aber sollte auch dieser verborgene Zufluchtsort in den Tumult gebracht, vielleicht verbrannt, geplündert werden, und, was sie bisher an Andern beklagte, sie selbst betreffen. Kaum daß ihr sonst verständiger Sinn diesen drohenden Uebeln zu widerstehen, und sich aufrecht zu halten vermochte, als nach und nach immer beunruhigendere Nachrichten die letzten Hoffnungen der Ungewißheit vernichteten, und landesfürstliche Befehle die Obrigkeiten der einzelnen Orte zu den unumgänglichen Maßregeln anhielten, welche eine anrückende feindliche Heeresmacht erforderte. Als der erste Schrecken über das Unausweichbare vorüber war, war ihr nächster Gedanke Flucht, Flucht mit ihrer schönen Pflegebefohlnen, und ihrer Habe zu ihrem Bruder in die Residenz. Sie rief Christinen, und theilte ihr ihren Entschluß mit.

Christine konnte die unbestimmte Angst, das ungemessene, auf dunkeln Begriffen ruhende Entsetzen ihrer Pflegemutter nicht mit ihr fühlen. Sie erkannte wohl, daß ihnen mancher Schrecken, manche Unruhe bevorstehen müsse, so wie die Feinde sich näherten; aber sie hatte von klugen Leuten so Manches gehört, was ihr Muth und Haltung einflößte, und sie in der Meinung bestärkte, daß, das Seinige zu verlassen, und fremder Vergeudung anzuvertrauen, während man selbst auf unsichern Wegen vielleicht vergeblich nach Schutz und Zuflucht herum irre, das Mißlichste wäre, was man in solchen Fällen thun könne. So bemühte sie sich also mit allen Gründen, die sie aufbiethen konnte, der Mutter die Beschwerlichkeit ihres Planes einsehen, und sie den Gedanken an diese Flucht aufgeben zu

machen. Es bedurfte aller dieser Bestrebungen nicht; denn nach drey Tagen, als die überwiegende Angst der Frau Sebald, trotz Christinens Vorstellungen, dennoch fast alle Hindernisse besiegt, und diese sich schweigend in ihr Schicksal ergeben hatte, als alle Vorsorge für die zurückgelassene Habe getroffen, die Bündel geschnürt, und nur die Pferde noch zu bestellen waren, da wurden diese unerwartet verweigert, weil sich indessen die Feindesgefahr so sehr vermehrt hatte, daß alles Zugvieh rings umher in Requisition gesetzt, und an ein Fortkommen auf den von der retirirenden Armee bedeckten Straßen nicht mehr zu denken war.

Frau Sebald war tödtlich erschrocken. Hier zu bleiben, und den Feind vielleicht in zwey Tagen in ihrer Stadt zu sehn, war ein Gedanke, den sie zu fassen nicht im Stande war. Zudem kamen Befehle der Obrigkeit an die Hausbesitzer, an die Einwohner, Vorräthe sollten angeschafft, Quartiere bereitet, und Alles zum Empfang der Furchtbaren eingerichtet werden, deren Einrücken man am folgenden Tage in jeder Stunde erwarten konnte. Frau Sebald war vernichtet. In einer dumpfen Verzweiflung legte sie die Schlüssel des Hauses hin, setzte sich mit wankenden Knieen todtbleich auf einen Sessel, und sagte: Jetzt weiß ich nichts mehr zu thun, jetzt sind wir Alle verloren!

Wollt Ihr mir erlauben, liebe Mutter, sagte Christine, indem sie näher trat, und mit liebevollerem Ton, als gewöhnlich, sie anredete, statt Euer für Alles zu sorgen? Wollt Ihr mir die Schlüssel anvertrauen?

Ach, Gott! rief die Alte: du, ein Mädchen von sechzehn Jahren — das sich noch nie in einer solchen Lage befunden? Das geht nicht! Die Franzosen sind keck, übermüthig —

Ich bin ja nicht schutzlos im Hause. Sehen sollen sie mich nicht viel, dafür ist Anne da. Euer Ansehen wird mir Haltung geben, und ich bitte ja bloß, daß Ihr mir erlauben wollt, was an mehreren Sorgen und Arbeiten in der Wirthschaft vorfällt, Euch abzunehmen.

Die Matrone hob jetzt zum ersten Mahle seit jener Schreckensbothschaft das Haupt empor, und starrte das Mädchen zweifelhaft an: Wolltest du das, Stinchen? — Ach, du nähmst mir eine Centnerlast vom Herzen! Aber nein, es geht nicht, du verstehst nicht — Und was nicht? erwiederte Stinchen: bin ich nicht, wenn Euer Sohn mit seiner Frau und seinen Kindern zum Besuche kam, Euch in Allem an die Hand gegangen? Habt Ihr mir nicht die letzten Mahle die ganze Besorgung auf mein Bitten allein überlassen? — Nun seht, mehr Einquartirung als damahls Gäste, bekommt Ihr doch in dem kleinen Häuschen nicht —

Ach, daß Gott erbarm! das wäre entsetzlich.

Habe ich damahls Alles zu ordnen verstanden, so werde ich mich jetzt auch zu finden wissen.

Aber deine Jugend, deine Wohlgestalt —

Ich habe Euch schon gesagt, daß sie mich nicht viel zu sehen bekommen werden. Das ist auch ganz unnöthig, wenn nur ordentlich für sie gesorgt wird.

Wir haben keine männliche Seele im Hause, als den alten Gärtner.

Genug, um Ordnung im Hause zu erhalten, und Ausrichtungen außerhalb zu besorgen. Glaubt mir, ich habe immer gehört, die Franzosen sind höflich, und beweisen Achtung für unser Geschlecht, wenn wir sie nicht selbst verwirken.

Laßt mich nur sorgen! — Und hiermit nahm sie die Schlüssel, rief die alte Anne und Georg zu sich, ordnete, räumte, schaffte vom Boden herab, vom Keller herauf, und in wenigen Stunden trat sie in der Muhme Zimmer, und meldete, daß die grüne Stube auf der Hintertreppe anständig zugerichtet, Betten, und Alles, was die unwillkommenen Gäste fordern könnten, dahin geschafft, durch Georg und Anne die nöthigen Vorräthe in's Haus gebracht, und Alles so ziemlich in Ordnung sey, um, wenn die Feinde einrückten, sie ruhig empfangen zu können. Sie werden da oben wohnen, setzte sie hinzu: Mich und Euch, Muhme, brauchen sie nicht zu sehen; was sie bedürfen, wird ihnen Georg bringen, Anne mir in der Küche an die Hand gehen, und so, hoffe ich, wird uns Gott auch über diese schwere Zeit hinweghelfen.

In Frau Sebalds Augen standen Thränen der Rührung. Ach, dich hat mir mein Schutzengel gesandt! rief sie: du hast mir aus einer großen Noth geholfen. Mein alter Kopf taugt nicht mehr für solche Dinge.

Einquartierung.

Es war gut, daß Christine diesen Morgen Alles im Hause zu rechte gemacht hatte. Gleich nach Tische erhob sich eine Unruhe in den Gassen, Leute liefen hin und wieder, stellten sich zusammen, flüsterten, gleich darauf hieß es: Sie kommen! Man sieht sie den Berg herunter ziehn! — Jetzt schallten schmetternde Trompetentöne, Pferdegetrabe wurde von weitem gehört, und kam immer näher und näher. Sie sind's! Sie sind's!

schrie Frau Sebald, und verbarg ihr Gesicht in den Kissen des Canapee's. Christine trat zum Fenster, und ließ die Gardinen herab. Aber schon waren die ersten Haufen in der Gasse erschienen; sie ritten langsam, in schöner Ordnung und schimmernden Waffen daher. Christine hatte so Etwas in ihrem Leben nicht gesehen, sie konnte sich nicht enthalten, hinter den Vorhängen unbemerkt hinaus zu blicken, und ihr Herz wallte von gemischten Empfindungen auf, wie einer Seits Angst und das Gefühl der Schmach, die Sieger ihrer Landsleute jetzt so übermüthig einziehen zu sehen, und auf der andern Seite der Anblick der kriegerischen Schaar, die begeisternde Musik, die Zuversicht ihrer Haltung, selbst das Geräusch ihrer Pferde und Waffen, ihr Gemüth auf widerstreitende Art bewegten. Nun war der Zug vorbey, sie trat zu ihrer Pflegemutter, die in Todesangst, zitternd und bleich da saß. Alles war wieder still geworden, und blieb es ungefähr eine bange Stunde, bis sich die Mannschaft die Quartieranweisungen verschafft hatte. Jetzt war die Dämmerung eingetreten, im kleinen Zimmer Alles dunkel und still, auf einmahl erschallte ein heftiges Pochen an der Hausthüre, Frau Sebald schreckte zusammen, Christine erhob sich. Wollt Ihr ihnen nicht entgegen gehen, Frau Muhme? sagte sie, und schlug indessen Licht mit zitternden Fingern. — Ich kann nicht — ich kann nicht! rief diese: Anne soll mit dir gehen. Christine schauderte; es war das Unangenehmste, was die Muhme ihr befehlen konnte. Sie stand still, sie konnte sich eines innern Grauens nicht erwehren, vor die fremden, feindlichen, vielleicht rohen Männer hinzutreten. — Doch faßte sie sich, rief Annen aus der Küche, zündete ihre Kerze an, und schritt den Hausgang hin-

ab. Georg hatte indeß geöffnet. Zwey Cuirassiere in blinkenden Harnischen standen vor ihr: ein ältlicher Mann, den der Goldbesatz auf dem Aermel als einen Unteroffizier bezeichnete, und ein Jüngling, der sich finster hinter diesem zurückzog, und ihm das Wort zu führen überließ.

Christine verstand kein Französisch, der Marechal du Logis kein Deutsch; so mußte der Reiter vortreten, und überrascht hörte sich Christine in sehr reinem Deutsch ansprechen. Jetzt erst sah sie diesem ins Gesicht und erröthete, und schlug in höchster Verwirrung die Augen nieder, als die Züge eines bildschönen, jungen Mannes, des schönsten, den sie je gesehen, ihr in der hellen Beleuchtung ihrer Kerze sichtbar wurden, und zwey große blaue Augen sie mit einem düstern Ernst ansahen, den kaum ein Ausdruck der Höflichkeit milderte. Sie antwortete nicht sogleich, die Stimme hatte ihr versagt; aber sie ermannte sich schnell, gab kurz eine bescheidene Antwort, man verständigte sich, Christine reichte Ihnen ihr Licht, und die Reiter gingen, von dieser geführt, über den Hof, die Hintertreppe hinan, in ihr Stübchen, dessen Reinlichkeit an Geräth und Betten die müden Krieger wohlthuend ansprach.

Christine kehrte zu ihrer Pflegemutter zurück, die das Mädchen mit sichtbarer Freude wohlbehalten von der Zusammenkunft mit jenen Furchtbaren wiederkehren sah. Diese war sehr still, und in sich gekehrt; doch gewohnt, das Mädchen meist schweigsam zu finden, befremdete es Frau Sebald nicht, daß sie auf umständliche Erkundigungen nur obenhin, und kurze Antwort gab. Christinens Gemüth hatte einen Eindruck empfangen, der zu plötzlich und zu gewaltsam gekommen war, als daß es ihr möglich gewesen wäre, ihn mit aller Ueberlegung

und Besonnenheit so schnell wieder zu vertreiben. Indessen gingen die Dinge im Hause ihren Gang fort, die Reiter wurden durch Anne und Georg verpflegt, Christine ließ sich nicht vor ihnen blicken, und erst am Abend des zweyten Tages, als sie von einer Revue nach Hause kamen, verlangte der Unterofficier, der Dame des Hauses, wie er sich artig ausdrückte, sein Compliment zu machen. Georg, dem er den Auftrag gab, ihn zu melden, hätte ihn gern dieser Höflichkeit überhoben. Frau Sebald erschrack, als ihr der Besuch angesagt wurde, und dankte nur Gott, daß Christine eben in der Vesper, und also nicht zugegen war, als die Soldaten eintraten. Diese benahmen sich indessen sehr höflich; der Jüngere mußte den Dollmetsch machen, und Frau Sebald entdeckte nicht ohne Vergnügen einen Landsmann in ihm; denn auch er war, wie sie, aus den Rheingegenden gebürtig, wohlhabender Bürgersleute Kind, und auf dem Punct gestanden, bald selbst Bürger und Meister in der Schreinerkunst, der er sich nach des Vaters Beyspiel gewidmet, zu werden, als die unselige Conscription ihn traf, und mitten aus seinen Bahnen und Hoffnungen fortriß. Zu ihrem Erstaunen fand die gute Frau im Verlaufe der Unterredung, daß diese gefürchteten Unholde doch ganz menschlich und höflich waren, ja, das bescheidene Wesen und der Anstrich von Mißmuth im Gesichte des jungen Landsmannes hatten ihm ihr Wohlwollen gewonnen. So war es ihr eben nicht mehr so unangenehm, als nun Christine zurückkam; und von der Verwirrung, mit welcher sie den jungen Soldaten, dieser sie erblickte und grüßte, gewahrte sie vollends nichts. Die Reiter waren aufgestanden, der Eintretenden ihre Höflichkeit zu bezeigen; eine hohe Purpurgluth überströmte

Christinens Wangen. Der Unterofficier rückte ihr galant einen Stuhl zurecht, und bemühte sich in gebrochenem Deutsch dem schönen Mädchen einige Artigkeiten zu sagen; der Jüngere war seit ihrem Eintritte verstummt, nur zuweilen fiel ein brennender Blick von der Seite auf sie, und er überhörte meist, was Frau Sebald zu fragen, oder sein Camerad ihm zu sagen hatte.

Von dem an sahen sich die Hausleute und die Einquartierten zuweilen. Der Marechal du Logis war bald bekannt mit Allen, eine gutmüthige Kriegerseele, rauh, aber ehrlich und bescheiden, wenn man seine nicht unbilligen Forderungen erfüllte. Aber zwischen den jungen Leuten hatte ein scheues Betragen Platz genommen. Sie schienen sich vielmehr zu vermeiden, als zu suchen, und Frau Sebald mahnte nicht ohne Aengstlichkeit ihre Pflegetochter manchmahl an die Pflicht der Höflichkeit gegen die fremden Gäste, die nun einmahl im Städtchen die Herren spielten, und ihren Hauswirthen, wenn sie gereitzt würden, manchen Schaden zufügen könnten. Christine beobachtete jene Pflicht wohl gegen den Unterofficier; aber wenn sie diesen anständig grüßte, verneigte sie sich kaum gegen seinen Gefährten, der seiner Seits sie nur finster anblickte, und Beyde gingen scheu, ohne je ein Wort zu wechseln, an einander vorüber.

Rettung.

Aber dieß war nicht das Einzige, was Frau Sebald mit Mißvergnügen an ihrer Christine bemerkte. Ein seltsames

Wesen hatte sich ihrer bemächtigt, das sonst so besonnene, kluge Mädchen war träumerisch, zerstreut geworden, und alle Augenblicke hatte die Alte nöthig, sie an irgend Eines der gewöhnlichen täglichen Geschäfte zu erinnern, die sonst wie ein regelrechtes Uhrwerk sich still jeden Tag wiederholt hatten. Christine war stets wenig mittheilend gewesen; nun verschloß sie sich ganz in sich, und sprach nichts, als was die äußerste Nothwendigkeit erforderte. Das verdroß Frau Sebald, und zu diesem Verdruß gesellten sich bald Sorgen und Kummer, als sie nach ein Paar Wochen die sichtbare Abnahme in des Mädchens Aeußerm bemerkte. Das Rosenroth ihrer Wangen erblaßte, ihr lebhafter Blick war trübe, ihr rascher Gang schleichend geworden, sie aß beynahe nichts, und in der Nacht glaubte Frau Sebald sie oft in ihrer Kammer im obern Geschosse unruhig hin- und hergehen zu hören. Sie stellte sie deßhalb zur Rede; Christine läugnete, versicherte, sich ganz wohl zu befinden, und Alles blieb wie vorher, bis in ein Paar Tagen ein plötzlicher Lärmen auf der Straße Frau Sebald an's Fenster zog. Sie öffnete dieß, und fragte, was es gäbe? Man antwortete ihr, daß auf dem großen Platze ein Gespann Pferde durchgegangen wären, und unter der, des Wochenmarktes wegen versammelten, Menschenmenge einige Personen beschädigt hätten. Gott im Himmel! Mein Stinchen! rief sie erschrocken; denn es fiel ihr sogleich ein, daß Christine mit der Magd auf den Markt gegangen war, um Vorräthe für das Haus einzukaufen. Zitternd trat sie vom Fenster hinweg, ihre Kniee versagten ihr den Dienst, sie mußte sich setzen. Als sie sich wieder erholt hatte, stand sie auf, mit dem Vorsatze, Georg sogleich auf den Platz zu schicken, um zu sehen, wo

Christine sey, und sie nach Hause zu geleiten. Aber in dem Augenblicke machte ein lautes Geräusche und Fußtritte vieler Menschen, die sie im Hausgange hörte, ihr Blut auf's Neue erstarren. Erschrocken eröffnete sie die Stubenthüre, da stand unter einer Menge hereindringender Menschen der junge Reiter, dem das Blut durch die blonden Locken über das Gesicht floß, und hielt ihre Christine bleich und ohne Leben — ob ohnmächtig oder todt, wußte sie nicht — auf den Armen.

Großer Gott! Was ist das? rief die Matrone. Der Reiter antwortete nicht, er starrte nur unabläßig auf das bleiche Mädchen in seinen Armen hin; aber die Uebrigen bedeuteten sie, daß der Postzug des französischen Commandanten, der vor dem Rathhause angespannt gestanden habe, von irgend Etwas erschreckt, plötzlich scheu geworden, und mitten in das Gewühl der Kaufenden und Verkaufenden hineingestürmt sey. Sich zu retten, war beynahe unmöglich; die Menschen drängten, von allen Seiten durch Todesfurcht getrieben, auseinander, Körbe, Stühle, Personen stürzten auf einen Haufen, das wüthende Gespann wurde durch den Lärmen noch wilder. Christine hatte sich in eine Nebenstraße retten wollen, die Pferde wandten sich, und kamen gerade hinter ihr her, sie lief, sie stürzte, die Rosse waren an ihr, die erschrockene Menge schrie. Da sprang der junge Reiter durch den dichten Haufen, riß die wilden Hengste am Zügel zurück, daß des Einen aufbäumender Kopf ihn an der Stirne blutig schlug, raffte das Mädchen vom Boden auf, und rannte mit ihr fort.

Während dieses Berichtes hatten der Reiter und Frau Sebald die Ohnmächtige in die Kammer und auf das Bette gelegt — die Thüre ward verschlossen, um die Neugier der Zu-

dringenden abzuhalten. Anna brachte Essig und Wasser, die Bewußtlose zu laben, und vergebens suchte Frau Sebald den Jüngling zu bewegen, daß er sich von ihr das Blut abwaschen, und nach seiner Wunde möchte sehen lassen. Er war nicht dazu zu vermögen; stumm und bebend hielt er seine Blicke auf Christinen geheftet, und: — Wenn sie nur lebt, wenn sie nur nicht verlezt ist! waren die einzigen Laute, die seiner Brust entdrangen. Endlich schlug sie die Augen auf, sie schaute erstaunt um sich her, — jezt fiel ihr Blick auf ihren Retter, auf das Blut, das über seine Wangen floß, und mit einem Schrey des Entsezens sprang sie vom Lager auf, auf ihn zu, und umschlang ihn mit krampfhafter Heftigkeit, zum Schrecken der beyden alten Frauen, die in dieser unvorbereiteten Bewegung einen Anfall von Wahnsinn zu sehen glaubten. Du blutest! rief sie: Es ist um meinetwillen! Ich weiß, ich weiß, ich sterbe mit dir! Sie sank von neuem zusammen, aber der Reiter ließ sie nicht aus seinen Armen gleiten. Auch ihn schien ein unsichtbares Feuer zu durchzücken, er preßte sie an seine Brust, seine Lippen brannten auf den ihrigen, seine Thränen fielen auf ihre Wangen; sie richtete sich auf, blickte scheu umher, erkannte in dem Augenblicke das Unschickliche ihrer Lage, riß sich los, und sezte sich erschöpft, zitternd auf das Bette nieder.

Was war das? rief jezt Frau Sebald, indem sie sich mühsam ihrem lähmenden Erstaunen entriß. Steht es so mit Euch, Unglückliche?

Ein Moment hatte das Geheimniß der beyden Herzen gewaltsam enthüllt, das bis jezt sich durch kein Wort, durch keinen Blick geoffenbart, und vermuthlich Keinem von Beyden

in seiner ganzen Stärke bewußt gewesen war. Nun war auch nichts mehr zu verhehlen, und zugleich mit dem geliebten Gegenstande erfuhr auch die bestürzte Pflegemutter das Geständniß, ja, das Daseyn dieser Leidenschaft. Eine lange Predigt begann nun. Christine unterbrach sie schnell mit entschlossenem Tone, indem sie, vom Bette aufspringend, nichts anders sagte, als: Frau Muhme! Jetzt ist hierzu keine Zeit. Laßt uns dem edelmüthigen Retter unsern Beystand leisten! Frau Sebald besann sich — Christine hatte, wie fast immer, auch jetzt wieder Recht. — Sie hieß den Verwundeten niedersetzen, und sie mit Christinen wusch seine Wunde, die übrigens nicht sehr bedeutend, und nur durch den Ort, die Schläfe, dem sie ganz nahe war, hätte gefährlich werden können. Der Verband war geendigt; Frank, so hieß der Reiter, dankte mit düsterm Blick. Hätte ich mich verblutet, sagte er, indem er das Zimmer verließ, es wäre vielleicht für uns Alle besser gewesen!

So erschrocken Frau Sebald über die gemachte Entdeckung war, so war es ihr doch in diesem Augenblicke nicht möglich, dem unglücklichen Jünglinge, der so viel für ihre Nichte, und damit auch für sie gethan, und der jetzt so leidend, so bleich schien, zu zürnen, wie sie es gern gewollt hätte. Ihr Herz blutete, wenn sie an das Schicksal der beyden jungen, hübschen Leute dachte; aber sie durfte diese Liebe nicht zugeben; denn sie kannte die Verhältnisse ihres Bruders, und noch mehr ihrer stolzen Schwägerin Denkart, sie wußte im Voraus, daß hier an keine Einwilligung zu denken war, und das Loos der Frau, oder Braut eines französischen gemeinen Reiters schien ihr doch gewiß auch zu traurig, und ihrer schönen Christine nicht werth.

Hindernisse.

Von diesem Augenblicke an wandte sie also all ihr Streben dahin, die jungen Leute auseinander zu halten; sie stellte Christinen die Thorheit, ja, die Unmöglichkeit einer solchen Verbindung mit allen ersinnlichen Gründen vor Augen, sie bewachte sie unabläßig, hüthete jeden ihrer Schritte, und traf auch sonst noch die nöthigen Maßregeln, um die gefährliche Nähe des schönen Unruhstifters und den Umgang der Liebenden, der in demselben Hause nicht ganz zu vermeiden war, aufzuheben oder einzuschränken.

Alles, was sie beginnen konnte, scheiterte aber an der sinnreichen und entschlossenen Liebe des jungen Paars. Ihre Leidenschaft, die sie lange verborgen, die sie Niemand, ja, kaum sich selbst gestanden, war nun durch jenen Zufall entdeckt, sie war in helle Flammen aufgeschlagen, und keine Ueberzeugung von den unüberwindlichen Schwierigkeiten, die ihr im Wege standen, war im Stande, diese Gluth zu dämpfen. Ein Zustand leidenschaftlichen Wahnsinnes schien sich Beyder bemächtigt zu haben, welcher aller Gegenwirkungen und aller Hindernisse, die der Matrone Vorsicht um sie herum aufzuhäufen wußte, siegreich spottete.

Sie fanden Mittel, sich allein zu sehen, zu sprechen, oder sich wenigstens zu schreiben. Entwürfe wurden mitgetheilt, Plane für die Zukunft verabredet; Christinen war die Vorstellung undenkbar, je einem andern Manne anzugehören, einem Andern auch nur gut zu seyn, als ihrem Frank. Er fühlte sich von demselben Glauben belebt; diese Liebe sollte den Leiden, der Entfernung, der Zeit trotzen. Endlich brach der er-

ſie Sturm gegen ſie los. Die Reiter wurden plötzlich ausquartiert, und ihre Schwadron ziemlich weit weg, auf ein Dorf in der Umgegend, verlegt. Chriſtine wurde todtenbleich, als der Wachtmeiſter mit dieſer Neuigkeit in's Zimmer trat, um mit dankbarem Herzen Abſchied von der freundlichen und ſorgſamen Hauswirthin zu nehmen. Aber ihr Stolz wehrte dem Ausbruch eines Gefühls, irgend einer Klage gegen die Matrone, als der Reiter das Zimmer verlaſſen; denn nicht mit Unrecht ſchien es ihr, als habe Frau Sebald die Hand im Spiele gehabt, und als ſey die Schwadron nicht ohne Einwirkung des Herrn Bürgermeiſters entfernt worden, mit deſſen Gemahlin Frau Sebald ſeit langem vertraut, und in deſſen Hauſe ſie die letzten Tage viel geweſen war, ohne, wie ſonſt geſchah, Chriſtinen mitzunehmen.

Chriſtinens Scharfblick hatte ſie nicht getäuſcht, obwohl, was Frau Sebald zur Ausführung ihres Planes hatte thun können, nur das Wenigſte war, und der Zufall das Meiſte bewirkt hatte. Indeſſen, da dieß über Erwartung gelungen war, wünſchte ſie nun auch eine letzte Zuſammenkunft zwiſchen Chriſtinen und dem Reiter, ſo wie alle fernere Verbindung unmöglich zu machen; ſie wußte Chriſtinen anhaltend zu beſchäftigen, zu bewachen, ſie ging ſelbſt in den Hof hinaus, um jenen den Abſchied in der Stube zu erſparen. Bald hörte man die Soldaten ſich zum Fortreiten anſchicken, die Pferde ſtampften, die Waffen raſſelten, das Hofthor ging auf, und unter lautem Getöſe verließen die Krieger das gaſtfreye Haus, das ſie durch mehrere Wochen mit Zufriedenheit bewohnt hatten.

Frau Sebald beobachtete ihre Pflegebefohlene ſcharf; aber keine Miene verrieth, was in ihrem Innern vorging, und

jene wußte nicht, ob sie diese Ruhe auf Rechnung innerer Kälte oder Selbstbeherrschung schreiben, oder den Sturm fürchten sollte, der auf diese Stille folgen würde. Es folgte keiner. Am andern Morgen wurde schon wieder neue Einquartierung in das Haus gelegt; es gab zu fegen, zu ordnen, nach der Küche zu sehen. Frau Sebald, die nun ihre übermäßige Furcht vor den fremden Gästen verloren hatte, legte selbst mit Hand an; es war nicht möglich, während der Unruhe, die dieß im Hause erzeugte, Christinen so streng zu bewachen. Alle Liebe ist schlau, die unglückliche ist noch dazu kühn. Trotz aller Wachsamkeit der Alten kam doch ein Zettel in Christinens Hände, der ihr all ihre Heiterkeit und ihren Muth wieder gab, welche seit dem Eintritt des Wachtmeisters ihre Seele verlassen, und einer Geistesqual Platz gemacht hatten, die um so tiefer war, je weniger davon in ihrem Aeußern erschien.

Die Nacht kam, Frau Sebald ging zu Bette, Christine stieg in ihre Kammer hinauf; aber sie ging nicht schlafen, sie zählte die Schläge der Uhr an ihrem hochklopfenden Herzen; sie hatte sich den Schlüssel zur Thüre, die von dem Hof rückwärts in den kleinen Garten führte, zu verschaffen gewußt, und wie es eilf Uhr war, schlich sie leise, auf Socken, die Treppe herab, über den Hof weg, öffnete das Pförtchen, und stand nun ganz allein in der finstern, todtenstillen Nacht. Da rauschte es an der Planke von Außen, sie hörte, wie man sie erstieg, — jetzt knisterten die Gesträuche auf der inwendigen Seite — jetzt sah sie sich's regen — er war es, er lag in ihren Armen, und zum ersten Mahl, seit sie sich kannten und liebten, ward ihnen die ungestörte Seligkeit von zwey nur zu flüchtigen Stunden zu Theil. Dieser Genuß war zu schön, zu

neu, als daß die Liebenden nicht Alles hätten wagen sollen, um sich seiner auch für künftig zu versichern. Alle Maßregeln wurden getroffen; diese geheimen Besuche dauerten unentdeckt fort, und was Frau Sebald durch ihre listige Verwendung bey der Frau des Bürgermeisters hatte hindern wollen, machte sich erst recht fest und unauflöslich durch diese Einwirkung selbst. Jetzt hatten die jungen Leute Zeit, sich über alle ihre Hoffnungen und Aussichten zu verständigen, und ihnen erschien die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit ihrer künftigen Verbindung, wenn Wilhelm seine Capitulation ausgedient haben, und wieder zu seinem Handwerke, das er tüchtig verstand, zurückkehren würde, in nichts weniger als hoffnungslosem Lichte. Muth und Liebe wohnten in ihrer Beyder Brust; Jahre zu warten, Schwierigkeiten und Widerstand zu besiegen, dem Schicksal, den Gefahren des Krieges zu entgehen — Alles schien ihnen leicht, und so genossen sie mit vollen Zügen das Glück inniger Zärtlichkeit.

Trennung.

Christine war ein anderes Wesen geworden, das Bewußtseyn: heiß und treu geliebt zu seyn, erhob ihr Gemüth, die Sicherheit, den Geliebten ungestört und recht oft sehn und sprechen zu können, machte sie glücklich, und die Zuversicht, mit der sie ihrem künftigen Schicksale entgegen sah, gab ihr eine Heiterkeit, einen kindlichen Frohsinn, den Frau Sebald nie an ihr gekannt, und nach dem, was sie gethan zu haben vermeinte, durchaus nicht begreifen konnte. Indessen stand diese

Stimmung dem geistvollen hübschen Mädchen so wohl, es machte sie im Haushalt so brauchbar, so angenehm, daß Frau Sebald sie immer lieber zu gewinnen anfing, und nur mit Angst an die Möglichkeit dachte, daß ihr Vater sie vielleicht doch über kurz oder lang von ihr fordern, oder eine vortheilhafte Heirath sie ihrem Hause entziehen könnte.

Aber diese gegenseitige Zufriedenheit sollte nicht lange dauern. Das Regiment, bey welchem Wilhelm stand, bekam Befehl aufzubrechen, und sich an die große Armee anzuschließen, welche ihre Siege bis nach Pohlen hinein verfolgte. Die Nacht vor dem Abmarsche der Truppen war die letzte glückliche Zeit in Christinens Daseyn. Mit Gefahr, seinen Dienst zu versäumen, und daher vielleicht auf Kosten seines Lebens, hatte ihr Freund sich noch vor Mitternacht zu ihr gestohlen; um vier Uhr sollte die Schwadron aufbrechen, und seine Schaar lag anderthalb Stunden von dem Städtchen. Christine sah die Gefahr dieses Besuches ein, und wußte sie nach ihrer ganzen Größe und der Tiefe ihres Gefühls zu würdigen. Ja, wäre eine Möglichkeit gewesen, sie hätte sich unbedenklich entschlossen, mit ihrem Wilhelm zu ziehn, jedes Loos mit ihm zu theilen, mit ihm zu leiden, für ihn zu sorgen, vielleicht mit ihm zu sterben.

Der Abschied brachte alle seine Schmerzen, und alle seine wehmüthige Lust mit sich; der Morgen fing an zu grauen, und die erwachende Lerche schreckte auch hier ein unglücklich liebendes Paar auseinander. So wie Wilhelm sein Roß bestiegen hatte, so wie die Hufschläge desselben schwächer und schwächer in Christinens Ohr verhallten, gesellte sich zu dem erdrückenden Schmerze des Verlustes noch die Angst um den Gelieb-

ten, der sich vielleicht zu lange aufgehalten, der seiner Liebe seine Pflicht zum Opfer gebracht hatte. Die Sonne fand sie ruhelos, der Tag verging unter unaussprechlichem Bangen; Standrecht und Execution schwebte vor ihren Blicken, bis endlich die Nachricht kam, daß das Regiment ohne weitern Zufall die Gegend verlassen habe, und noch vor Einbruch der Nacht der bekannte Bothe erschien, ihr ein Paar Zeilen zu bringen, die sie beruhigten, und Wilhelms letztes Lebewohl und erneuerte Schwüre enthielten.

So war sie nun getrennt, auf lange — und wer bürgte ihr dafür, ob nicht auf immer? Dennoch war nur ihr Glück, nicht ihr innerer Friede erschüttert. Sie wußte, was sie empfand, und sie baute fest auf ein gleiches Gefühl in des Freundes Brust; ja, die heftige Leidenschaftlichkeit, mit der er sie, wie er ihr hernach oft gestanden, im ersten Augenblicke erfaßt; der Heldenmuth, den er bey ihrer Rettung bewiesen, die grenzenlose Liebe, selbst die Eifersucht, die er ihr in der Zeit ihres verstohlenen Umgangs bewiesen hatte, der ungeheure Schmerz, der bey'm Abschied seine Brust zerriß, Alles zeigte ihr, daß sie auf eine Art geliebt wurde, die keinen Wunsch, wie keinen Zweifel mehr übrig ließ. Sie ruhte still und ergeben in diesem Gedanken, und keine Sorge, als für das Leben des Geliebten, kam in ihre Seele; denn daß er treu wieder komme, wenn er käme, und daß es seinem Fleiße wie ihrer Genügsamkeit dann nicht an Mitteln fehlen würde, sich rechtlich durchzubringen, davon war sie versichert. Endlich auch glaubte sie auf ihrer Pflegemutter Liebe für sie rechnen zu dürfen, und so erschien ihr die Zukunft nicht so düster, wenn Gott nur das Leben ihres Freundes schonte.

Trauerbothschaften.

Ein halbes Jahr war vorübergeschlichen. Einige Mahle hatte Wilhelm Mittel gefunden, Christinen Nachricht von sich zu geben, und in jeder sah sie die Fortdauer seiner Liebe und ihrer Zuversicht. Aber endlich blieben die Nachrichten aus, die Zeitungen lieferten beunruhigende Neuigkeiten für jedes Herz, das etwas Geliebtes bey einem der beyden Heere wußte. Die Franzosen waren tief nach Pohlen vorgedrungen, die mörderischen Tage von Friedland und Eylau folgten, kein Laut von Wilhelm drang herüber. Aus den öffentlichen Nachrichten ward kund, daß sein Regiment viel gelitten hatte. Christinens Muth und ihre Liebe bahnten ihr einen Weg, sich durch Briefe an den Commandirenden wenden zu können, und sie vernahm endlich die längstgefürchtete Kunde von seinem Tode, — er war in der Schlacht von Eylau geblieben.

Sie trug diese Nachricht mit Muth, wie bisher ihr ganzes Geschick. Sie sprach mit Niemand darüber; denn was Wilhelm ihr gewesen, wie sie ihn geliebt, und was sie sich geschworen, war das heilige Geheimniß ihres Herzens, und daß es Niemand wußte, die einzige Beruhigung, die jetzt in ihrem Schicksal lag. Aber ihr Aeußeres und ihre Gesundheit trugen die sichtbaren Spuren der innern Aufreibung. Frau Sebald berief alle Aerzte, die in dem Städtchen und der Gegend zu finden waren. Keiner wußte Rath. — Einige vermutheten eine Gemüthskrankheit; aber Frau Sebald, die ihre Pflegetochter bey der ersten kürzern Entfernung, und dann bey der völligen Abreise des ihr einst theuren Mannes so ziemlich ruhig gesehen hatte, konnte dem Gedanken keinen Raum geben,

daß sein Andenken nach mehr als einem Jahre noch diese Nachwirkung hervorzubringen fähig seyn könnte. Daß er nach Pohlen gekommen, daß er geblieben sey, von alle dem wußte sie nichts, und Christine hatte sich wohl gehüthet, je einen Laut darüber gegen sie zu verlieren. Auch jetzt behandelte sie ihre Kränklichkeit als etwas Unbedeutendes, und wollte sich kaum entschließen die vorgeschriebenen Mittel zu gebrauchen; insgeheim aber freute sie sich der Abnahme ihrer Kräfte und ihres sichtlichen Dahinschwindens.

Frau Sebald fand ihren Zustand immer bedenklicher, sie schrieb deßhalb an ihren Bruder, theilte ihm ihre Angst mit, und das Vaterherz, daß sich ohnedieß längst nach dem Umgang des geliebten hoffnungsvollen Kindes gesehnt hatte, dessen schöne Entwickelung er nur in sehr seltenen Augenblicken mit angesehen, konnte die unnatürliche Trennung nicht mehr ertragen. Herr Grelling schrieb also seiner Schwester, Christinens Geist wäre reif genug, die Wahrheit zu ertragen, und das, was sie vielleicht im älterlichen Hause sehen würde, mit ihrer Pflicht gegen Vater und Stiefmutter zu vereinigen, er werde daher mit seiner Frau sprechen, Christinen zu sich kommen lassen, und die geschickteren Aerzte der Residenz über ihren Zustand befragen.

Frau Sebald nahm diese Nachricht nicht sehr freudig auf, sie hatte sich an Christinens Gegenwart gewöhnt, sie hatte sie liebgewonnen. Sie sträubte sich eine Weile, suchte Bedenklichkeiten hervor, aber ihres Bruders fester Wille, sein Kind bey sich zu haben, und noch mehr das Gefühl seiner eignen zunehmenden Kränklichkeit, die ihn seines herannahenden Alters, und vielleicht seines baldigen Todes mahnte, widerstand allen

diesen Versuchen. Dennoch würde seine Schwester wohl noch eine Weile gezögert haben, wenn nicht ein Brief gekommen wäre, der des Meisters plötzliches schweres Erkranken meldete, und seine Tochter schnell zu ihm beschied. Nun war nichts mehr zu verschieben. — Frau Sebald rief Christinen, und diese erfuhr fast in demselben Augenblicke, daß sie einen Vater habe, wo sie in Gefahr stand, ihn zu verlieren. Sie erfuhr, daß er derselbe Mann sey, den sie bey seinem früheren Besuchen, als den Bruder ihrer Wohlthäterin, schon gekannt und geliebt hatte. Diese Entdeckung, so erschütternd sie war, riß sie doch mit wohlthätiger Gewalt aus der düstern Gleichgültigkeit, in welche ihr Gram sie versenkt hatte. Der Gedanke an die Gefahr des Vaters, an seine Liebe zu ihr, und die Möglichkeit, ihn durch ihre treue Pflege zu erhalten, weckte ihre Thätigkeit, und noch am Abend desselben Tages, wo Frau Sebald den Brief bekommen hatte, saß Christine schon, von dem treuen Georg begleitet, auf dem Postwagen, der sie zu dem geliebten Vater bringen sollte.

Ihre Ankunft wirkte heilsam auf den Kranken, ihre Pflege erquickte ihn, er fing an, sich zu erhohlen, er ging wieder an seine Verrichtungen; aber der Keim des Lebens war versehrt. Eine mühevolle, bey schwerer Arbeit hingebrachte Jugend, anstrengende Sorgen, und manch häuslicher Verdruß in spätern Jahren hatten seine Kräfte erschöpft, sie ersetzten sich nicht mehr. Mit unendlichem Schmerz sah Christine den geliebten Vater hinsiechen, sie widmete sich mit eigensinniger Anstrengung seiner Pflege, und fand Trost in den Gedanken, daß sie darüber zu Grunde gehen, und dem Vater und Geliebten in eine bessere Welt folgen könnte.

Der Stiefmutter hatte eine so lange Abwesenheit sie nicht genähert, ihre Herzen blieben sich fremd; aber der frühere Widerwille hatte sich durch die Zeit verloren, und der lebensfrohen Frau kam die Theilnehmerin und thätige Gehülfin im Hause und bey dem Kranken, der so mancher Leistungen bedurfte, sehr gelegen. Sie behandelte Christinen ziemlich freundlich, und wünschte ihr längeres Verweilen. Dieser Wunsch ward auch erfüllt; denn der Vater siechte lange, und es verstrich mehr als ein Jahr unter Sorge und Kummer, bis endlich der schwache Lebensfunke erlosch, und Herr Grelling unter Segnungen für alle seine Kinder, aber am meisten für seine treue Pflegerin, in ihren Armen verschied.

Der Ernst dieser letzten Augenblicke hatte doch erschütternd auf das Gemüth der leichtsinnigen Frau gewirkt. Sie fühlte sich von dem Bilde der Pflichten, die ihr jetzt oblagen, ergriffen, sie begegnete Christinen, deren Benehmen ihr Achtung eingeflößt hatte, mit Anstand und Freundlichkeit, und diese war nicht ungeneigt, auch nach des Vaters Tode im Hause zu bleiben, und die mannigfachen Sorgen des Hauswesens zu theilen; denn ihr Herz war der Annäherung mütterlicher Liebe freudig entgegen gekommen, und der Gedanke: thätig und für ihre jüngern Geschwister nützlich seyn zu können, hatte ihrem zwecklosen Daseyn ein willkommenes Ziel eröffnet. Aber dieß schöne Verhältniß dauerte nicht lange. Die Welt hatte noch zu viel Reitze für Frau Grelling, und ihr reiches Haus, wie ihre noch immer hübsche Gestalt, zu viel Anlockendes für wohlberechnende Freyer. Bald sah Christine die Mutter von Liebhabern umworben, und den Augenblick nahe, wo sie einem von ihnen mit ihrer Hand die Führung und die bedeutenden Ein-

künfte ihres wohleingerichteten Gewerbes überlassen würde, Vorstellungen und Plane, wie man sich, ohne jenen mißlichen Schritt zu thun, mit einem Werkführer behelfen, und seine Freyheit wie sein Vermögen für die Kinder des ersten würdigen Gatten bewahren könnte, glitschten fruchtlos an ihrem Herzen ab, und da Frau Sebald um eben diese Zeit in jedem Briefe mit Wehmuth von der Zeit sprach, wo Christine bey ihr gelebt hatte, und sie wieder zu sich wünschte, so gewann der Gedanke, ein Haus zu verlassen, in welchem sie unter so veränderten Umständen von keinem wesentlichen Nutzen seyn, ja kaum die nöthige Freyheit für sich würde behaupten können, immer mehr Gewicht in Christinens Seele, und sie entschloß sich, wenn die Mutter auf ihrem Sinn, sich abermahls zu verheirathen, bestünde, zu ihrer Muhme zurückzukehren, in deren Lage sich, während Christinens Abwesenheit, ohnedieß eine große Veränderung zugetragen hatte.

Uebersiedlung.

Frau Sebald hatte längst daran gedacht, wenn ihre Nichte heirathen würde, nach **ingen, zu ihrem Sohne, der dort eine ansehnliche Fabrik dirigirte, zu ziehen. Als jetzt vor ungefähr anderthalb Jahren Christine sie, zwar nicht von der Hand der Liebe, aber der Kindespflicht geleitet, verlassen hatte, wurde jener Gedanke wieder lebhaft in ihr. Die alte kränkelnde Frau fühlte sich einsam an einem Orte, wo kein näheres Band ein Wesen mit ihr vereinigte; sie schrieb an ihren Sohn, die Verhandlungen wegen der Uebersiedlung waren im Gange,

als der Krieg von Neuem ausbrach, die französischen Heere sich ihrer Gegend abermahls nahten, und die einsame alte Frau alle Unordnungen und Unruhen der ersten Invasion drohend vor sich sah, ohne den Trost zu haben, daß Christine ihr hilfreich zur Seite stehn, und ihr den größten Theil der Last abnehmen würde. Das wollte sie nicht erwarten. Mit Hast betrieb sie ihre Abreise, beschleunigte den Verkauf des Häuschens, und verließ ungefähr ein halbes Jahr nachdem Christine zu ihrem Vater gereiset war, ihren bisherigen Aufenthalt, an welchem sie, seit ihrer Verheirathung, fast dreyßig Jahre gelebt, um nie wieder dahin zu kehren. Es schien ihr guter Geist gewesen zu seyn, der in ihrer Seele den Gedanken an diese schleunige Flucht erregt hatte; denn kaum war sie einige Wochen in ihrem neuen Wohnorte, als die ganze Fluth eines verheerenden Krieges sich auf jene Gegenden warf, eine Schlacht unweit ihres vorigen Aufenthaltes geliefert, das Städchen im Hin- und Wiederziehen der Truppen genommen, entsetzt, wieder erobert, geplündert und zum Theil in Asche gelegt wurde.

Frau Sebald dankte dem Himmel, der sie so väterlich jenem Verderben entrückt hatte, und lebte nun ruhig, aber sehr einsam bey ihrer Familie. Ihres Sohnes Geschäfte waren weitläuftig, sein Haus übervoll und laut; das stimmte wenig zu der gewohnten Stille, an die sie sich durch die lange Zeit ihres Witwenstandes gewöhnt hatte. Sie hielt sich daher meist ganz zurückgezogen in ihrer kleinen Wohnung, und hier, wo sie Niemand von ihren alten Bekannten um sich hatte, die Angehörigen ihres Sohnes ihr zwar mit liebevoller Rücksicht begegneten, doch aber ihr fremd und neu erschienen; war

es, wo die Sehnsucht nach ihrem Stinchen um so lebhafter erwachte. So lange ihr Bruder lebte, hätte sie es für pflichtwidrig gehalten, auch nur mit einem Laute dieses Wunsches zu erwähnen; jetzt aber, da dieser todt war, da sie aus Christinens Briefen von den Absichten ihrer Stiefmutter überzeugt wurde, glaubte sie sich und dem verwaisten Mädchen mit dem Antrage, wieder zu ihr zu ziehen, eine unbestreitbare Wohlthat zu erzeigen, und sprach also ihren Wunsch unverhohlen aus.

Frau Grelling hatte sich indessen ebenfalls entschieden, und ihre Wahl war auf einen jungen Meister gefallen, dem es, wie sie glaubte, an nichts als an Vermögen gebrach. Es war ein hübscher, rüstiger Mann, um mehrere Jahre jünger als sie, aber ihr deßhalb nicht unangenehm. Christine sprach mit ihr darüber, aber der Entschluß stand bereits zu fest, und da jene keine Lust bezeigte, mit diesem Stiefvater in einem Hause zu leben, so schien es Frau Grelling nicht unerwünscht, wenn die stolze, allzukluge Tochter, in der sie nichts, als eine strenge Richterin ihrer gegenwärtigen und künftigen Schritte sah, sich zu ihrer Muhme, nach **ingen, zurück begab.

Frau Sebald empfing die geliebte Nichte, wie einen Bothen vom Himmel gesandt, und diese gelobte sich's im Stillen mit aller Aufopferung, deren sie fähig war, für das einzige Wesen zu leben, das ihrer bedurfte, dem sie sich angehörig fühlte. Freudenarm, aber nicht ohne stille Beruhigung gingen ihr Tage, Monden, Jahre hin. Die frische Blüthe ihrer Gestalt war längst, nicht sowohl der Zeit, als dem Schmerze zum Opfer gefallen; aber nach und nach trat Chri-

stine auch wirklich aus den Jahren der ersten Jugend heraus. Dennoch lag ein sanfter Reitz über die schlanke, ernste Gestalt ausgegossen, und die Tüchtigkeit für Haus und Wirthschaft, die Jedermann kannte, nebst der Aussicht auf ein nicht unbedeutendes Capital, das ihr vom Vater vererbt war, machte sie zum Ziele mancher Wünsche. Es fanden sich viele Freyer ein, die bald bey Frau Sebald, bald bey ihrem Sohne um die schöne Verwandte warben. Manche von ihnen würden jedem andern Mädchen wünschenswerth erschienen seyn; für Christinen hatte das Alles keinen Werth, ihre Rechnung für diese Welt war seit ihres Wilhelms Tod geschlossen, und ihre Zukunft lag hinter ihr. So wies sie alle diese Anträge artig, aber mit Bestimmtheit ab, und blieb ihrem Vorsatze getreu, ihr Leben der Pflege ihrer geliebten Vatersschwester zu weihen.

Zweyter Witwenstand.

Frau Grelling hatte in der zweyten Ehe das Glück nicht gefunden, das sie sich versprochen; Herr Ambach war leichtsinnig, verschwenderisch, ein Schwelger und Spieler. Im Hause mangelte es an Aufsicht, bey den Geschäften außerhalb an Pünctlichkeit und Ordnung. So gingen einige Jahre hin; mit Verdruß und Reue sah die Frau diese Untugenden eine nach der andern hervorkeimen, und ihrem Vermögen, wie ihrer häuslichen Zufriedenheit den Untergang drohen. Zank und Streit erhob sich, das einst würdige Haus war der Schauplatz wüster Auftritte, und Alles wies auf noch schlimmere Zeiten hin, als zum Glück der Frau und der Stiefkinder ein

Sturz mit dem Pferde Herrn Ambachs Leben und dem Verdruß der Seinigen ein Ende machte.

Christine vernahm diese Neuigkeit in ihrem stillen Aufenthalte, und würde ebenfalls froh darüber gewesen seyn, hätte nicht die genaue Kenntniß von der Denkart ihrer Mutter sie doch im Grunde wenig Gutes hoffen lassen; und wirklich erhielt sie kaum ein halbes Jahr nach jener Nachricht die Meldung, daß diese schon wieder daran dächte, sich einen Theilnehmer und Gehülfen in ihrem großen Gewerbe zu suchen; daß aber ihre Wahl doch dießmahl zur Zufriedenheit des ganzen Hauses auf einen eben so geschickten, als fleißigen und sittlichen Menschen, ihren Altgesellen gefallen sey, der schon seit mehr als einem Jahre in ihrer Werkstatt arbeitete, während dem Leben des vorigen Herrn fast alle Geschäfte allein geleitet hatte, und der Familie die Aussicht gab, einen redlichen und geschickten Mann an der Spitze ihrer Angelegenheiten zu sehen.

Das Alles berührte Christinen nur in so weit, als es das Schicksal ihrer jüngern Geschwister betraf. Waren es diese zufrieden, so war sie es auch; sie antwortete daher in diesem Sinn, bekümmerte sich übrigens nicht viel mehr um die genaueren Umstände, schrieb selten, erhielt selten Briefe, und suchte ihr ganzes mögliches Erdenglück in Stille und Pflichtübung.

Aber es schien, als wäre ihr diese Ruhe nicht bestimmt. Ungefähr ein Jahr nach der zweyten Verehlichung ihrer Mutter, wurde Frau Sebald gefährlich krank; der Arzt erklärte, daß wenig Hoffnung zum Leben übrig sey, und wirklich verschied sie nach wenig Wochen in den Armen der tiefgebeugten

Christine, die sich nun, da sie im Hause ihres Vaters nie recht einheimisch geworden war, hier, wie auf einer einsamen Insel, im weiten Meere allein fand.

Nicht sobald vernahmen die Ihrigen in der Residenz den Tod der Vatersschwester, und Christinens verlassene Stellung, als die Schwestern ihr aufs Freundlichste schrieben, und selbst die Mutter sie zu sich bescheiden ließ. Die Tochter, welche zunächst an Jahren an Christinen stand, hatte nach des Vaters Tode weit weg geheirathet, die erwachsenen Söhne waren auf Wanderschaft, und die beyden jüngsten Mädchen bedurften noch mehr der Aufsicht, als daß sie der Mutter zu bedeutender Hülfe hätten seyn können. Diese fühlte das Alter herannahen, und brauchte eine Gehülfin. Christine stand einsam; sie war noch zu jung, und zu hübsch, um das mit Anstand zu können. So nahm sie denn, so wenig sie sich Dauer von diesen Verhältnissen versprach, bis sich eine schicklichere Gelegenheit fand, das Anerbiethen dankbar an, und reisete nach der Residenz ab.

Der Stiefvater.

Die Werkstätte des alten Meisters Grelling, deren Ruhm, so lange jener leichtsinnige, erste Nachfolger desselben lebte, in Verfall gekommen war, hatte sich unter dem jetzigen Mann der Witwe wieder mit neuem Glanze erhoben. Er verstand das Geschäft vollkommen, trieb es noch mehr ins Große, nahm Bestellungen in entfernte Länder an, entwarf, erfand, zeichnete Alles selbst, und wenn er auch nicht mehr Hand an die Arbeit legte, so leitete doch sein thätiger Geist Alles mit Kraft

und Einsicht, und seine gründliche Kenntniß des Handwerks, da er selbst einer der geschicktesten Gesellen gewesen, in fremden Ländern gearbeitet, Vieles gesehen und erfahren hatte, flößte seinen Untergebenen Achtung und Folgsamkeit ein. Der junge, kräftige Mann gefiel sich in diesem weitverbreiteten Wirken, er sah sein Vermögen sich vermehren, seine Ehre wachsen, er übte eine Art von Uebergewicht über seine Zunftgenossen, und stand, durch eine feinere Bildung, der Gestalt sowohl, als des Benehmens, eine Frucht seiner Reisen und eines hellen Verstandes, den höhern Classen nicht fern. Daher verkehrten die Vornehmen, welche Arbeiten bey ihm bestellten, gern selbst mit dem verständigen, artigen Meister, er hatte Zutritt in angesehenen Häusern, und Christinens Mutter sonnte sich in ihren spätern Jahren mit Lust und nicht ohne Anmuth in dem Glanze, den ihr junger und geachteter Mann über ihr Haus brachte.

Mitten in diesem heitern, rührigen Leben betrat Christine das Haus ihrer Aeltern wieder. Die Stiefmutter, die Schwestern gingen ihr freudig entgegen; Herr Frank war seit einigen Wochen abwesend; aber man erwartete seine Wiederkehr in den nächsten Tagen, und freute sich auf seine angenehme Ueberraschung, wenn er die Zahl der Hausgenossen um ein so werthes Glied vermehrt sehen würde, von deren Ankunft er keine Nachricht hatte; denn die Verhandlungen zwischen seiner Frau und ihrer Stieftochter waren während seiner Reise geschlossen worden.

Diese fand die Mutter, die Geschwister gesund und froh, die Geschäfte blühend, überall Spuren des Wohlstandes, der püncrlichsten Ordnung, der verständigsten Leitung, sie hörte

von dem unbekannten Stiefvater reden, es geschah mit Liebe und Zutrauen, und ihr Herz schloß sich angenehmen Empfindungen auf. Sie hoffte jetzt eine Zufriedenheit hier zu finden, auf die sie eben nicht sehr gerechnet hatte, und sah mit Vergnügen der persönlichen Bekanntschaft des Mannes entgegen, der so bedeutenden Einfluß auf das Wohl der Ihrigen hatte, und dessen übrigens ziemlich allgemeiner Nahme schon durch eine theure Erinnerung sie mit lebhafterem Interesse für ihn gewann.

So wie sie nun mehrere Tage im väterlichen Hause zugebracht hatte, hörte sie nach und nach immer mehr, was zwar ihre gute Meinung von ihm noch vermehrte, aber auch ihr Herz auf eine tiefere, wunderbarere Art berührte. Sie erfuhr nähmlich: ihr Stiefvater heiße nicht allein Frank, sondern Wilhelm Frank, er sey aus den Rheingegenden gebürtig, habe eine Weile in französischen Kriegsdiensten gestanden, und den Feldzug in Pohlen mitgemacht. Sie ließ sich seine Gestalt beschreiben, sie hörte mit Entsetzen und schmerzlicher Lust, was ihre Vermuthungen bestätigte, sie fragte nach vielen kleinen Bestimmungen, — sie trafen alle, alle zu, und immer heller und heller trat die Vorstellung vor sie hin, ihr Stiefvater sey kein anderer, als der so lange beweinte, erste, einzige Liebling ihrer Seele, dem sie Treue geschworen und gehalten, der ihr den gleichen Schwur geleistet, und — es lag eine Hölle von Qualen in diesem Gedanken. Aber noch immer war sie ihrer schrecklichen Vermuthung nicht gewiß, und die Möglichkeit, daß Wilhelm lebe, daß sie ihn wiedersehen werde, hielt selbst dem Schmerz, ihn in solchen Beziehungen zu finden, ein wunderbares Gleichgewicht.

Viele andere peinliche Rücksichten gesellten sich zu den Vorstellungen, die ihr Herz zerrissen. Wenn er es nun war, — wenn sie dem Geliebten und einst so leidenschaftlich Liebenden hier im Hause seiner Gattin, die ihre Mutter war, begegnen sollte: — welches Betragen schrieben ihr Pflicht und Stolz vor? Flucht, schleunige Flucht aus dem Hause war ihr erster Gedanke. — Aber wohin, wenn nicht selbst dieser plötzliche und unter den jetzigen Umständen so überraschende Entschluß die Mutter aufschrecken, ihr Verdacht einflößen, und dem Treulosen den wahren Zustand ihres Herzens verrathen sollte, der ja, über ihr Daseyn überhaupt, so wie über ihre Verhältnisse zu dem Hause seiner Gattin vielleicht nicht so unwissend war, als sie es leider bisher in Ansehung seiner gewesen?

Unter so quälenden Vorstellungen, von Schmerz und Stolz bekämpft, bey hundertmahl entworfenen und wieder aufgegebenen Planen, waren die wenigen Tage vergangen, welche noch bis zu Herrn Franks Ankunft verfließen sollten. Der Reisewagen rollte vor die Thüre des Hauses, Alles eilte dem Ankommenden entgegen. Christine hatte sich vorgenommen, sich nicht zu verbergen. War Herr Frank ihr ein ganz Fremder, so hatte sie keine Ursache, ihn zu meiden; war er Derjenige, den sie meinte, so sollte ihr plötzlicher Anblick die einzige Rache seyn, die sie sich an ihm zu nehmen erlaubte. Wie sehr sie sich selbst dabey strafen würde, dachte sie nicht, und so folgte sie, dem Anscheine nach ruhig, ihrer Mutter in's äußere Zimmer.

Die Thüre ging auf — Wilhelm stand vor ihr. Ihre Züge erstarrten, ihr Herz zog sich zusammen, Dunkel umhüllte ihre Augen, und vergebens gegen die immer wachsende Bewußt-

losigkeit ringend, sank sie endlich langsam hinter der Mutter nieder. Ihr Fall erschreckte Alle. In dem Augenblicke sah, und erkannte sie Frank. Er stürzte auf sie zu, faßte sie in seine Arme, an seine arbeitende Brust, und trug sie so, zum zweyten Mahl — unter wie veränderten Beziehungen! — in ihre Kammer. Unvermögend sich sogleich loszureißen, hatte er die Bewußtlose noch immer starr betrachtet, die Bestürzung der Mutter, der Schwestern, entzog seine Befangenheit ihren Blicken; aber als jetzt Christine die Augen aufschlug, und mit stummen Geberden alle, sie zu verlassen, bath, da ging auch er mit den Uebrigen, und seine lange verschlossene Brust öffnete sich gewaltsam sehr schmerzlichen Eindrücken.

Verkettung der Umstände.

Es war Wilhelm Frank, es war der Todtgeglaubte. In der Schlacht von Eylau war er für todt auf dem Platze geblieben; in einem russischen Spital erwachte er zu neuem Leben. Seine Heilung ging ungemein langsam vor sich, verschiedene Umstände verzögerten sie, so wie seine Rückkehr nach Deutschland. Er schrieb, sobald er die Feder führen konnte, an seine Aeltern, und meldete, daß er noch lebe; daß er aber wegen seiner Wunden nicht mehr dienen könnte, und entschlossen sey, sein erlerntes Handwerk wieder zu ergreifen, daher der Vater ihm seine Entlassung erwirken sollte. Die Aeltern sandten ihm sogleich Geld, und waren über den Entschluß des Sohnes, seinen Stand zu verlassen, beynahe eben so erfreut, als über die Gewißheit seines Lebens. Sobald er konnte, machte

er sich auf den Weg nach Deutschland. Sein erster Weg war zu den Aeltern, der zweyte, einige Monathe später, in das Städtchen, in welchem er Christinen kennen gelernt hatte. Er fand es halb eingeäschert, alles Alte verstört, das Haus ihrer Muhme stand nicht mehr, und von ihr und Christinen war keine Spur zu finden, als die Nachricht, daß jene später, diese früher, die Stadt verlassen hätte, um nie wieder zurück zu kehren, und wo sie sich gegenwärtig aufhielten, wußte ihm Niemand zu sagen.

Tief und schmerzlich empfand Wilhelm diesen Verlust. Doch es waren vier Jahre seitdem hingegangen, mancherley Eindrücke hatten des jungen Kriegers Seele bearbeitet, er betrauerte seine zerstörten Hoffnungen; aber er faßte sich endlich, gedachte seiner ersten Liebe, seiner Schwüre wie eines schönen Traumbildes, das uns noch ergötzt, wenn wir erwachen, das unser Herz noch eine Weile mit lieblich wehmüthigen Empfindungen anregt; das aber — — nicht ins Reich der Wirklichkeit gehört.

Die Nothwendigkeit, für seine künftige Existenz zu sorgen, trat fordernd vor seinen Geist; sein Lebensplan mußte geregelt, und die Arbeit, von der er Erhaltung, Wohlstand, und einst ein sorgenloses Alter erwartete, mit Kraft und Ernst angegriffen werden. Es gelang ihm bald, sich vor seinen Genossen auszuzeichnen. Der feste Wille, der kluge Sinn, womit er seine Arbeit betrieb, das Kunstgefühl, welches sich in ihm offenbarte, heftete die Aufmerksamkeit der Meister auf ihn; er wurde gesucht, besser bezahlt, anständiger behandelt. Sein Ehrgefühl wurde mächtig angeregt, der Gedanke: sich hervorzuthun, eine neue Bahn zu gehn, und nicht zu seyn, wie Vie-

le, schwebte seinem Geiste vor, und richtete sein Gemüth, abseits den Lockungen und Genüssen, die sonst junge Leute zu umstricken pflegen, auf Ehre und Bedeutenheit hin. Christinens Bild trat ganz in den Hintergrund seines Herzens. Noch immer bewahrte er ihr ein achtungsvolles Andenken; aber es war nicht vermögend, ihn zu irgend etwas zu bestimmen, ja, selbst die Liebe überhaupt und der Sinn für das durch sie gegründete, häusliche Glück, die ihn einst mächtig bewegt hatten, wurden nun höheren Rücksichten untergeordnet. Er wanderte von Stadt zu Stadt, erweiterte seine Ansichten, begründete seine Kenntnisse, und kam endlich in die Residenz, und die Werkstatt der Frau Ambach, wie Christinens Mutter damahls hieß. Die Nachlässigkeit des gegenwärtigen Meisters gab ihm bald die Führung des ganzen Geschäftes in die Hände, weihte ihn gleichsam in alle Vortheile desselben ein, und regte den Wunsch nach eben solcher Wirksamkeit lebendig in ihm auf. Bald darauf raffte der Tod jenen hin, und dieser unvermuthete Fall, so wie der Witwe sichtbare Vorliebe für den wohlgebildeten und geschickten Gesellen, erweckte glänzende Hoffnungen in ihm.

Er warb also um die Hand der Meisterin, und erhielt sie. Jetzt hatte sein Geist freyen Spielraum. Er besaß Einfluß, Vermögen, Bedeutung, selbst sein besseres Streben, Andern durch Beyspiel vorzuleuchten, und den Wohlstand einer Familie zu sichern, der er durch Dankbarkeit verpflichtet war, wurde angenehm aufgeregt, und in diesem lebendigen Schaffen und Wirken fühlte er selten, daß sein Herz unbefriedigt war, und die alternde Gattin ihm fremd und ungenügend zur Seite stand.

Da führte das Schicksal ihm plötzlich das Traumbild seiner

Jugend entgegen. Es war Christine, die ohnmächtig am Boden lag, es waren diese einst geliebten Züge, jetzt bleich, abgespannt, wie vom Hauche des Todes berührt.

Und wenn sie das waren, wessen war wahrscheinlich die Schuld? — Das rief ihm eine vorwerfende Stimme im Innern zu. Er kämpfte gegen den Eindruck, er sagte sich Alles, was seine Vernunft ihm darboth, er suchte sein Gewissen zu beschwichtigen, wenn es ihm in manchem Augenblicke vorhielt, daß er seine Nachforschungen zu bald aufgegeben habe, daß hier in dem Hause des Bruders ihrer Pflegemutter vielleicht Erkundigungen zu hohlen gewesen seyn würden — er war mit sich zerfallen, und die sichere Ruhe, die ihn bisher begleitet, war entwichen.

Mißverständniß.

Christine fühlte sich sehr krank, sie mußte ein Paar Tage das Bette hüthen, und konnte und wollte ihre Stube noch lange nicht verlassen. In dieser Einsamkeit nun wurde, unter tausend Schmerzen, der neue Lebensplan entworfen: — zu schweigen — die Vergangenheit begraben seyn zu lassen; aber auch sobald als möglich das Haus ihrer Mutter zu verlassen, während der Zeit ihres Stiefvaters Anblick so viel als möglich zu vermeiden, und wenn sie sich sehen müßten, des ehemahligen Verhältnisses mit keinem Laute, keinem Blicke zu erwähnen.

Als sie sich dieß fest vorgezeichnet hatte, suchte sie die Mutter unter einem wahrscheinlichen Vorwande dahin zu vermögen,

daß sie ihr erlaube, die Stelle einer Kammerjungfer bey der Gräfin von T***, einer Dame, in deren Hause ihr Vater den Anfang seines Glücks gefunden, und die seitdem der Familie ihres ehemahligen Schützlings gewogen geblieben war, anzusuchen, weil die Gräfin die ihrige damahls eben verloren hatte. Die Mutter war nicht zufrieden mit diesem Vorschlage, sie konnte die kluge Gehülfin im Hause gar zu wohl benutzen, sie widersprach darum lebhaft, und suchte ihren Mann in ihre Ansichten zu ziehen, indem sie ihm den Vortheil begreiflich machte, der aus Christinens Anwesenheit entstand. Frank verstand Christinens Absicht vollkommen; aber was ihn dieser Wunsch nach Trennung auf ihre Gemüthsstimmung schließen ließ, trug nicht bey, ihn ruhiger zu machen. Ihm graute vor dem nächsten Zusammentreffen, und er unterstützte daher den Vorsatz Christinens, jenen Dienst anzunehmen, mit allen möglichen Gründen.

Indessen war das Geschäft jenes Dienstansuchens nicht so geschwind abzuthun, als es Christine, und wohl auch Frank gewünscht hätten; die Stiefmutter ließ sich nur mühsam dazu bereden, und endlich gingen noch einige Tage hin, bis Alles mit der Gräfin in Richtigkeit gebracht war. Christine konnte keinen Vorwand mehr finden, in ihrer Stube zu bleiben, sie mußte im Wohnzimmer der Familie erscheinen. Frank war davon benachrichtiget, und vermied es, diesen Tag zu Hause zu seyn. Aber wie lange konnte das fortdauern, und wie sollte er sich gegen sie benehmen? Diese Fragen stürmten unaufhörlich in seiner Brust.

Christine saß im Wohnzimmer mit der Mutter und den Schwestern bey häuslicher Arbeit, in dem Zimmer, wo Frank

mit seiner Frau lebte, wo Alles Spuren seiner Gegenwart trug, und dankte Gott für die kleine Erleichterung, daß ihr wenigstens sein Anblick erspart war, und sie sich nach und nach an das Unvermeidliche gewöhnen konnte. Da rief ein Geschäft die Mutter in die Küche, und ein Fremder trat ein, der mit Herrn Frank zu reden hatte. Er sah sich im Zimmer um: man hatte ihn an die Frau des Meisters gewiesen, eine schlanke, weibliche Gestalt, in welcher bedeutender Reitz und Jugendblüthe von einem zarten Schleyer geheimen Kummers oder Kränklichkeit überschattet schien, saß am Fenster, und nähte, natürlich war das des jungen schönen Meisters junge schöne Frau.

Der Fremde trat auf sie zu, brachte sein Geschäft vor, erfuhr, daß Herr Frank erst spät zurückkehren würde, und wurde ersucht, morgen um die gleiche Stunde vor Essenszeit zu kommen, wo der Meister sicher zu Hause seyn werde.

Der Fremde ging, des Vorfalls wurde nicht weiter gedacht, und der Tag verstrich endlich. Am nächsten Morgen saß Christine abermahls mit bangklopfendem Herzen am Arbeitstische beym Fenster; — denn heute wurde der Stiefvater zum Essen erwartet. Sie rief jede Kraft in sich auf, um diesem Zusammentreffen zu begegnen, fuhr zusammen, so oft die Thüre aufging, schalt ihre Schwäche, und ermannte sich wieder, als jetzt sein fester Tritt im äußern Zimmer ertönte, die Thüre rasch aufflog, und nun die einst so theure, nie vergessene Gestalt, etwas männlicher und stärker; aber darum nur desto bedeutender — in so ganz veränderten Verhältnissen vor ihr stand.

Sein erster Weg war zu ihr. Freundlich, ja, angelegen

erkundigte er sich nach ihrem Befinden; sie antwortete, so gut sie es vermochte. — Die ersten Worte waren gewechselt, der Ton dieser Stimme hatte wieder an ihr Herz geschlagen, sie fühlte wohl, daß in demselben noch Alles war, wie ehemahls; sie bebte, sie rang nach Kraft, und hielt sich auch; denn selbst die Gegenwart der Mutter und der Schwestern trug bey, ihre Fassung zu sichern. In dem Augenblick kam der Fremde von gestern; man hatte Frank schon davon gesagt. Die Männer behandelten ihr Geschäft laut, und im Verlauf der Unterredung erwähnte der Fremde seines gestrigen Besuches, daß er bereits mit des Meisters Frau gesprochen, wies auf Christinen hin, und wendete sich mit der Benennung Frau an sie. Frank folgte seinen Blicken — sein Auge begegnete dem Christinens. — Purpurgluth und Leichenbläſſe wechselte in ihren Zügen, ein nahmenloser Ausdruck spiegelte sich in den seinigen, und diente nur dazu, Beyder Bestürzung noch zu vergrößern, als die Mutter schnell hervortrat, und mit der Bemerkung, sie sey Frau Frank, und jene ihre Tochter, den Fremden zurechtwies. Sie? antwortete der Mann betroffen und erstaunt: Sie? — dann ist das wohl die Stieftochter, setzte er langsam hinzu, und in seinen Mienen spiegelte sich, was bey'm Erkennen dieses widernatürlichen Verhältnisses in seinem Geiste vorging. Christine zitterte heftig, sie mußte das Nähzeug sinken lassen, Frank stand düster und schweigend da, und nur der Verdruß seiner Frau fand in diesem Augenblicke Worte, um dem Fremden fühlen zu lassen, daß seine Verwunderung beleidigend für sie gewesen sey. Dieser empfahl sich bald, und ein Strom von bittern Bemerkungen ergoß sich aus dem Munde der gereizten Frau, sobald jener die Thüre hinter sich

angezogen hatte, und gab den zwey Betroffenen Zeit, sich einiger Maßen zu sammeln. Aber Christine hielt es im Zimmer nicht aus. Was der Fremde in ihr angeregt hatte, war zu schmerzlich, sie klagte über plötzliches Uebelbefinden, und entfernte sich. Frank glaubte sie schwanken zu sehen, seine Besinnung war überwältigt, er eilte auf sie zu, um sie zu unterstützen. Sie erhob das Auge, es traf auf einen Blick voll Zärtlichkeit, Sorge und Reue. Nun war es auch um ihre Fassung gethan. In Thränen ausbrechend, sank sie auf einen Stuhl an der Thüre nieder. Frank stand im heftigsten innern Kampfe neben ihr, er hatte gesehen, was er zu erfahren gefürchtet, und darum gern nicht geglaubt hätte. Indessen strömte die Stimme seiner Frau immer fort, und die Töne dieser durchdringenden Stimme, die ganze Gemeinheit ihres Benehmens fielen peinigend in seine Seele. Was das Mißverständniß des Fremden in ihm angeregt hatte, erhob sich furchtbar vor seinem Geiste; er war nicht fähig ein Wort hervorzubringen, als endlich Christine ihre Thränen bezwang, und ohne daß ihre Mutter in ihrem Feuereifer etwas bemerkt hatte, ohne daß Frank etwas that, um sie aufzuhalten, schnell das Zimmer verließ.

Sie war fest entschlossen, es nicht wieder zu betreten, mochte die Mutter, mochte Frank davon denken, was sie wollten. Zu ihrem größten Glücke erschien noch den Nachmittag der Haushofmeister der Gräfin, um ihr anzukündigen, daß diese wünsche, ihre neue Kammerjungfer sollte ihren Dienst um ein Paar Tage früher antreten. — Die Mutter war es seit dem Auftritt von heute Vormittag auch wohl zufrieden; denn sie befürchtete nicht ohne Grund, die Anwesenheit der

schönen Tochter könnte sie leicht ähnlichen beleidigenden Mißverständnissen aussetzen. Frank, dem der Gedanke, Christinen nicht mehr zu sehen, seit diesem Morgen schmerzlich war, sah dennoch die Nothwendigkeit dieses Schrittes ein, er versprach selbst zur Gräfin zu gehen, und seine Tochter auf's angelegentlichste zu empfehlen. Die Gräfin dankte ihm für das Zutrauen, das ihr die Familie bewies, und freute sich, ein so schätzbares Wesen, wie ihr Vater sie schilderte, um sich zu haben, die ihr mehr als Dienerin seyn würde, und so trat denn Christine, ohne ihren Stiefvater noch einmahl gesehen zu haben, da Beyde unter schicklichen Vorwänden es gern vermieden, schon am dritten Tag seit jenem unseligen Auftritte ihre neue Bestimmung an.

Rückfall.

Sie war nun abermahls aus dem älterlichen Hause geschieden. Nirgends mehr konnte ihr Frank begegnen, kein Zusammentreffen war möglich, und was ihm vor einigen Tagen wünschenswerth geschienen hatte, Christinens Entfernung, regte nun, da sie eingetreten war, und nach dem Vorfall an jenem Vormittage sein Herz in Wehmuth und Verlangen auf. Immer schwebte ihr Bild ihm vor, wie sie, in Thränen ausbrechend, an der Thüre auf den Stuhl sank, und sie dünkte ihm anziehender in dem Reitz sanfter Schwermuth, als vormahls in unbewußter Jugendblüthe, die vielleicht — vielleicht der Kummer um ihn so frühe abgestreift hatte.

Dieser Gedanke grub sich am tiefsten und quälendsten in

seine Seele. Alles, was er von dem ersten Augenblicke des Wiedersehens an, bis jetzt hatte bemerken können, ließ ihn mit der höchsten Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß sie ihres Schwures besser eingedenk gewesen, als er, daß sie ihn sogar dem Todten gehalten, daß er immerfort in ihrer Seele gelebt, und sie um seinetwillen jede andere Verbindung ausgeschlagen, indeß er seine Treue, seine besseren Gefühle leichtsinnig den Rücksichten seines Ehrgeitzes und seiner Eitelkeit geopfert. Alle alten Erinnerungen wachten auf, alle Jahre, welche zwischen jener ersten Zeit in ** und den letzten Tagen gelegen hatten, versanken vor seinem Geiste; die Vergangenheit knüpfte sich unmittelbar an den jetzigen Augenblick, jeder Blick auf seine alternde Gattin, an welche Selbstsucht und Ehrgeitz ihn gekettet, jeder Vergleich zwischen ihr und ihrer Tochter, fuhr wie ein Stachel in seine Seele, regte die bessern Gefühle auf, welche jene selbstsüchtigen Triebe niedergekämpft hatten, und verklärte in höherem Glanze vor seinen Augen das Bild seines häuslichen Lebens, wie es sich an Christinens Seite gestaltet haben würde, und wie er es wahrscheinlich bey früherem und emsigerem Nachforschen und standhafterer Treue, von der Zeit von ihrer Liebe, und des Vaters Liebe für sie, hätte erhalten können.

Alles, was er von Christinen hörte, nährte diese finstern Vorwürfe. Sie fand sich mit gehaltener Entsagung in ihre abhängige Lage, welche ihr übrigens durch die Güte ihrer Gebietherin so viel als möglich erleichtert wurde; aber daß sie sichtlich abnahm, daß ein unheilbares Uebel an ihrer Gesundheit zu nagen schien, das konnten die Schwestern, wenn sie sie besuchten, unmöglich übersehen, obwohl über Christinens

Lippen keine Klage kam, und sie die zuweilen geäusserten Besorgnisse zu verspotten, oder zu widerlegen suchte. Wenn zu Hause die Rede davon war, und der Stiefvater die besorgten Reden der Seinigen hörte, da drangen die Dornen der Reue brennend in seine Brust, und immer heftiger ward der Kampf in seinem Innern, und immer heißer der Drang, nur einmahl, ein einziges Mahl mit ihr zu sprechen, sich vor ihr anzuklagen, und sie aber auch in dem Jammer, der ihn zerriß, die volle Rache sehen zu lassen, die das Schicksal für den vernachlässigten Schwur an ihm genommen.

Er widerstand einige Zeit diesem Wunsche, dessen gefährliche Folgen er für Christinens Ruhe wohl einsah — aber der Sturm in seiner Brust wurde zu mächtig, und was auch Vernunft, Zartgefühl und Grundsätze vorwandten, die Stimme der Leidenschaft übertäubte sie Alle. Ein Vorwand war bald gefunden, warum der Stiefvater mit der Tochter zu sprechen haben konnte, da Niemand ihr wahres Verhältniß ahnte; aber daß Christine ihn nicht annehmen würde, wenn er sich gerade zu melden ließ, das konnte er vorhersehn.

Sie war eben bey der Gräfin, als er von dem Bedienten in ihr Zimmer gewiesen wurde, und er bath, die Jungfer zu rufen, weil Jemand, von der Mutter geschickt, sie zu sprechen hätte. Nichts Arges ahnend, trat Christine herein; sie erkannte Frank, ihr Erschrecken sagte ihm, was in ihr vorging, und bestätigte jede gerechte Furcht, und jede strafbare Hoffnung seiner Brust.

Seine glühenden Blicke verschlangen die geliebte Gestalt; die Heftigkeit seiner Gefühle hemmte auf einige Augenblicke seine Worte, und gab Christinen die Zeit, sich zu fassen, und

mit unterdrückter Stimme zu fragen: Herr Vater! Was steht zu Eurem Befehl?

Vater! rief er: Vater! Verhaßter Nahme! Habt Ihr nur diesen Fluch, um mich zu empfangen?

Christine fuhr zurück vor der wilden Heftigkeit, mit der diese Worte hervorgestoßen wurden. Sie zitterte, und mit angestrengter Fassung sagte sie: Mich dünkt, es wäre besser, Euch nicht zu hören, und mit diesem Worte wollte sie sich wenden, und das Zimmer verlassen; aber Frank stürzte auf sie zu, ergriff ihre Hand, und rief: Du mußt mich hören, ich muß Dir Alles sagen, ich muß wissen, ob Du mich verdammst, ob Du mich hassest? Sie sah ihn an, sie sah den Ausdruck der glühendsten Leidenschaft in seinen Zügen, und Thränen in diesen blauen Augen, deren seelenvoller Blick ihr in der traurigen Verlassenheit langer Jahre immer gegenwärtig geblieben war. Auch ihr schwand die Rücksicht auf alles Vorhergegangene, außer sich warf sie sich an seinen Hals, und ihre Thränen flossen an seinem Herzen.

Wie lange sie sich in schmerzlich süßer Betäubung so umfaßt gehalten, war ihnen selbst nicht bewußt. Der Ton der Klingel aus dem Zimmer der Gräfin schreckte sie auseinander. Ich muß fort, rief Christine; lebe wohl! auf ewig! — auf ewig! Nein, fuhr Frank auf: nicht also! Es ist nöthig, daß Du mich anhörst, daß Alles klar zwischen uns sey. Ich kann es fordern, ich komme morgen wieder. In halber Betäubung willigte Christine ein, und Frank verließ sie, triumphirend, daß er so viel erlangt, daß er ihrer Liebe sicher war, und leidenschaftlicher für sie entzündet, als er es selbst bey ihrer ersten Bekanntschaft gewesen.

Als sie wieder Zeit hatte, sich zu sammeln, erkannte sie wohl die Gefahr, welcher solche Zusammenkünfte sie aussetzten; aber sie glaubte, für jetzt sey nichts zu thun; sie machte sich selbst weiß, es wäre nothwendig für das mühsame Gebäude ihrer künftigen Ruhe, ganz klar den Zusammenhang der frü- heren Begebenheiten einzusehn, sie könnte dem Freunde ihrer Jugend diese Rechtfertigung nicht versagen, und so erwartete sie unter inneren Kämpfen den nächsten Tag und Franks Be- such. Wie die verabredete Stunde näher kam, wuchs ihre Angst und ihr Entzücken; denn was auch ihre Vernunft gegen diese Unterredung einwenden mochte, ihr Herz hätte zu lange an dieser seligsten ihrer Freuden gedarbt, als daß sie nicht mit Lust in dem Gedanken hätte ruhen sollen, den innig und ein- zig Geliebten sehn und sprechen zu können. Frank kam. Auch bey ihm hatten Besinnungen und Rechtlichkeit den ersten Sturm selbstischer Leidenschaft niedergekämpft, auch er wollte nichts, als sich rechtfertigen, und von Christinen die Erlaubniß erhal- ten, sie zuweilen, wenn auch äußerst selten, auf eine halbe Stunde zu sehen, und über so manche Sorge, so manches Pein- liche in seiner Lage bey ihr Trost und Stärkung hohlen zu dür- fen. Freundlich und ruhig setzte er sich neben sie, fragte nach ihrer Gesundheit, nach ihren Verhältnissen, schien wirklich nur ein liebender Vater, oder Bruder zu seyn, so daß Christinen ganz leicht wurde, und die ängstliche Spannung ihres Herzens nachließ. Sie erzählte, sie vertraute ihm Alles, nach und nach wurde das Gespräch lebhafter. Erinnerungen wurden berührt, Beziehungen erwähnt, Franks erkünstelte Ruhe war dahin, al- les Ungestüme der Leidenschaft brach in unbewachten Augen- blicken hervor. Auch er erzählte, was mit ihm vorgegangen,

eit er Christinen in jener Abschiedsnacht zum letzten Mahle gesehn. Seine Sehnsucht, seine Trauer um sie, die Schicksale des Feldzugs, seine Verwundung, seine langen Leiden, wie er bey der späten Rückkunft jede Spur von ihr verlöscht gefunden, und dann freylich in den Zerstreuungen eines unsteten Wanderlebens, unter mancherley Sorgen und dringenden Bedürfnissen, das Bild seiner ersten Liebe in trübe Schatten, hoffnungsloser Entsagung zurückgetreten sey, daß er nicht mehr mit dem Eifer gesucht, der ihn wahrscheinlich hätte finden, und dadurch den nahmenlosen Qualen entgehen lassen, die ihn nun folterten.

Hier klagte er sich nun mit solcher Strenge, solcher Verzweiflung selbst an, daß selbst die Anklage, und der Schmerz, in welchem ihn Christine sah, zu neuen, unzerreißbaren Banden für ihre befangene Seele wurden. Zwar konnte sie sich's nicht verhehlen, daß er nicht ganz so gehandelt, wie sie es gewünscht hatte, daß sie ihre Treue strenger gehalten, und daß, wenn seine Liebe immer so lebendig wie die ihrige geblieben wäre, er mehr gethan haben würde, sie wieder zu finden. Aber sie bedachte, daß er ein Mann war, welche Ansprüche er an die Welt, und diese an ihn habe, wie beweglich für Ehre und rühmliche Thätigkeit der Sinn des stärkern Geschlechtes sey; sie erwog, daß er ihr ja eigentlich nicht untreu gewesen, daß sein Herz an allen Eingebungen seines Ehrgeitzes keinen Theil gehabt, und endlich — sah sie ihn unglücklich, verzweifelnd und noch immer leidenschaftlich liebend vor sich. Diese Betrachtung überstimmte Alles, was Vernunft und Stolz einwenden mochten. Sie konnte ihm nicht zürnen, sie konnte sich's nicht versagen, ihr gedrücktes Herz am glühenden Strahl der Liebe sich

aufzuschließen, und mit stummer Lust an dem lang entbehrten Schimmer sich erhohlen zu lassen, und eben so wenig konnte sie so grausam seyn, dem unglücklichen Freunde jede Möglichkeit abzuschlagen, zuweilen Erheiterung und Kraft zu den mühevollen Geschäften, welche der Ihrigen Wohl betrafen, in ihrem Umgange zu finden.

Zwar sollten ihre Zusammenkünfte nur äußerst selten seyn, das gelobten sie sich Beyde mit ernstlichem Willen; aber sich ganz zu trennen — dieser Vorsatz schien ihnen undenkbar, und selbst in der Unmöglichkeit, ihn auszuführen, da tausenderley Zufälle sie bey ihren Familienverhältnissen einander plötzlich nahe bringen konnten, der Stempel seiner Verwerflichkeit zu liegen.

Besser war es ja, sie gewöhnten sich nach und nach, einander ohne so große Erschütterungen zuweilen zu sehen — es war genug, daß sie nicht in einem Hause lebten, und Rechtlichkeit und Vernunft sollten ihnen Beyden als schützende Engel zur Seite stehen.

Vergeblicher Kampf.

Es ging die ersten Mahle so ziemlich. Frank begnügte sich, seine Besuche in längere Zwischenräume einzutheilen, sein Herz offen vor der Freundin darzulegen, und bey ihr Rath und Theilnahme zu suchen. Auch Christine hielt ihr Gefühl in strenger Acht, und schon begann ihre Seele, an die Möglichkeit und Dauer eines schönen Freundschaftsbundes zu glauben. Aber die Geschichte ihrer ersten Zusammenkunft widerhohlte sich hier nur in größeren Verhältnissen. Franks Leidenschaft brach wild

hervor, es war ihm unmöglich, sich in den Schranken ruhiger Achtung zu halten. Sein Ungestüm riß auch Christinens künstliche Fassung nieder, stürmische Auftritte folgten, der Entschluß, sich zu meiden, wurde zehnmahl gefaßt, und scheiterte zehnmahl an der Schwäche der allzuliebenden Herzen. Die Ruhe war dahin, und der innere Kampf erschien bald auch in dem äußern Benehmen der beyden Unglücklichen. Frank wurde launisch, ungleich, hart gegen seine Umgebungen. Oft war eine Kleinigkeit im Stande, ihn zum heftigsten Zorn zu reitzen, und in seinen trüben Stunden, wenn er über den Vergleich des Einst und Jetzt in seiner Lage die Außenwelt vergaß, konnte vorgehen, was wollte, versehen, verdorben werden, was der Leichtsinn, oder böse Wille der Gesellen, oder Dienstleute verbrach, er hatte keinen Sinn dafür. Er sah nach, wo er strafen sollte, und strafte, wo kaum Etwas gefehlt war; er fühlte diese Schwäche, und der Unmuth darüber reizte ihn noch mehr auf. Seine Geschäfte gingen nicht mehr, wie sie gegangen waren; seine Frau empfand das, sie rügte es auf ihre Art gemein, schonungslos, mit Keifen und Zanken, bis sein auflodernder Zorn sie wieder einmahl einschüchterte, und ihm auf ein Paar Tage eine unheimliche Stille verschaffte. Je öfter sich dieß Alles wiederhohlte, je mehr wurde seine häusliche Lage ihm verleidet, je lebhafter trat das Bild des Glücks, das er sich verscherzt hatte, in lockenden Farben vor seine Seele, je stürmischer ward sein Gemüth, und je mehr riß seine Leidenschaft die Unglückliche, die ihr nicht zu widerstehen vermochte, und sich ihr doch nicht ergeben durfte, mit sich hin. Ihre Gesundheit hatte schon längst gewankt, jetzt war sie zerstört. Fieber und Schwäche rieben sie auf; vergebens suchte ih-

re Gebietherin durch Schonung und ärztliche Hülfe dem Uebel zu wehren, vergebens drangen Mutter und Schwestern in sie, sich einer förmlichen Cur zu unterziehen, Christine durfte nicht sagen, was der Grund ihrer Krankheit war, und was allein allen Arzeneyen, allen Vorschriften widerstand.

E i f e r s u c h t.

So vergingen einige Monathe. Frau Frank hatte schon lange, von ihrem Unmuthe geleitet, eifersüchtigen Regungen Raum gegeben, die freylich keinen bestimmten Gegenstand hatten; aber bey der alternden Frau des jungen schönen Mannes nur zu natürlich entstanden. Sie forschte nach, sie lauerte auf seine Schritte und Gänge, aber sie fand nichts Verdächtiges; denn, daß der Stiefvater in acht oder zehn Tagen einmahl die Stieftochter in dem Hause seiner Gönnerin, der er sie selbst empfohlen, besuchte, konnte ihr unmöglich auffallen. Da führte ein unseliger Zufall bey'm Durchsuchen der alten Papiere ihres seligen Mannes ihr ein Paar Briefe der nun ebenfalls gestorbenen Frau Sebald in die Hände, die in der Periode der ersten feindlichen Invasion aus** geschrieben waren. Die besorgte Frau hatte es nöthig geglaubt, den Vater von allen Schritten seiner Tochter zu unterrichten, und so meldete sie ihm auch jene Geschichte der Rettung vor den wilden Pferden, die erfolgte unerfreuliche Entdeckung des geheimen Liebesverständnisses, den Nahmen, Geburtsort und andere Verhältnisse des gefährlichen Liebhabers. Ein dichter Schleyer fiel in diesem Momente von den Augen der enttäuschten betrogenen Frau. Ihr

Mann war kein anderer, als der ehemahlige Liebhaber ihrer Tochter, und ihr jetziger dazu, und Alles, was der Zufall gekartet hatte, schien ihr planmäßiger Entwurf der unerhörtesten Bosheit und Niederträchtigkeit. Außer sich vor Wuth, forderte sie Hut und Halstuch, und stürmte fort zu Christinen; denn zum Unglücke für sie, war Frank auf ein Paar Tage verreiset.

Wie eine Rasende trat sie in's Zimmer des erschrockenen Mädchens; ein Strom von Vorwürfen, Schimpfreden und entehrenden Vermuthungen ergoß sich über ihre Lippen, und Christine erfuhr mit Entsetzen das Furchtbarste, was ihr geschehen konnte, Entdeckung ihres Geheimnisses mit Aufsehen, Schande, und nur zu nachtheiligem Scheine gegen sie. Alles, was ihre im Innersten empörte Natur in diesem schrecklichen Augenblicke vermochte, war, die Mutter bey allen Heiligen zu beschwören, ihre Stimme zu mäßigen, daß nicht die Gräfin und das ganze Haus Zeugen dieses unwürdigen Auftrittes würden; aber mit dieser Bitte war Oehl in's Feuer des lodernden Zornes gegossen. Das will ich eben, schrie die Wüthende: Erfahren, hören sollen sie es, wie schlecht Du bist, wie Deine Scheinheiligkeit alle hinter's Licht geführt hat, wie Du Dich nicht schämest, den Mann Deiner Mutter, Deinen Stiefvater zu verführen. Die ganze Welt soll es wissen, was Du für eine verworfene Creatur bist. Christine zitterte, jede Nerve an ihr war empört, sie sank und wollte sich an einem Tische halten; aber Frau Frank sprang in blindem Zorne auf sie zu. Nicht also, rief sie: keine Künste! keine verstellte Ohnmacht! Wir kennen das; Du sollst hören, Du sollst nicht ohnmächtig werden! Bey diesen Worten hatte sie die Unglückliche

ergriffen, und wollte sie gewaltsam aufreißen. Christine hatte den Tisch krampfhaft gefaßt, ihre Hand ließ ihn in der heftigen Spannung nicht los, sie stürzte nieder, der Tisch mit ihr, und das fürchterliche Gepolter zog die Gräfin und die Zofen, die schon längst, zwischen Furcht und Vorwitz kämpfend, das Geschrey der Frau gehört hatten, in's Zimmer. Sie fanden Frau Frank mit der Geberde einer Furie, schäumend vor Wuth, die unbarmherzig an ihrer Tochter riß, Christine wie eine Todte bleich am Boden, und mit Blut überströmt, wo der fallende Tisch sie im Gesicht verwundet hatte. Alles erschrack, die Zofen sprangen zu Hülfe; die Eine riß die wüthende Frau von ihrer Tochter weg, die Andere suchte die Ohnmächtige zu laben, und ein strafender Blick der Gräfin befragte die Mutter um die Ursache dieses empörenden Auftrittes. Taub für jede Stimme der Vernunft oder Ehre, strömte diese nun ihren Geifer aus, und wenn es ihr auch nicht gelang, das Gemüth der Gräfin mit allen den unwürdigen Vermuthungen zu beflecken, die in ihrer Seele Platz fanden, so erfuhr sie doch genug, was, mit ihren eigenen Beobachtungen über Christinens Betragen und ihre Gemüthskrankheit, denn dafür hatte es die Gräfin längst erkannt, zusammengehalten, ihr eine sehr ungünstige Meinung von dieser einflößen mußte. Frau Frank bekam einen ernsten Wink, sich zu entfernen, und länger nicht durch ihr gemeines Benehmen die Wohnung der Gräfin zu entwürdigen; Christinen aber überließ sie den Händen ihrer Gefährtinnen; denn ihre Seele wandte sich mit Unmuth von der Vorstellung bewußten und des pflichtvergessenen Unrechts ab, doch nicht ohne jenen alle mögliche Sorgfalt für die Unglückliche eingeschärft zu haben.

Entschluß.

Christine erwachte erst nach Stunden aus ihrer tödtlichen Betäubung. Noch vermochte sie kaum in dem zerrütteten Geiste zu fassen und zu ordnen, was mit ihr vorgegangen war. Die voreilige Redseligkeit ihrer Gefährtinnen unterrichtete sie nur zu wohl. Sie sah den Abgrund der Schmach, der Entehrung vor sich geöffnet, und sich rettungslos verloren. Hier zu bleiben unter diesen Umständen, dem Stiefvater vielleicht noch einmahl zu begegnen, war ihr undenkbar. — Sie schwieg aber; denn sie war keines zusammenhängenden Gedankens, keiner Erörterung mächtig. Nur Flucht, Entfernung von dem unseligen Orte, wo ihre Ruhe, ihr besseres Bewußtseyn, und jetzt auch ihre Ehre unwiederbringlich verloren gegangen; diese einzige Idee leuchtete wie ein Strahl in finsterer Nacht ihrer gemarterten Seele vor; mit ihr allein beschäftigte sie sich, und entwarf unbedachte Plane, um sie zu verwirklichen. Noch heute, zu Fuße, wollte sie fort; denn morgen wurde Frank zurückerwartet, und was dann folgen konnte, mochte sie nicht denken. — War sie nur erst aus der Stadt, bey einer armen Frau in dem nächsten Dorfe, die sie noch von ihres Vaters Lebzeiten her wohl kannte, dann sollte ihr diese behülflich seyn, auf dem Postwagen zu ihrem Vetter nach **ingen zu gelangen, und dort — dort würde sie doch wohl ein ruhiges Plätzchen finden, um zu sterben.

Sie sagte Niemanden etwas von ihrem Vorhaben. Die Gräfin schellte ihr kein einziges Mahl den ganzen Tag über, und ließ sich von einem andern Mädchen bedienen. Christine

empfand nur zu wohl, was in diesem Betragen lag, es beugte sie tiefer, als ihrer Mutter unwürdige Behandlung. Sie machte ihr Bündel, ordnete Alles auf's gewissenhafteste, was sie von ihrer Gebietherin unter den Händen hatte, und da diese in's Theater gefahren war, entschlüpfte sie über die Hintertreppe in's Freye, und suchte, so schnell es ihre gänzliche Erschöpfung erlaubte, das nahe Dorf, wo die Witwe wohnte, zu erreichen. Ihr Weg führte sie an dem Kirchhof, wo ihr Vater begraben lag, vorbey. Sie war todtmüde, und sein Grab der einzige Platz, der hier in dieser Stadt, welche ihr von jeher nur Qual bereitet hatte, einen Werth für sie hatte. Der stille Friedhof stand offen, sie ging hinein, die Gegend des Grabes war ihr wohlbekannt. Wie oft hatte sie da schon gebethet, und den vorangegangenen Vater angerufen, sie abzuholen! So setzte sie sich auch jetzt, erschöpft von innerer Zerrüttung, von äußerer Krankheit angegriffen, auf den Rasen hin. Der Abend wurde feucht und finster, Regenwolken zogen am dunkelnden Himmel herauf — es blitzte von fern — und Donner grollten in den Bergen. Jetzt riß der Sturm sich los, er fuhr über den Gräbern hin, ein schneidender Hauch berührte die Arme. — Fieberfrost schüttelte sie, sie wollte sich aufraffen, und vermochte es nicht mehr, jede Kraft war entschwunden, jede Sehne entstrickt. — Betäubt, aber doch nicht ganz bewußtlos sank sie auf den Hügel hin, der die theuren Ueberreste deckte, und das Gefühl ihrer entsetzlichen Lage kam zermalmend über sie.

Wie lang sie so gelegen, wußte sie selbst nicht; ein Rütteln und eine fremde Stimme erweckten sie aus ihrem dum-

pfen Zustande. Es war ein Mann von rauhem Ansehn, der, eine Laterne in der Hand, womit er ihr in's Gesicht leuchtete, vor ihr stand. — Sie sah ihn an, aber sie konnte nicht sprechen; sie hörte ihn fragen; aber sie verstand nicht, was er sagte. Auf sein Rufen kamen eine alte Frau und ein Bursche. Man hob Christinen mitleidig auf, und brachte sie in das Haus des Todtengräbers; denn das war der Mann, der sie gefunden. Die Nacht verging unter den gutgemeinten aber fruchtlosen Hülfeleistungen der einfachen Menschen. Am andern Tage — man hatte sie sogleich vermißt und überall gesucht — erschien der Wagen der Gräfin mit dem Arzte und der Kammerfrau. In dem Herzen ihrer Gebietherin war, mit dem Gedanken an die mögliche Schuldlosigkeit der Unglücklichen, Verkannten, Reue und Angst um sie erwacht, und sie hatte, sobald sie den Ort erfahren, wo man sie gefunden, ihr Hülfe geschickt. Der Arzt erklärte, daß an ein Hinwegbringen nicht zu denken sey, die Kranke sey zu schwach; doch ordnete er Alles an, was zu ihrer Erleichterung dienen konnte, und in ein Paar Stunden erschien die gute Gräfin selbst. Das war die Erscheinung eines Engels in ihrer gänzlichen Verlassenheit, und so viel es ihre Schwäche erlaubte, bezeugte sie ihren Dank und ihre Freude. Aber das waren nur lichte Augenblicke in der trüben Nacht, die ihre Seele umfangen hielt. Sie war die meiste Zeit des Tages ohne Bewußtseyn, wüthende Fieberanfälle erschütterten und erschöpften die letzte Kraft ihrer Natur. Gegen Abend kam Frank an. — Die Zerstörung in seinem Hause, die gemeine Wuth seines Weibes, der Jammer der jüngern Töchter sagten ihm Alles. — Er eilte auf den Kirchhof. Hier

hatte die Gräfin die strengsten Befehle gegeben, er wurde nicht zu der Sterbenden gelassen. Außer sich vor Reue und Verzweiflung, warf er sich vor der Thüre des Hauses nieder, geberdete sich, wie Leidenschaft und höchste Angst ihn trieben, und rannte da[illegible]n fort, ohne daß man durch mehrere Tage etwas von ihm erfuhr. Auf das Ersuchen der Kranken, und den bestimmt geäußerten Wunsch der Gräfin, wurden ihre Schwestern geholt, die sie immer geliebt. Die Gräfin selbst führte sie an ihr Lager, der Geistliche trat mit ihnen ein, körperliche Erschöpfung und seine tröstenden Worte hatten den Sturm ihres Gemüthes beschwichtigt, Besinnung und Ruhe kehrten zurück. Sie vergab Allen, deren Werk ihr Unglück war, herzlich, theilte, was sie besaß, unter ihre Schwestern, und verschied noch denselben Abend in den Armen der tiefgerührten Gräfin, die sie nicht mehr verlassen hatte, und den trostlosen Schwestern, sanft und heiter den Augenblick segnend, der ihr leidenvolles Leben endigte.

Herrn Franks Ehe und häusliche Existenz war zerstört. Die Geschichte war stadtkündig geworden; sein Nahme, seine seltsamen Verhältnisse wurden das Mährchen müssiger Stunden, Afterreden und Mißdeutungen empfingen ihn überall. Christinens Bild in der letzten Nacht, wo sie, verzweifelnd an allem Erdenglück, auf dem Grabe ihres Vaters gelegen hatte, war das Schreckbild seiner Träume, das Andenken an ihre Liebe und Treue, und an den Lohn, den seine selbstsüchtige Leidenschaft ihr bereitet, der Stachel, der jede seiner Freuden tödtete; er vermochte es nicht, hier auszuhalten. Feyerlich ließ er seine Ehe mit der Frau, die ihm jetzt so verhaßt

geworden war, daß er ihren Anblick nicht ertragen konnte, durch die Behörden trennen, gab ihr Alles zurück, was er durch sie empfangen und erworben, eilte fort, und soll sich in dem nächsten Seehafen eingeschifft haben, um jenseits dem Meere ein neues Daseyn, wo möglich unverfolgt von den Geisseln der Reue, zu beginnen.

Caroline Pichler, geb. v. Greiner.

Der Glaube an die Frauen.

Ihr holden Fraun! die Ihr mit stillen Händen
Am Leben spinnt, in Lieb' und Lust und Leid!
Und Eure Welt in Eures Hauses Wänden
Im eignen Licht des warmen Herzens seyd;
Daß nimmer ist nach Außen Euer Streben,
Und Eure Brust still wie der Altar steht
Im Heiligthum, wenn draußen wild das Leben,
Mit seines Kriegs und Friedens wildem Streben,
Im Wirbel um das Heiligthum sich dreht;

Ihr holden Fraun! wenn auch die sanften Augen
Der Lebensfäden wild verwirrtes Spiel
Zu binden nicht und nicht zu scheiden taugen,
Den Fäden folgend nach dem fernern Ziel;
Wenn Ihr auch nicht nach allen Himmelsseiten
Laßt Eure Zügel schießen wild und laut,
Wie auch die Blumen aus den Arm nicht breiten,
Und doch auf ihren Busen zart, bescheiden,
Das reinste Licht der Sonne niederthaut;

Ihr Frauen all! Ihr, in des Liedes Kreise,
Ihr Andern auch! die, selbst ein zartes Lied,
Ihr in der Dichtung zartem Schleyer leise
Und zahllos mir im Zug vorüberzieht,
Ich will Euch jetzt, ich muß ein Wort Euch sagen,
Das lange schon im tiefen Herzen spricht;
Und nun mit Augen, liebreich aufgeschlagen,
Auf Liedesschwingen duftig fortgetragen,
Ein neues Blatt in Eure Kränze flicht;

Das ernste Wort von aller Lehr' und Kunde,
Die wir von Euch, von Euch allein empfahn,
Von Eurem Herzen, Eurem süßen Munde,
Den Huld und Liebe selbst Euch aufgethan;
Von Sitt' und Kunst, wie Ihr sie uns verkündet,
Daß, wie in einer Schule heil'gen Kreis,
Sich das Geschlecht auch kindlich zu Euch findet,
Und rohe Kraft in Eure Formen bindet,
Die nimmer sonst von Zucht und Anmuth weiß;

Die Schule, die der Weltgeist aufgeschlossen,
Als er in's Meer der wilden Menschenkraft
Das Oel der Lieb' und Anmuth ausgegossen,
Die Ordnung erst im wilden Kreise schafft,
Die Schule, wo der Arme zweifelnd Ringen,
Der Seele Zittern und der Laut der Brust,
Zum Wohlklang wird, zum herrlichen Gelingen,
Weil nun des Lebens Werk, das wir vollbringen,
Für uns auch wird ein Werk der süßen Lust!

Ich nenn' Euch nur den ersten stillen Segen,
Den Ihr, wenn sich der zarte Sproß nun löst,
Der träumend hat am Herzen Euch gelegen,
So sanft in's junge Doppelleben flößt,
Der Segen, der die Kraft im zarten Reise
Allmählich schwellt, daß sie in Schönheit blüht,
Indeß ein zweytes höhres Leben leise
Aufdämmert in der Blüthen stillem Kreise,
Und aller Knospen heil'gen Kelch durchglüht.

Denn es lös't der zarte Sproß
Ganz sich nicht vom Mutterstamme,
Ganz nicht von der heil'gen Flamme,
Die das Leben ihm erschloß!
Denn Natur hat tief gesonnen,
Und den Faden dicht gesponnen,
Der aus dunklem Erdenseyn
Tief in's Leben läuft hinein;
Daß der Mutter Augen gerne
Folgen so dem Faden ferne
Bis zum goldnen Lebensschein!
Und es tragen Mutterhände
Dann der Knospe zarten Duft
Aus der Huth der stillen Wände
Selber in die Gottes Luft!
Theilen auch aus ihrem Leben
Balsam mit dem jungen Reis,
In des Kindes Adern weben
Mutterkräfte, warm und leis'.

Wenn sich dann zur Himmelsbläue
Dann empor die Augen schlagen,
Nach dem Leben schüchtern fragen,
Das sich ihnen beut, das neue,
Kann ja Mutterlieb' und Treue
Nur allein die Antwort sagen;
Kann dem neuen Menschengeist,
Der auch Liebe schon will finden,
Liebe Niemand sonst verkünden,
Wenn sich in der Mutter Auge,
Wenn in ihres Kusses Hauche
Nicht der Liebe Lächeln weist,
Kann in frommer Gluth Entfalten,
Kann die neue Menschenhand
Niemand ja nach oben halten
In der ersten Andacht Brand;
Wenn mit Sprüchen und Gebeten
Engel zu dem Kindlein treten;
Niemand als der Mutter Sinn
Weisen nach den Engeln hin,
Daß sie bald die Kindlein kennen,
Und die heil'gen Nahmen nennen,
Die, im ew'gen Glanze schön,
Wie sie nur das frischentbrannte
Fromme junge Herz erkannte,
Wie sie Kindesaugen sehn,
Nahe bey der Mutter stehn!
Und es ziehen Muttersorgen
Nicht die warme Hand zurück,

Bis des Lebens voller Morgen,
Und der Sonne großer Blick
Alle Knospen hat geborgen;
Wollen dann auch ganz nicht scheiden,
Und der Zweige stärkern Trieb
Leise hin nach oben leiten,
Und nach Allem fort sie breiten,
Was da heilig, schön und lieb;
Und wie in des Abends Reichen
Von den ewig warmen Zweigen
Nieder selber sinkt die Frucht,
Wenn nur leise Lüfte streichen,
Sonder Müh die goldne Wucht;
Sinkt aus treuen Mutterhänden,
Wenn sie sich zum Knaben wenden,
Ohne daß er sinnt und sucht,
Nieder ihm die fromme Zucht! —
Bis hinein in's wilde Leben
Seine Tritte feurig streben,
Sey das junge Haupt, die Hand
Sey der Mutter zugewandt:
Daß sie seiner Seele Regen
Wie es Gott nur dunkel schrieb,
Möge aus — dem Knaben — legen,
Kindlich, wie sie selber blieb!
Denn es mag den jungen Seelen,
Blühend auf im Erdenlicht,
Vaterarm und Sorge fehlen;
Aber nur die Mutter nicht.

Denn das ist ja im heilgen Formenkreise,
Den Eures Daseyns schöner Stern durcheilt,
Die erste Form, in der Ihr, fromm und leise,
Schon an der Menschheit ersten Wiege weilt,
Die ew'ge Form, die reine makellose,
Die überall das Menschenherz versteht,
Und die Maria, sie, des Himmels Rose,
Auch angethan als auf der Mutter Schoose
Der Heiland sich den ew'gen Stuhl erhöht!

Doch, wie der Gott, den an des Ganges Palmen
Der ew'ge Mensch auch dort mit Nahmen nennt,
Wenn jetzt noch in der Urwelt alten Psalmen
Im Osten dort das weiche Herz erbrennt,
Wie dort der Gott, wenn er durch's Weltall schreitet,
Das überall voll seines Wandels ist,
Der Erde Mantel vielfach um sich breitet,
Und sich in hundert Formen liebreich kleidet,
Und hundertfältig seine Liebe mißt:

So seyd auch Ihr, im Wandel auf der Erde
Vielfach gestaltig, segensreich zu schaun,
Denn statt der Mutter freundlicher Geberde,
Aus deren Augen Huld und Sorge thaun,
Tritt eine Form, noch zarter ausgegossen,
Nun wieder neu und herrlich in die Welt!
Die Jungfrau ist's, von süßer Lust durchflossen,
Die in der Hand, umhüllt von Myrthensprossen,
Die erste junge, schöne Rose hält.

Und es sind auf weiter Erde,
Herrlich leuchtend ihre Tritte,
Denn es wird die zarte Sitte
Heimisch nun an unserm Herde,
Und aus rascher Kräfte Mitte
Scheidet still die heil'ge Gluth,
Was nicht edel ist und gut.
Und das Starre, Trübe, Rohe,
Muß in dieses Brandes Lohe,
Aller Fehler baar und rein,
Bald ein Opfer selber seyn!
Und wie schlummernd das Herz gelegen,
Wie ein schuldlos frohes Kind,
Wacht es auf bey stärkern Schlägen,
Will sich, wie mit Flügeln, regen,
Flügeln, die von oben sind;
Und es muß zum zweyten Mahle
Nun das Auge um sich blicken,
Und der Jugend goldne Schale
Und das Leben voll Entzücken
An die hellre Seele drücken. —
Was in der stillen Nacht
Heiliges Sternenlicht
Leise hat angefacht;
Was sich im Traumgesicht
Tauchend auf und fortgezogen
Auf der Schönheit Liebeswogen
Um des Jünglings Schlaf gebogen;
Was er im Morgenroth,

Wenn er dem zugewandt das Auge,
Doch nicht fand, und was im Hauche
Keines Frühlings ihm sich both;
Was ihm nicht die Nachtigallen
In der Dämmrung sagen können,
Wenn, bey seines Busens Wallen
Nahmen, die er nicht kann nennen,
Doch in jeder Ader brennen;
Ach! wer wird ihm da erklären,
Ach! wer wird ihn da belehren,
Daß des Lebens schönste Zeit
Leise schon an seine Zähren
Seine reinsten Perlen reiht?
Ach! wer wird ihn liebreich schlichten
Seinen trüben, wilden Streit
Zwischen allen Traumgesichten,
Lebensglück und Lebenspflichten!
Wer in schöne Heiterkeit
Wieder auf die Blume richten,
Die ja nimmer so gedeiht!

Da tritt sie ein, des Lebens schönste Hore,
Noch halb verhüllt in ihres Schleyers Flore,
Ins Leben selbst, wie aus des Morgens Thore!
Er blickt sie an! o! schweigt ihr Nachtigallen!
Sie sieht's, sie läßt den zarten Schleyer fallen,
Zum ersten Mahl der Liebe Laut ihm schallen.
Er wankt ihr zu — er sinkt ihr fromm entgegen,

Hat Lieder nur, die noch sein Herz bewegen,
Und m u ß die Hand in ihre Hand wohl legen.

Und es bricht ein neuer Strahl
Tief aus ihres Lebens Tiefen,
Es erwachen, die noch schliefen,
Alle Geister allzumal!
Daß sie, wie sie nie erschienen,
Lächelnd nun dem Menschen dienen!
Und ein Schauer — wie er schon
Ausging über die junge Erde
Als der Geist sein heil'ges Werde
Sprach in seiner Allmacht Ton —
Und ein Schauer der Schöpfung rinnt
Wieder in des Menschen Seele,
Schöpfung, die noch immer sinnt,
Immer neue Fäden spinnt,
In der Urkraft dunkler Höhle!

Und da springen goldne Funken
Aus der Schöpfung herrlich auf,
Junge Sterne, freudetrunken,
Heben an den neuen Lauf;
Und kein Leben geht verloren,
Schließt es hier das Augenlied,
Wird es wieder dort geboren,
Wo es auch zum Himmel sieht!

So ist der Bund, der Eine, denn geschlossen!
Des Lebens Fülle, an der Liebe Hand,
Gebändigt nun zum freundlichen Genossen,
Geheiligt nun der Kräfte wilder Brand;
Aus Blumenranken, die sich rings erheben —
Das sind die Stunden in der Liebe Schoos! —
Da blüht empor ein neues schönes Leben,
Wie oft aus Blumen heitre Engel schweben,
Und windet sanft sich aus den Blumen los.

Und wie die Liebe mit dem Gottesauge,
Als sie zuerst die junge Welt geschaut,
Auch selig war, und mit dem Segenshauche
Der stillen Inbrunst, mit der Freude Laut,
Den neuen Stern an ihre Brust genommen,
Daß bald sich auf auch ihm das Auge that,
Und wieder bald, als auch sein Lenz gekommen,
Und siegreich alle Kraft nun angeglommen,
Er mächtiglich selbst an die Reise trat;

So steht der Vater bey des Kindes Träumen,
Auch seiner Schöpfung selig, ernst und still,
Bis morgenröthlich sich die Flügel säumen,
Und Psyche nun nicht länger träumen will;
So ordnet auch der Vater allerwegen
Mit Liebessorge zärtlich an sein Haus,
Und breitet drinn, wie treue Hände pflegen,
Gleich einem Teppich, seiner Arbeit Segen
Zum weichen Lager seiner Lieben aus!

Und das ist das dritte Zeichen,
Und das ist das dritte Pfand,
Das Ihr mit der Liebe Hand
Wollt zu uns herüberreichen!
Daß Ihr an die Fackel zündet,
Daß Ihr in der dunkeln Welt
Uns den schönen Kreis erhellt,
Wo das Herz sich selbst erst findet;
Liebe, die, wie Wolken schweifen,
Ohne Heimath treibt und zieht,
Ist ein bald verklungnes Lied!
Aber, wie ein goldner Reifen,
Der das Schöne fest auch bindet,
Das sich sonst verstreut nur findet,
Ist der schöne Menschenlaut,
Der für die geliebte Braut
Eine Hütte zärtlich baut,
Sie mit Blumen dann umwindet;
Drinnen dann das Feuer zündet,
Auf dem Herde still und rein,
Daß sie selber seine Hände,
Wie in heil'ge Tempelwände,
Führen in die Hütte ein,
Wo, von außen abgeschnitten,
Segen ist und Gottesfrieden.

Wenn ihm sonst, vom frühen Morgen
Schweifend mit der Erdensorgen
Wüstem Zuge auf und ab,

Keiner Rath und Kunde gab:
Was da wolle wohl sein Wollen,
Was da solle wohl sein Sollen,
Daß, gleich aufgelösten Rossen
Hin nach aller Himmel Raum
Ohne Richtung, Ziel und Zaum,
Alle seine Kräfte schossen,
Daß er selber wußte kaum,
Wem zu Liebe, Nutz und Frommen
Würde wohl sein Leben kommen
In dem unermeßnen Raum;
Weil die Blumen und die Blüthen,
Wie sie noch so herrlich glühten,
Weit die Düfte streuten aus,
Zarte Seelen, rein geboren,
Aber in der Welt verloren,
Weil sie keine Hand zum Straus
Sammeln wollte still zu Haus,
Und im Hause treu behüthen. —
O so hängen jetzt die Kränze
Aus des Lebens vollem Lenze
An der Pforte, frisch und schön,
Laden, die vorübergehn,
Freundlich in die offne Hütte
An den Herd der stillen Sitte,
Wollen immer düftig wehn,
Ob auch Andre ferne stehn!
Das Geheimniß ist gefunden,
Nur aus vieler Blumen Glanz,

Die das Herz in Eins gewunden,
Nur aus vielen Lebensstunden,
Die die Liebe hat gebunden,
Geht hervor der volle Kranz!

Denn eine Welt der Huld und Liebe
Wird seine Hütte selbst ihm nun;
Wenn alles Andre draußen bliebe,
Das Herz hat drinnen voll zu thun.
Du hast nicht Sonnenschein und Regen,
Und nicht den Thau in deiner Hand,
Die Aernten alle groß zu pflegen
Dort in dem weiten Gottesland;
Doch was in deinem stillen Reiche
Du selbst in Liebe sä'test aus,
Daß es der Welt da draußen gleiche,
Dem Gottesreich des Menschen Haus:
Das kannst du immer wohl behüthen,
Das muß in deiner Huth gedeihn;
Du bist der Frühling deiner Blüthen,
Und deiner Blumen Sonnenschein!

Sie hat es nun in deine Hand
Gelegt, des Lebens sichres Pfand,
Die holde Frau! und seinen Sinn
Gedeutet, weit durch's Leben hin!
Nun fühlt sie auch, die feste Hand,
Warum sie stark den Bogen spannt,
Nun ist das dunkle Menschenherz

Erst Eins auch mit dem Arm von Erz! —
Die Ordnung mit dem Heil'genschein
Will nun in's offne Haus hinein,
Der Ernst in aller Arbeit groß,
Der Fleiß mit seinem goldnen Loos,
Der Zweck mit seinem rechten Maß,
Und seinem hellen Stundenglas:
Die Gäste ziehn mit heitrem Sinn
Und sind bald Alle heimisch drinn,
Und Lieb' und Lust und Heiterkeit,
Die halten immer das Mahl bereit
Und sehn bis zu des Abends Ruh
Der muntern Spindel lächelnd zu,
Und bald mit bunten goldnen Schwingen
Da zieht's wie Engel noch heran:
Das ist der Arbeit süßes Vollbringen!
Das ist das heitre frohe Gelingen!
Das ist das Werk! wenn's abgethan
Von seines Meisters Sorg' und Noth,
In seinem eignen Morgenroth
Nun auszieht auf des Lebens Bahn
Und sich noch Eins zum Meister wendet,
Und für die Mühe, reich gespendet,
Ihm dankt mit frommer Augen Gluth,
Und dann mit stillem Gottesmuth
Nach allen Himmeln Pfeile sendet!

Der Fleiß, mit seinem muntern Stabe,
Er zieht am Morgen frisch hinaus,

Und nimmer ohne Füll' und Habe
Kehrt er des Abends in sein Haus.
Er stößt den Stab in dunkle Tiefen,
Und Reben ranken sich hinan,
Und Bäume blühn und Quellen triefen,
Die Erde wird ihm unterthan!
Er schlägt an dürre Felsenwände,
Nichts hemmt den ungeheuern Lauf!
Da reichen dunkle Geisterhände
Erzürnt den alten Schatz herauf.
Was selbst der Weltgeist weit geschieden,
Und nach den Himmeln hat getrennt,
Daß überall die Welt hienieden
Auch sey der Schönheit Element',
Das sammlet nun aus tausend Klängen
Der Mensch, aus tausend Formen ein,
Und Farben, die sich oben drängen,
Die werden ihm zum Himmelsschein;
Die Kunst zieht aus den weiten Räumen
Stets enger seines Kreises Lust,
Und bricht, verklärt zu Götterträumen,
Gewaltsam aus des Menschen Brust;
Die Wissenschaft mit ihrem Flügel
Hebt auf sein Auge, Seel und Sinn,
Und wie ein kleiner Blumenhügel
Zieht unter ihm die Erde hin,
Mit ihrem Umfang, ihren Zeiten,
Ein kleiner Stern der Himmelswelt,
Der aber fröhlich, und bescheiden,

Sich auch zu seinen Brüdern stellt.
Doch soll die Kunst mit ihrem Oele
Sanft träufen in des Menschen Herz,
Die Wissenschaft die starke Seele
Festgürten in des Kampfes Schmerz,
Soll deiner Arme starkes Ringen
Die Krone herrlich auch empfahn,
Und siegreich Stoff und Form bezwingen,
Bis dir dein Werk ist unterthan;
Dann muß im Einklang auch dein Leben
Bis in des Herzens tiefen Schrein,
Mit allem, was dich hält umgeben,
Mit Göttern und mit Menschen seyn.
Ein Saitenspiel, das seine Töne
Dem Säuseln auch entgegen trägt,
Wenn, Wellen gleich, das Ewigschöne
Allmächtig an die Saiten schlägt;
Und besser kann das nicht geschehen,
Als wenn der Heimath stiller Herd
Der Seele Sturm zum Frühlingswehen
Den Kampf zum Frieden Gottes kehrt;
Als wenn der Liebe Zauberrose
Uns bannt in ihren heil'gen Ring,
Den, als das Beste seiner Loose,
Von oben her der Mensch empfing:
Denn Ordnung, Maß und Ziel im Leben
Und für die Arbeit auch ein Pfand,
Daß wir in Liebe sind und weben,
Das gibt uns nur der Frauen Hand!

Sie knüpfen unsern frühen Morgen
An unsern Stamm, an unser Reis,
Und läutern so die Erdesorgen
Zuerst zum warmen Liebesfleiß.

Noch ist der Kreis des Lebens nicht vollendet,
Den Euer Daseyn heilig ernst umschließt;
Ob Vieles auch sich schon uns zugewendet,
Das immer auf in neuen Knospen schießt;
Das Loos und Heil der kommenden Geschlechte
Das Euch vertraut an Eurer Brust schon liegt,
Die Liebe dann, der Mond der Erdennächte,
Der Heimath Herd, um den das Wahre, Rechte,
Gemessen sich mit tausend Armen schmiegt.

Wenn aber Zwey so herrlich Eins vollbringen,
Aus Einem Mund so heilig schön im Chor
Des Lebens Psalter lieblich stets erklingen,
Und kindlich treten an des Himmels Thor;
Wenn Zwey sich nun zur Liebe sich erkohren,
Von Allem rings bey'm großen Liebesmahl,
Das eigne Herz im Andern ging verloren,
Ein Seyn im Andern wieder ist geboren,
Ein Blüthenzweig, Ein warmer Gottesstrahl;

Und dann des Todes bleiche Nachtgesichte
Auch bey den Gatten ernst vorübergehn,
In ihrer Nacht, bey'm einsam trüben Lichte,
Mit Händefalten nah dem Lager stehn;

Dann leise winken und den Nahmen nennen,
Dem ja kein andrer Erdennahme gleicht;
Und wieder winken, um ihn abzutrennen,
Und wir die dunkle Stunde nun erkennen,
In welcher auch der Liebe Mund verbleicht:

O! da ringt aus wilden Schmerzen
Bey dem Schein der Grabeskerzen
Sich ein neuer Engel los.
Hebt auch er mit Händefalten
Die verbleichenden Gestalten,
Hebt sie sanft in seinen Schoos!
Weinet nicht! sie sind geborgen!
Spricht er: für den andern Morgen!
Schweiget dann und winket leis'
Nach der Sterne blauen Kreis! —
Ein Panier vom Gotteslamme
Leuchtet wie einst Mosis Flamme
Herrlich durch die dunkle Nacht.
Und das Lamm ist Mensch gewesen,
Hat in unsrer Brust gelesen,
Hat mit Liebe, Huld und Macht
Alles, Alles wohl bedacht;
Hoffnung steht mit goldnen Schriften,
Glaube drin, ein Palmenkranz
Flattert in den Balsamlüften
Aus der Fahne Siegesglanz.
In der Noth der tiefen Wunden
Hat das Lamm es auch empfunden,

Als es nach der Mutter nah
Trostreich noch vom Kreuze sah!
Was der Liebe Gottesstunden
Fest auf Erden, fest gebunden
Mit des Bundes heil'gem Wort,
Lebt durch alle Himmel fort,
Und die hier sich müssen trennen,
Werden dort sich wieder kennen.

Denn alle Liebe, die vom Himmel stammt,
Thut an sich erst das dunkle Erdenkleid,
Bis ihr, umwallt von Sieg und Herrlichkeit,
Der Gottheit Siegel an der Stirne flammt;
Das ewig ist, wie der, aus dessen Hand
Der ew'ge Thau herab in's Leben träuft,
Der uns erquickt im wilden Lebensbrand,
Und Palmen kühl um uns're Stirne häuft!
Die Lieb' — ein Theil deß, der da ist und war,
Ist Ewigkeit! — uns hier schon offenbar!

Fr. Kuhn.

Bilder aus der Natur.

I.

Wär' ich im Busen reich an Silbertönen,
Dir sollten sie, mein Tannenbaum, erklingen!
Denn Keiner weiß von allen Waldessöhnen
So ritterlich den Nordwind zu bezwingen;
Sie müssen ihm mit Laub die Stirne krönen,
Du aber spottest seiner frechen Schwingen,
Und prangst, ein weithin leuchtend Bild der Tugend,
Mit ew'gem Grün geschmückt, in ew'ger Jugend!

O könntest du die schwere Kunst mich lehren,
Wenn gift'gen Hauchs die Erdnachtstürme blasen,
Vom jungen Haupt sie muthig abzuwehren;
Je mehr der Frost den Herzstrom will verglasen,
Je tüchtiger die innre Gluth zu nähren,
Weil nur die Kraft die Kraft kann überrasen;
Die schwerste Kunst, die je ein Mensch betrieben,
Der fühlt' und stritt: zu leiden und zu lieben!

II.

Heiter lächelnd tritt der Knabe
Früh aus seinem luft'gen Zelt;
Alles, ruft er, was ich habe,
Will ich mit dir theilen, Welt!
Und er schüttet Well' auf Welle
Durch der kleinsten Spalte Raum,
Und es rinnt die goldne Quelle,
Herab wälzend ihren Schaum.

Sieh, an seine Fersen hängt sich
Eine Jungfrau, wunderzart;
Ihrem Kuß entgegen drängt sich
Lustig Leben aller Art,
Und sie streckt die schönen Arme
Zwischen Erd' und Himmel aus,
Daß an ihrer Brust erwarme,
Was sich regt im weiten Haus.

Seltsam Mährchen, das verkündet
Von dem reitzgeschmückten Paar,
Wie entzündend und entzündet
Eins des Andern Ursprung war;
Denn es geht die alte Sage:
Daß er hat gezeugt das Weib,
Ob er gleich an selbem Tage
Strahlend sprang aus ihrem Leib.

Und so leuchte, Lichtverbreiter,
Geist, der immer weiter strebt!
Und so wärme, Wärmeleiter,
Herz, das nur in Liebe lebt!
Geist, laß dich durch's Herz entflammen!
Herz, zieh du den Geist zu Rath!
Nur, wenn sie von Beyden stammen,
Wirkt das Wort und wirkt die That!

III.

Dichter.

Willst, Nachtviole, nicht die Aeuglein schließen?
Schon hält die Schwestern dein der Schlaf gefangen
Trägst du nicht auch nach Ruh' ein süß Verlangen?
Mußt noch so spät dein tiefstes Seyn ergießen?

Blume.

Wenn Sonnenstrahlen wild herniederschießen,
Faßt mich ein Brust zusammenschnürend Bangen;
Doch kommen Abendschatten still gegangen,
Beginn' ich erst recht freudiglich zu sprießen.
Warum mir bange vor des Tages Flammen?
Am Wesen selbst ungern den Schein vermissend,
Will er, selbst Schein, was prunkt und gleißt, nur loben.
Ich bin ein einfach Kind; von Prunk nichts wissend,
Duft' ich, weil Duft mit meinem Ich verwoben.

Dichter.

Wohlauf, lieb Herz! da passen wir zusammen!

IV.

Liebe Wellen! Liebe Wellen!
Was ist euer Aug' so trübe!
»Kommt der Lenz, die Brust voll Liebe,
Wird es liebend sich erhellen!«

Nachtigallen! Nachtigallen!
Ach, wo sind die süßen Lieder?
„Kommt der lust'ge Frühling wieder,
Werden sie auf's neu' erschallen!«

Und du wolltest, Mensch, verzagen,
Weil vielleicht das Glück dir flohe?
Well' und Vogel künden's frohe:
Winter bringt den Lenz getragen!

V.

Zu Nacht, wie einen heiß sich Fluth und Gluth,
Und doch wird nie ein Ton der Liebe laut;
Am Tag, wie fern vom Bräutigam die Braut,
Und doch spricht Fluth von Strahl und Strahl von Fluth.

Bin ich bey ihr, so bin ich nicht bey ihr,
Sie ist mir nah und doch ist sie mir fern,
Ich sag' ihr nichts und sagt' ihr's doch so gern!
Bin ich bey ihr, so bin ich nicht bey ihr.

Ich bin bey ihr, bin ich auch nicht bey ihr;
Sie ist mir fern, und doch ist sie mir nah,
Ich sag' ihr viel, und doch ist sie nicht da!
Ich bin bey ihr, bin ich auch nicht bey ihr.

Ludwig Zeitteles.

Die vier Elemente.

Richard an Fanny.

Du sprichst zu mir, o Göttin meiner Lieder!
Du fragst mich lächelnd: welches Element
Mein Urtheil als das Erste anerkennt?
O weh mir! planlos flattern auf und nieder
Im Lichtglanz deiner Anmuth die Gedanken!
So lang' ich dich erblicke, muß ich schwanken!

Die Luft? Da mußt du wohl den Himmel meinen,
Der wolkenlos aus deinen Augen lacht?
Ihm hatt' ich schnell die Krone zugedacht,
Da redest du, und plötzlich will mir's scheinen,
Indeß die Worte mir im Innern glühen,
Als sey der Luft das Feuer vorzuziehen!

O deiner Locken weiche zarte W e l l e n!
  Wie hell ihr Gold die reine Stirn' umkränzt!
  Ob nicht d a s Element am schönsten glänzt,
Das sanft, wie sie, und leuchtend weiß zu schwellen?
  Und doch — ich fühl's, daß ich mir klar nicht werde. —
  Fast scheint es auch gebührt der Preis der E r d e!

Sie läßt mir ja die Blumen nicht verschwinden,
  Mit denen sich dein holdes Antlitz schmückt,
  Und hab' im Himmel ich dein Aug' erblickt,
Kann ich's ja auch im Veilchen wieder finden! —
  Du siehst, daß ich in Zweifel mich versenke,
  So lang' ich dich und deine Schönheit denke!

Wohlan, schon steh' ich von dir abgewendet.
  Nun, Herz! sprich: ob die E r d e dir gefällt?
  O nein, ich bin auf ihr so fern gestellt,
Von ihr, die einzig Glück und Lust mir spendet.
  Sie ist ein Stern, in Aetherräumen schwebend,
  Ich nur ein Vöglein, schüchtern sich erhebend.

Das F e u e r auch; ich bin ihm gram geworden!
  Du nennst die Liebe so, die mich bedrängt,
  Doch Feuer tödtet ja, was es umfängt,
Und ich? — D u konntest meine Ruh wohl morden, —
  Ich möchte lieber tausend Qualen dulden,
  Als E i n e n Seufzer nur von dir verschulden!

Auch lieb' ich nicht des Wassers glatte Bahnen,
Es ist so falsch, als ich bin treu gesinnt,
Und wie es flüchtig glänzt, und schnell verrinnt,
Muß es an deine flücht'ge Gunst mich mahnen,
Die minder, als die Welle, noch verweilet,
Und wenn das Herz sie fassen will, enteilet.

Wie aber? könnt' ich dich nicht preisend lohnen,
Du Luft, gleich mir, von manchem Sturm bewegt,
Doch die den schönen Himmel in sich trägt,
In dem die Sänger friedlich dürfen wohnen?
Gewiß, bedenk' ich, was die Andern gaben,
Muß ich den Himmel wohl am liebsten haben!

Auch darf ich ja ihn deine Heimath nennen,
Er ist's, der all mein Hoffen in sich schließt;
Wenn dort dich einst der Engel Schar begrüßt,
Dann weiß ich doch gewiß, wirst du erkennen,
Wer dich am meisten hat geliebt hienieden! —
So sprich: bist du mit meiner Wahl zufrieden?

Klotilde.

Der Geist des Gewässers.

Werde! sprach der höchste Meister,
Und aus schwüler Kerkernacht
Stiegen rothe Feuergeister,
Die zerschlugen meine Macht.

Angefesselt in den Lüften,
Leid' ich des Verbannten Qual,
Und es strömen aus den Klüften
Meine Thränen ohne Zahl.

Zwey verderblich kühne Flüsse
In des Berges tiefstem Schlund,
Unterwühlen meine Füsse,
Rings der alten Felsen Grund.

Nebelrauch sind meine Glieder,
Und es schäumet das Krystall
Meines greisen Bartes nieder,
Als ein stolzer Wasserfall;

Schlinget um entfernte Länder
Seiner Locken helle Schar,
Wald und Wiese, grüne Bänder,
Knüpfen ihm das reiche Haar.

Meer und Strom roll' ich in Ballen,
Zu ersäufen die Natur;
Aber die Verräther fallen
Leicht als Regen auf die Flur.

So verrauschen Wuth und Klage
In den Winden ungehört,
Bis der Herr am letzten Tage
Rächend seine Welt zerstört:

Bis die Fluth in wilden Bächen
Ueber die Vernichtung rinnt,
Meine Sclavenketten brechen,
Und mein altes Reich beginnt.

Baron Schlechta.

Adlersinn.

Sieh! still und ernst auf seinem hohen Sitze,
Ruht dort der Adler auf des Felsens Spitze,
Und schauet unverwandt zur Sonne hin;
Sein Auge glänzt in ihrem Feuerstrahle,
Und blicket nicht herab zum niedren Thale,
Wo tausend Blumen lieblich duftend blühn.

Doch wie er immer schaue voll Verlangen,
Zum schönen Ziele kann er nicht gelangen,
Sie glühet stets ihn aus der Ferne an;
Und dennoch will sein Blick von ihr nicht lassen,
Denn er allein kann ihre Pracht erfassen,
Sein Flug berührt am nächsten ihre Bahn.

Die Schlange zischt, es kriecht der Wurm im Staube,
Die Vögel flattern in der dunklen Laube,
Der Biene Fleiß ist Lust ihr, und Gewinn:
Den Adler locken nicht der Erde Freuden,
Es kann an Niedrem sich sein Herz nicht weiden,
Er schwebt empor mit königlichem Sinn.

Sein Flügelschlag zerknickt die Alpenrose,
Entsprossen kaum dem harten Felsenschoose,
Streift von dem Reis die zarten Blüthen ab,
Er schwinget kühn sich bey des Sturmes Wehen
Mit freud'gem Stolze zu des Himmels Höhen,
Fährt drohend gleich der Blitz auf ihn herab.

So wenn sich starke Seelen hingegeben,
Steh' eine Welt entgegen ihrem Streben,
Sie halten fest, was frey das Herz erwählt.
Und wird die Treu' hienieden nicht belohnet,
So krönt sie dort, wo die Vergeltung thronet,
Die Myrthe, die nicht grünt auf dieser Welt.

Caroline Freyin v. Vogelsang.

Der Luftschiffer.

Die Sag' erzählet von einem Mann,
Der dacht' allimmer himmelan,
Und meinte nur droben im blauen Raum,
Gelagert auf flimmerndem Sonnenflaum,
Von Wolkenrosen das Haupt umspielt,
Von Adlerfittigen kräftig gekühlt,
Hoch oben dort unter den Lüften allein,
Könn' einer frey und fröhlich seyn.

Drum wob er sich Schwingen mit Dädals Kunst,
Hochauf zu fliegen aus irdischem Dunst,
Auf daß er, eh seine Zeit vorbey,
Doch einmahl frey und fröhlich sey.
Und mehr, als Kunst und als Schwingen gar,
Schuf ihn sein gewaltiges Sehnen zum Aar!
Er hob sich, — er stieg mit beflügelter Sohl'!
Empor ohn' alles Lebewohl, —
Und ruderte durch mit starker Brust,
Sog Aetherfreyheit, Aetherlust!

Und wie er nun hoch in den Lüften stand,
Da sah er hinauf, und hinunter auf's Land,
Hinauf und hinunter mit einem Zug,
Und wiegte sich, hemmend den schwindelnden Flug.
Ha! rings in der Höhe, so blau so weit, —
Und rings in der Tiefe, lang und breit,
Ein Spiegel, ein Leben, ein buntes Gewirr!
Sein Auge wird bey dem Anblick' irr.
Hoch oben einsam, — öd', und leer:
Ein weites, todtes blaues Meer;
Der Kuß der Lüfte, der einzige Kuß,
Der Gruß der Adler, der einzige Gruß.
Tief unten ein fernes unkenntliches Drehn,
Der Geist der Freude scheint drüber zu wehn;
Und Grüßen und Küssen im endlosen Raum:
Fluß küsset den Fluß, und Baum den Baum,
Und Thäler die Felsen, und Felsen die Luft,
Und Lüfte die Blumen, und Blumen den Duft;
Und Vögel, zur Sonne zu schwingen sich, stark,
Umkreisen die Raine der Erdenmark:
Und Städte von ewigen Thürmen bekrönt,
Und Thürme mit funkelnden Kreuzen verschönt,
Und fernes Geläut, und ferner Chor
Umwallt in verschwimmenden Tönen sein Ohr.

Da faßt es mit tausend Ketten sein Herz,
Und ziehet und dränget es erdenwärts:
Hoch oben nun däucht es ihm öd' und leer,
Und unten ein ewiges Freudenmeer.

Er senket die Flügel, er schwingt sich herab,
Herab aus dem blauen unendlichen Grab,
Herab, wie ein Engel zur Erde sich schwingt,
Und Glück dem genießenden Menschen bringt,
Und selbst sich verklärt in der Glücklichen Glück.

Die Bäume des Thales begrüßet sein Blick; —
Und wie er nun wieder zur Erde kam,
Stand, — schaut' er, und freut' er sich wundersam,
Und warf sich zu Boden mit schweigender Lust,
Und drückte das grüne Getrieb an die Brust,
Und schöpfte vom Bergquell, und pflückte vom Baum,
Und wandelt' und schritt durch den grünenden Raum,
Und schien es zu fassen: »Auf Erden allein
Könn' einer auch frey und fröhlich seyn!« —

Johann Gabr. Seidl.

An meines Töchterchens erstem Geburtstage. 1818.

Süßes Pflänzlein, lieb und zart,
Zweyen recht zur Lust gegeben,
Wer doch hat so treu bewahrt
Uns dein kleines, schwaches Leben,

Daß kein böser Sturm dich fand,
Daß kein rauher Fuß dich knickte,
Daß dich keine kalte Hand
Vor der Zeit vom Boden pflückte?

Der den Zweyen wies die Bahn
Zu dem rechten Zaubergarten,
Hat auch dieß an dir gethan,
Wollte treulich deiner warten;

Sandte seine Englein aus,
Daß sie an ihr Herz dich legten,
Und dein schwankes Kinderhaus,
Treue Wächter, rings umhegten;

Hat die Gärtner dir bestellt,
Daß sie liebend bey dir weilen,
Und, dir freundlich zugesellt,
Lust und Schmerz und Arbeit theilen;

Hat mit seiner Vaterhand
Dich gestützt in Sturmeswehen,
Einen Himmel ausgespannt,
Dran kein Wölkchen war zu sehen.

Und der Himmel, blau und licht,
Sandt' dir Strahlen, einzusaugen;
Warmer Regen fehlte nicht,
Wonnerguß aus frommen Augen.

Und so bist du froh gediehn,
Herzenslust und Augenweide,
Duftig, wie die Röslein blühn,
Deiner Gärtner schönste Freude! —

O so blühe fort und fort,
Sonder Schuld und sonder Wehen!
Schuldlos hier, ein Engel dort —
Kann dir Schöneres geschehen?

Karl Förster.

Tharants Ruinen.

(Im August 1806.)

Nur wer die Trennung kennt, versteht das Sehnen;
An der Geliebten ewig fest zu hangen
Und Lebensmuth aus ihrem Aug' zu trinken!
Er kennt das schmerzlich selige Verlangen,
Dahin zu schmelzen in ein Meer von Thränen,
Und aufgelös't in Liebe zu versinken! —
Wie mir die Bilder winken,
Die alten! — Ach, sie nahen um zu fliehen!
Was hilft das Thal mit seinen grünen Gluthen,
Die Strahlen, welche golden niederfluthen;
Ich seh' nur Geister mich zum Abgrund ziehen!
Wozu soll ich die goldnen Blüthen pflücken,
Darf ich doch nie mehr das Geliebte schmücken!

F. L. Z. Werner.

Ein schottisches Reiseabentheuer.

Der Sturm, der schon seit einiger Zeit gedroht hatte, brach nun völlig aus, als wir den Berg herabstiegen. Dicke Wolken lagerten sich um den Gipfel des Helvellyn, und feurige Blitze schossen unaufhörlich aus ihrem dunkeln Schooße. Der Donner rollte laut, und die Bergwässer, durch den Regen zu Strömen anschwellend, tobten vorüber, schwere Felsstücke mit sich fortwälzend. Nie noch zuvor war uns die Natur so erhaben erschienen. Wir fühlten uns gleich Wesen, deren Geburtsland der Sturm, und würden länger uns diesem Entzücken hingegeben haben, wenn unsre Seelen bereits den Banden des Körpers entnommen gewesen wären, und sich hätten einmischen können in den Wettkampf der Elemente.

Solche Ueberspannungen können aber ihrer Natur nach nicht von langer Dauer seyn, und so wichen sie auch hier bald anderen Bedürfnissen. Unsere Morgenreise hatte uns ermüdet, das Wirthshaus, in welchem wir Nachtlager zu machen gedachten, war mehrere Meilen noch entfernt, es schien, als ob der Sturm sobald noch nicht aufhören wolle, und unsre

Lage machte es nöthig, uns nach einem nähern Schutzorte umzusehn. Glücklicher Weise erblickten wir am Fuße des Berges ein Haus, das seinem Umfange wie seinem Ansehn nach, von wohlhabenden Leuten bewohnt zu seyn schien. Dahin flüchteten wir, und wurden auf der Flur von einem bejahrten Manne empfangen, der uns freundlich in's Zimmer treten hieß. Als wir uns darin unsrer von Nässe triefenden Kleidungsstücke entledigt, und einige andere, die unser Wirth aus eigenem Vorrathe uns gütig darlieh, angezogen hatten, führte er uns in ein anderes Gemach, wo man in der Eile etwas zur Stillung unsers Hungers aufgetragen hatte. Eine junge Dame befand sich hier, welche unser Wirth uns als seine Tochter Miß Forrester vorstellte.

Nie werde ich das Aeußre dieses Mädchens vergessen! Ich habe zierlichere Gestalten und weit schönere Züge gesehn; aber jede Tugend der Milde und Anmuth wohnte in den Grübchen ihrer Wangen, und stahl sich durch die dunkeln Augenwimper, welche ihre blauen Augen beschatteten. Sie erweckte nicht Bewunderung, aber ein sanfteres, dauernderes Gefühl. Man hätte können Jahrelang in ihrer Gesellschaft leben, und doch kein ausschließendes Gefühl der Liebe für sie haben; aber der erste Blick auf sie, gab die Ueberzeugung, daß sie der heißesten Freundschaft werth sey, und daß ein Herz, das ihren Tugenden vertraute, nicht getäuscht werden könne. Solch ein Wesen, so hätte man glauben sollen, mußte glücklich seyn; aber Leiden scheinen nun einmal nothwendig, um uns für höhere Segnungen vorzubereiten, und so war denn auch sie die Beute des Kummers. Schon bey Tisch entdeckte ich, ohnerachtet der natürlichen Artigkeit, mit welcher sie sich benahm, den=

noch ein gewisses zerstreutes Wesen an ihr, welches mir verrieth, daß nicht voller Friede in ihrer Seele heimisch sey. Als sie uns nachher verlassen, und die fröhliche Wärme der Punsch-Bowle Gastfreundlichkeit in Vertrauen umgeschmolzen hatte, sprach ich mit dem trefflichen Alten von den sichtbaren Vorzügen seiner Tochter. Der muß ein ungeschickter Virtuos seyn, wer bey'm Berühren einer solchen Saite in dem Herzen eines Vaters ihr keinen Ton abgewinnen kann. Auch meinte ich es ernstlich und wahr, und so ging unser Wirth gern in mein Gefühl ein.

Auch F., der mein einziger Begleiter bey diesem Ausfluge war, besitzt vor allen Menschen, welche ich kenne, die Gabe, Zurückhaltung aus den Gesellschaften, worin er sich befindet, zu verscheuchen. Der Ton seiner Stimme ist so herzlich, sein Auge blickt so offen, in seinem Benehmen liegt so ganz und gar nichts, was den Stolz beleidigen, oder die Schüchternheit abschrecken könnte, daß er der Begünstigte jedes Alters und beyder Geschlechter ist, während der Fremde, der ihn zum ersten Mahle sieht, eine frühere Bekanntschaft in ihm zu finden glaubt. Kaum würde das Mädchen selbst es ihm verweigert haben, ihr Herz vor ihm zu öffnen; um so leichter bewilligte also unser würdiger Gastfreund die ehrfurchtsvollen Bitten, uns nicht länger fremd in den innersten Beziehungen seines Hauses seyn zu lassen.

»Das Alter,« fing unser braver Wirth an, wird immer für geschwätzig gehalten; Sie würden mir gewiß auch verzeihen, wenn ich es wäre, indem ich die tausend Vorzüge meiner lieben Tochter Ellen Ihnen schilderte. Mein ganzes Lebensglück beruht nur auf ihr. Sie ist die einzige mir Uebrig-

gebliebene von allen meinen Kindern, die Stellvertreterin ihrer heißgeliebten, langbeweinten Mutter. So ist sie mir Tochter und Gefährtin zugleich, und ergötze ich mich an dem Anblick ihrer milden Schönheit, womit sie der Himmel gesegnet hat, so erfreue ich mich dann wieder noch weit mehr an ihren häuslichen Tugenden.«

»In frühern Jahren, als Ellen noch Kind war, lebte ich auf einer Pachtung in einer von hier weit entfernten Gegend. Ein Mr. Adamson war mein nächster Nachbar, und treuer Freund. So wie ich, war auch er Witwer, und gleich mir der Vater eines einzigen Kindes, eines Knaben, der einige Jahre mehr als Ellen zählte. So wuchsen die Kinder mit einander als Spielkameraden und stete Gefährten auf. Oft unterdrückten Adamson und ich den Seufzer der Rückerinnerung an entflohenes Glück, bey dem Gedanken der Wonne, die wir fühlen würden, wenn dieser Verein unserer Kinder ihr ganzes Leben hindurch sie aneinander fesseln könnte.«

»Karl Adamson war ein kräftiger unternehmender Bursche, und nie sprühten seine dunklen Augen von so lebhaftem Feuer, als wenn er an Winterabenden den Schreckenserzählungen des alten Dieners zuhörte, und sich Ellen, von Schauder übermannt, enger an seine Seite drängte, um gleichsam Schutz bey ihm zu suchen. In solchen Augenblicken wich seine Furcht einem mächtigern Eindrucke, und die zusammengezogenen Augenbraunen, wie die geballte Faust, zeigten an, wie bereit er sey, seine Gespielin gegen alle sichtbaren und unsichtbaren Feinde zu vertheidigen. Um ihr Vergnügen zu verschaffen, entfaltete er einen für einen Knaben merkwürdigen Muth und reiche Erfindungsgabe. Er flocht Binsenkronen, um damit die Schläfe

seiner kleinen Königin zu schmücken; kleine Mühlen klapperten an der Seite des Flusses Eden, der durch unsere Pachtung sich ergoß, und auf ihm selbst schwammen nette Schiffchen; ja, die steilsten Klippen bothen dem gelben Veilchen keinen Schutz, daß er es nicht gepflückt, und in einen Blumenstrauß für Ellen gewunden hätte.«

»Es gewährt ein unbeschreiblich süßes Gefühl, Zeuge zu seyn von den Ergüssen kindlicher Zuneigung. Das Ansteckende des bösen Beyspiels hat da die Reinheit der Empfindung noch nicht befleckt; jeder einfache innere Trieb wird durch eine ihm angemessene Handlung ausgedrückt, und altkluge Weisheit bestimmt die Ausdrücke nicht, wodurch Dankbarkeit sich zu erkennen gibt. Wie schrecklich hätte aber bald ein Zufall diese reizende Scene umgewandelt!«

»Auf eine stürmische Frühlingsnacht war ein schöner Morgen gefolgt, unser zeitig genossenes Frühstück vorüber, und ich ging aufs Feld. Ellen, damahls zehn Jahre alt, hüpfte an meiner Seite. Karl begegnete und begleitete uns dann. Unser Weg ging nahe am Flusse fort, der, durch den Regen der vorigen Nacht angeschwellt, mit ungewöhnlicher Heftigkeit daher rauschte. Ich blieb bey einer Verzäunung stehen, um nach einer Schafheerde zu sehen, während die Kinder sich damit vergnügten, wilde Rosen und Mayblumen zu pflücken. Plötzlich drang das herzbrechendste Geschrey an mein Ohr. Ich eilte zurück, und wer beschreibt meinen Schrecken, als ich Ellen im Flusse erblickte, von den tobenden Wellen fortgerissen. Sie zu retten schien unmöglich. Ich konnte nicht schwimmen, und hätte ich's auch gekonnt, so war der Strom doch so reißend, daß selbst die stärkste Menschenkraft nicht im Stande gewesen wäre,

ihn zu besiegen. Nicht weit von dem Orte, wo Ellen in den Fluß gefallen war, stürzte sich das Wasser mehr als dreyßig Fuß hoch über einen Felsen herab. Dahin riß sie der Strom mit Blitzes Schnelle. Wäre sie gerettet, und ich die Beute der wilden Wogen gewesen, meine Empfindungen wären Himmelswonne gewesen gegen das, was ich jetzt empfand, als ich so auf das heißgeliebte Kind hülflos hinstarrte. Mein Kopf brannte, mein Herz stand still. Ich bemerkte nicht eher, daß mich Karl verlassen hatte, bis ich ihn schnell zu dem Abgrund hineilen sah. Er hatte sich erinnert, daß dort eine alte Eiche ihre Zweige weit über den Strom hinbreite. Dieser Baum, der an dem äußersten Rande des Ufers stand, war jetzt mit Wasser umflossen; aber die kleine Geschicklichkeit, welche Karl sich im Schwimmen erworben hatte, machte es ihm möglich ihn zu erreichen, und sich darauf zu schwingen, fest entschlossen seine Gespielin zu retten, oder selbst unterzugehen. Etwas, das der Hoffnung ähnlich war, belebte wieder mein Herz, als ich Karls Entschluß gewahrte. Ach! ich konnte ihn bloß mit meinem lautlosen Gebethe unterstützen. So stand ich, athemlos auf das hinstarrend, was jetzt ein todter, auf den Fluthen schwimmender Körper schien. Brachten auch die Wellen mein Kind dahin, wo der kühne Knabe sie erreichen konnte? Und geschah es, vermochte seine schwache Kraft dennoch sie zu retten? Der Zweig, auf dem er hing, war so dünn; er konnte brechen, und Beyde stürzten dann in den bodenlosen Abgrund, der da unten schauervoll heraufgähnte!«

»Gott des Himmels! Sie naht sich dem Sturze! Sie ist zu weit entfernt, als daß Karl sie erreichen könnte: Sie ist verloren, verloren für immer! — Nein! Er hat ihr Gewand

mit der einen Hand erfaßt, während die andere sich um die rettende Eiche klammert. Eine fast wunderbare Anstrengung seiner Kräfte hat Ellen bis zu ihm hingezogen, und Beyde lehnen nun, immer noch gefahrvoll, doch bey weitem sicherer als vorher, an dem Baume. Man bringt Seile herbey, sie werden Karln zugeworfen; er befestigt sie um Ellen's Leib. Meine Arbeiter eilen herzu, und erst sie, dann er, so wurden sie mit Beystand derselben glücklich an's Ufer gerettet. Worte könnten es nicht ausdrücken, mit welchen Gefühlen ich mein neugeschenktes Kind und ihren wackern Retter an mein Herz drückte; aber Ihre nassen Augen sagen mir, daß ich auch keiner bedarf. Von diesem Augenblicke an betrachtete ich Karl und Ellen Beyde als meine Kinder, und liebte Beyde nun heißer, als das Eine zuvor.«

„Nicht lange nachher starb mein Freund Adamson, und ließ mich als Vormund seines Sohnes zurück. Einige Jahre vergingen nun, in denen mir dieses Geschäft nur Vergnügen gewährte. Karl, der ganz einheimisch bey mir geworden war, wuchs zum vielversprechenden Jünglinge auf. Er sah in mir seinen zweyten Vater, und kam allen meinen Wünschen liebend zuvor. Seine Leidenschaft für Ellen ward glühend und fest; aber stets vom reinsten Sinne für Zartheit beherrscht. Sie kam ihm mit gleichen Gefühlen entgegen. Liebe konnte keine Familie mehr beglücken, als uns Drey.«

„Das Vermögen, das Karln anheim gefallen, war beträchtlich, und so beschloß ich denn, um seine Erziehung ganz zu vollenden, ihn auf ein oder zwey Jahre nach Edinburg zu senden.«

»Während der ersten zwölf Monathe, die er dort zubrachte,

führten wir Beyde einen regelmäßigen Briefwechsel, und ich war ungemein über die Fortschritte erfreut, die jeder seiner Briefe deutlich an den Tag legte. Nach und nach hörte jedoch diese Pünctlichkeit seiner Seits auf, und statt der innigen Herzensergießungen, von denen sonst seine Briefe überströmten, trugen die, welche er mir nun schrieb, das Gepräge der Zurückhaltung, und seine Nachfragen nach Ellen glichen mehr den Erkundigungen nach einer gewöhnlichen Bekannten, als nach einem Wesen, das durch die innigsten Gefühle schon so lange mit ihm verbunden gewesen war.«

„Zwar bekümmerte mich diese anscheinende Veränderung in den Empfindungen meines Mündels sehr; aber ich war zu stolz, um ihn deßhalb schriftlich zur Rede zu stellen. Allerdings hatte sein Vater, so wie ich, diese Verbindung zwischen unsern Kindern gewünscht, und die jugendlichen Neigungen derselben schienen ganz damit übereinzustimmen; ich überlegte mir aber nun, daß ihre Zuneigung doch eigentlich bloß die Folge vorwaltender Verhältnisse gewesen sey, daß Karl in Edinburg Mädchen kennen gelernt haben könne, deren höhere Bildung Ellen's Andenken, und ihre häuslichen stillen Vorzüge aus seiner Seele verscheucht hätten, und daß jede strenge Bemerkung, die ich über seine gegenwärtige Gleichgültigkeit machte, eicht in unzarten Streit mit seinen jetzigen Wünschen und Absichten treten könnte. Waren übrigens Karls Gefühle für Ellen so flüchtiger Art, daß eine Abwesenheit von wenigen Monathen ihn seiner frühsten und zärtlichsten Freundin entfremden konnte, so mußte selbst die Rücksicht auf das Glück meiner Tochter es mir angenehm machen, daß eine solche leichte Umwandlung des Characters sich schon jetzt, und nicht erst

dann gezeigt hatte, wenn ihre Schicksale bereits unauflöslich an einander gefesselt waren. Ich fuhr daher fort, ihm wie bisher zu schreiben, so daß er nicht die geringste Aenderung in meinem Betragen bemerken konnte.«

„So blieb es einige Zeit lang, als ich Nachrichten erhielt, welche Karls Character in sehr ungünstigem Lichte zeigten. Diese, verbunden damit, daß er Wechsel auf mich gezogen hatte, welche weit höhere Summen betrugen, als dieß seinem Vermögen angemessen war, beunruhigten mich ernstlich, und ich eilte also selbst nach Edinburg. Dort fand ich meine schlimmsten Besorgnisse nur zu sehr bestätigt. Karl war nicht nur auf dem Wege ein Verschwender zu werden, sondern darauf schon sehr weit vorgeschritten. Durch einige verworfene junge Leute, mit welchen ihn der Zufall bekannt gemacht hatte, war er zum Billard verleitet worden. Dort war sein Verlust nicht klein, weil seine Gegner Meister in diesem Spiele waren. Vom Billardzimmer war die Wanderung in die Weinstuben nur zu leicht, und diese wurde dann wieder mit Orten vertauscht, in denen man das Laster noch mit unedlern Gebräuchen anbethete. Von allen dem unterrichtete ich mich erst genau, ehe ich Karln selbst rufen ließ. Und als er nun kam, wie erschrack ich über die Veränderung, welche wenige Monathe in seinem Aeußeren hatten hervorbringen können. Statt des Jünglings, der sonst gewohnt war, vor mir zu stehen, mit einem Gesichte, auf dem jeder Gedanke seiner schuldlosen Seele sich wiederspiegelte, dessen Auge in milder Kraft strahlte, dessen Stimme der Ton der Fröhlichkeit war, sah ich einen Menschen vor mir, welchen das Laster furchtsam gemacht hatte; der Freude heuchelte, während ihn Gewissensbisse nagten, dessen tiefliegende Augen die Bac-

chanalien vieler Nächte verkündeten, und dessen hervorgestotterten Worte, statt sie zu verkleiden, seine Beschämung nur noch deutlicher kund gaben.«

»Einen Augenblick lang überwältigte ihn das Gefühl seiner besseren Zeit. Er drückte mir die Hand mit derselben Liebe, demselben Vertrauen, wie damahls, als er noch tugendhaft war. Aber schnell ließ er sie los, und Empfindungen mannigfacher Art, doch im traurigen Wechsel, verdunkelten sein Auge. Ich machte ihn, ruhig aber fest, mit den Befürchtungen und Sorgen bekannt, welche die erhaltenen Nachrichten über sein Betragen in mir erregt hätten. Ich beschwor ihn, wenn er seinen eigenen Frieden, das Andenken seines Vaters, und das Wohlwollen seiner Freunde achte, nicht fortzuschreiten auf diesem Wege. Ich sagte ihm, wie sehr mein eigenes Glück von seinem Benehmen abhänge, und verschwieg ihm nicht, daß Ellen im Stillen über die Verirrungen ihres Bruders weine. Dieß Letztere rührte ihn. Er bekannte die ganze Fülle seiner Ausschweifungen, und versprach Besserung. Jetzt hielt ich es nicht gerathen, ihn mitten unter den Versuchern zu lassen, die für seine wiedererwachende Tugend zu gefährlich hätten werden können, und nahm ihn mit mir auf's Land.«

»Einige Wochen lang hielt er sich nach seiner Rückkehr in den Schranken der strengsten Regelmäßigkeit. Doch, ach! diese Besserung war nur von kurzer Dauer. Seine landwirthschaftlichen Arbeiten wurden vernachlässigt. Er blieb fast stets in einem benachbarten Marktflecken, wo er, in Gesellschaft der niedrigsten Art, Tag vor Tag, und Nacht vor Nacht, in Ausschweifungen lebte. Um diese Zeit war er großjährig geworden. Unsere Rechnungen wurden berichtiget, und er völlig sein eig-

ner Herr. Bald war sein Vermögen durchpraßt; er ging fort, und Niemand wußte wohin.“

»Ob mir gleich schon Karls Herabwürdigung um seiner selbst willen leid that, so wurde ich doch noch tiefer durch den sichtbaren Nachtheil, den sein Benehmen auf die Gesundheit und Heiterkeit meiner Tochter hervorbrachte, erschüttert. Lange vorher hatte sie ihn schon nicht mehr sehen, keine Briefe mehr von ihm annehmen wollen; aber dennoch war sein Bild fest eingewachsen in ihr Herz, und sie dachte nur stets an jene Tage, wo er kein andres Glück, als das in ihrem Umgange kannte. Sie würde nie die Heimath verlassen haben, um einem Geliebten zu folgen, dessen Seele mit Lastern befleckt war; aber wo sie nicht mehr achten konnte, hörte sie doch nicht auf zu lieben. Er, dem ihr Herz so ganz vertraut hatte, war ihrer unwerth geworden. So glich sie dem durstigen Wanderer, der da, wo seine Augen ihn mit dem Anblicke frischen Wassers getäuscht hatten, nur heißen Sand findet, und dessen Seele bey der Entdeckung des Betrugs erliegt. — Konnte nicht jeder Anschein von Tugend stets so triegerisch seyn, als er es bey Adamson gewesen war? Konnte nicht jede Liebe eben so schnell schwinden, als die seine? Und da er, der Gespiele ihrer Kindheit — ihr Retter vom Untergange — ihr den Frieden ihres Herzens zerstört hatte, wie konnte sie selbst von der Dauer der Zärtlichkeit eines Vaters überzeugt bleiben? — Diese und ähnliche Gedanken stürmten auf sie ein, und stellten ihr die Welt als einen Aufenthalt dar, aus dem die Hoffnung entflohen sey, und wo nur Verzweiflung hause. Sie vernachlässigte ihre früheren Beschäftigungen, und ich fand sie oft in Thränen. Ihre Kräfte schwanden, und die Spuren innerer Ver-

zehrung, bey des Mädchens hoher Lieblichkeit nur um so beunruhigender, breiteten ihr flüchtiges Roth schon über ihre Wangen.«

»Voll Bekümmerniß befragte ich einen berühmten Arzt, welcher mir offen gestand, daß ärztliche Hülfe hier nichts thun könne, sondern da die Ursache des Uebelbefindens meiner Tochter geistiger Art sey, Zerstreuung ihres Gemüthes allein ihre Genesung befördern könne. Als das beste Mittel dazu, schlug er eine Veränderung unseres Wohnortes vor. Mein Pacht war eben damahls zu Ende, und so kaufte ich dann, auf Anrathen eines Freundes, dieses Haus, das ich bald darauf bezog.«

»Auf Ellen hatte dieser Wechsel den wohlthätigsten Einfluß. In ihrer frühern Heimath hatte sie jeder Gegenstand an ihren unwürdigen Geliebten erinnert, hier rufte die Umgebung ihr nie sein Andenken zurück. Sie konnte auf den Helvellyn blicken, ohne zu erwarten, ihn auf einem von dessen Hügeln zu sehen, und am Ufer der Seen wandern, ohne sich mit dem Versuche zu beschäftigen, in der Gestalt des fernen Fischers die seine zu enträthseln. Ihre Gesundheit ist jetzt ganz wieder hergestellt, und ob sie gleich noch nicht völlig heiter, ist doch ihr Gemüth ruhig, und findet selbst in der stillen und milden Schwermuth, mit welcher sie auf ihre frühere Kümmernisse zurückschaut, einen Genuß.«

»Etwa vor einem Jahre ward ich durch Zufall mit einem benachbarten Edelmann bekannt. Ellen's Benehmen gefiel ihm, und er bath mich um meine Erlaubniß, ihr seine Huldigungen bezeugen zu dürfen. Der Mann war wohlhabend, brav und angenehm, und ich hätte es wohl gern gesehen, daß meine Tochter seine Anträge angenommen, um nach meinem Ableben in ihm einen Beschützer zu erhalten. Als ich aber darüber mit ihr

sprach, rief sie aus: »O mein theurer Vater, quäle mich nicht mit einem Wunsche, den ich Dir unmöglich erfüllen kann! Meine Liebe ist in der Jugend geknickt, sie kann nicht wieder aufblühen. Mein einziger Trost ist der, an Karln zu denken, wie er war, als sein Herz noch unverdorben schlug, und mir vorzustellen, daß meine Seele immer noch mit ihm Eins sey. Erlaube mir, zu bleiben wie ich bin. Laß mich hoffen, daß mein Nahesehn Dir Freude macht, und dann bin ich recht, recht glücklich!« — Unmöglich war es, ihrem Verlangen zu widerstehen, und der Werber ward dankbar zurückgewiesen.«

„Sie sind nun, meine Freunde, mit der Ursache der Schwermuth, die noch manchmahl im Auge meiner Tochter zu lesen ist, bekannt. Nicht wunderbar ist ihre Geschichte; was sie erlebte, erduldeten Tausende: aber unverkennbar war Ihre Theilnahme, und so bitte ich nicht um Vergebung, Sie mit Dingen unterhalten zu haben, die Ihnen ganz unbedeutend scheinen müssen.«

Hier schloß der wackre Alte seine Erzählung, wir dankten ihm herzlich dafür, und gingen nun mit ihm wieder zu seiner Tochter, um den Thee bey dieser zu trinken. Nichts macht uns vertrauter mit einem edlen weiblichen Wesen, als wenn wir die unverdienten Leiden ihres trefflichen Herzens kennen; es ist uns dann ein süßer Genuß, unsre Thränen mit den ihrigen zu mischen. So nahte ich mich denn jetzt Miß Forrester mit der Theilnahme eines alten Freundes, und würde den kaltblütigen Sterblichen verachtet haben, der mir eingewendet hätte, unsre Bekanntschaft sey ja kaum einige Stunden alt.

Der Thee war kaum getrunken, und noch schlug der Re-

gen heftig an die Fenster, als der Bediente mit der Meldung eintrat, daß ein wandernder Musikus vor der Thür stehe, und um Schutz und Schirm für diese Nacht bitte. Mr. Forrester ging hinaus, um mit ihm zu sprechen. Als er wieder kam, sagte er uns, daß er ein Lager für den Bittenden im Nebenhause habe vorrichten lassen, und ihn selbst gebethen habe, wenn er sich in der Küche getrocknet, zu uns in's Sprachzimmer zu kommen, um uns vielleicht durch seine Geschicklichkeit einige Unterhaltung zu gewähren. Bald darauf trat der Fremde selbst ein; entschuldigte sich aber damit, daß seine Violine durch den heftigen Regen so viel gelitten habe, daß keine Saite einen Ton gebe. Er wollte eben in die Küche zurückkehren, als ihn Mr. Forrester, nachdem er uns deßhalb um Erlaubniß gebethen hatte, ersuchte, bey uns zu bleiben. »Ihr Musiker,« sagte er, »seyd die besten Geschichtsforscher unserer Hügel und Thäler, und wenn Sie uns also auch nicht mit Ihrer Tonkunst unterhalten können, so sind Sie vielleicht doch im Stande, uns etwas recht Interessantes zu erzählen.«

Der Fremde, ein junger, kräftiger, doch wie es schien, auf Einem Auge blinder Mann, schien keine große Lust zu haben, die ihm dargebothene Erlaubniß anzunehmen. Nur mit Mühe konnten wir ihn dahin bringen, sich zu setzen, und er sprach fast nichts; auf das, was wir ihn fragten, nur kurz antwortend.

Forrester hatte bereits mit seiner fröhlichen Art indeß ein Paar Liedchen geträllert, als wir auch den Fremden dringend bathen, uns einen Gesang zum Besten zu geben. Er that es, und sang mit einer Empfindung, wie ich selten etwas Aehnliches hörte, das Folgende:

O Mädchen, ob Du hoch von Stand,
Und niedrig ich und klein,
Nicht sey Dein Blick von mir gewandt,
Laß ihn nicht zürnend seyn!

Ich blick' zu Dir, wie zu dem Stern,
Dem Schmuck der dunkeln Nacht;
Zwar ist er von mir, ach! so fern,
Doch mir sein Licht auch lacht.

Und Andre mögen Worte Dir
Und Liebeswerbung weihn,
Es bleicht nur Lieb' die Wange mir,
Mein Seufzer nur ist Dein.

Kaum hatte er geendet, als Miß Forrester, die während des Gesangs unverwandt auf ihn geblickt hatte, ausrief: »Er ist's! er ist's!« und in Ohnmacht auf ihren Sessel sank. Jetzt gerieth Alles in Verwirrung. Lange waren die Anstrengungen, sie wieder zu sich zu bringen, fruchtlos, und als sie endlich die Augen öffnete, und ihr Blick auf den Sänger fiel, kehrte der vorige Zustand fast wieder zurück. Das schnelle Uebelbefinden der Miß, und die wenigen Worte, welche sie gesprochen hatte, ließen mich nicht daran zweifeln, daß der Fremde ihr Geliebter sey. Indeß aber hatte Sorge für die Tochter unsern Wirth verhindert, dieselbe Bemerkung zu machen, bis sich der Fremde an Ellen's Seite ihr zu Füßen warf, und tief bewegt mit bebender Stimme ausrief: »Vergib mir, immer geliebtes, aber doch so tief gekränktes edles Wesen, daß ich es wagte,

mich in Deine Nähe zu drängen. Vergib mir, daß ich mir es nicht versagen konnte, Dir und Deinem Vater wenigstens meine Zerknirschung zu zeigen. O nie, nie könnt Ihr mir wieder die Zuneigung schenken, die ich sonst genoß; aber denkt wenigstens künftig an mich, als einen Reuigen, einen Wiedergekehrten zum Wege der Tugend!«

Eine Aufklärung so zarter Art, wie sie hier nothwendig Statt finden mußte, konnte nicht gut in Gegenwart vor Fremden geschehen. F. — und ich zogen uns daher in's Nebenzimmer zurück, wo wir den Erfolg mit steigender Ungeduld erwarteten. Noch war keine Stunde vorüber, als Mr. Forrester wieder zu uns kam. Adamson hätte, erzählte er uns, zwar noch nicht in's Einzelne seiner Verhältnisse eingehen können; aber ihm doch hinreichende Beweise gegeben, daß er seine jugendlichen Verirrungen innig bereue, und gesonnen sey, wieder ein würdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden. »Ich habe ihn,« fuhr er fort, »mit Ellen allein gelassen, um seinen Frieden mit dieser zu schließen. Gelingt ihm das, und ich hoffe es, denn in ihrem Herzen spricht noch ein mächtiger Anwald für ihn, so wollen wir zu ihm.«

Adamson trat bald darauf selbst in unser Zimmer, und sein Anblick ließ errathen, daß seine Bitte um Verzeihung freundlich erhört worden sey. In der That zeigte sein Aeußeres, wie sein Benehmen einen solchen Unterschied von dem, was er bey seinem ersten Eintreten gewesen war, daß, wenn er mir anderswo begegnet wäre, ich ihn gewiß nicht wieder erkannt haben würde. Die Binde, welche sein Auge deckte, hatte er weggenommen, er zog sich nicht, wie zuvor, scheu vom Licht zurück, und sprach jetzt freymüthig, und mit der Hal-

tung eines Mannes, der den Ton der besseren Gesellschaft gewohnt ist.

Miß Forrester ließ sich entschuldigen, daß sie uns heute nicht mehr sehen könne, und Adamson, welcher wußte, daß unser Wirth uns mit seiner frühern Geschichte bekannt gemacht habe, kam uns selbst mit der Erzählung seiner späteren Abentheuer entgegen.

»Als ich,« so erzählte er, »in Folge meiner Vergehungen, aus dem Hause meines verehrten Freundes gewiesen, und mir aller fernere Umgang mit seiner liebenswürdigen Tochter verbothen worden war, befand ich mich in einem Zustande, dessen Elend Worte nicht schildern. Ich fühlte nun erst ganz den Werth des Glücks, das ich durch meine Thorheit verloren, und die Nichtswürdigkeit der Dinge, die ich mir, statt seiner, erworben hatte. Selbst mitten unter der Herabwürdigung meiner sittlichen Verhältnisse war doch meine Anhänglichkeit an Ellen in gleicher Gluth und Reinheit in meiner Seele geblieben, und sie blühte in meinem Busen, wie eine einzelne Blume in einer weiten, öden Wüste. Nicht selten verließ ich mit Ekel meine elenden Gefährten, stahl mich in's Freye, und blickte bey'm Schimmer des Mondes mit von Thränen überströmenden Augen auf die Wohnung, in der sie lebte. Doch wagte ich es nie, mich in dieses Heiligthum wieder einzudrängen. Ellen ward mir ein höheres Wesen, das man ehrfurchtsvoll in der Ferne anbethen müsse, nicht ein Geschöpf, dem man in Vertraulichkeit sich nähern könne. Aber ob ich dieß gleich fühlte, so waren doch die Ketten des Lasters zu eng um mich geschlungen, als daß ich ihnen hätte entrinnen können. Zwar verachtete ich meine Gefährten; aber dennoch gefielen mir ihre

Schmeicheleyen, die Betheuerungen ihrer Anhänglichkeit zogen mich an, und der Wunsch, meine Oberherrschaft über sie ferner zu behaupten, ließ mich in jeden noch so kostspieligen Plan eingehen, den sie für unsre Zerstreuung erfanden.«

»Nicht lange währte dieß, so ward Armuth mein Loos, und dann verließen mich die, welche bis dahin mir am treuesten ergeben geschienen. In meinen eignen Augen verworfen, geflohen von allen Rechtlichen, und selbst von denen, die meinen Ruin mit herbeygeführt hatten, verspottet, war meine Lage fürchterlich. In diesem Zustande fing ich an, ernstlich in mich zu gehen. Nur eigne Uebereilung, nur eigne Schuld hatte mein Elend geschaffen, und ich beschloß fest, mein Betragen zu ändern. Welche Entbehrungen mir auch bey meiner künftigen Laufbahn bevorstünden, ich war entschieden, jene lieber mit Geduld zu ertragen, als je wieder vom Pfade der Rechtlichkeit abzuweichen. Als ich endlich diesen Entschluß fest in mir aufgenommen hatte, fühlte mein Gemüth sich leichter, ward meine Seele ruhiger, als seit Jahren. Doch mußte ich mich nothwendig aus der Gegend entfernen, wo meine Verirrungen so allgemein bekannt waren, und ich wanderte mithin nach London.«

»In dieser Hauptstadt erntete ich nun die bittern Folgen der Saat meiner frühern Vergehungen. Ob ich gleich eine schöne Hand schrieb, auch mit der Buchhalterey gut bekannt war, wollte man mich doch ohne Zeugnisse nirgends anstellen, und diese mir zu verschaffen, war ich außer Stande. So mußte ich mich endlich als Handlanger bey einem öffentlichen Gebäude anstellen lassen, und ob ich gleich manchmahl unter der Last dieser ungewohnten Arbeiten fast erlag, so hatte doch mein Ge=

wissen aufgehört, mich zu befeinden, und so war ich in der That glücklicher, als damahls, wo ich noch in Wollüsten schwelgte.«

»Mehrere Monathe hindurch lebte ich so, und es schien nun fast gewiß, daß ich mein ganzes Leben fortan in der Einförmigkeit der niedrigsten Handarbeit würde fortschleppen müssen, als ich eines Tages, im Vorübergehn bey einem sehr besuchten Theile der Stadt, ein Taschenbuch fand, das jemand dort verloren haben mußte. Als ich dessen Inhalt untersuchte, zeigten sich mir Banknoten von bedeutendem Werthe. Dieses war eine Versuchung, die meine neuen bessern Grundsätze auf die stärkste Probe stellte, und bekennen will ich es, daß ich einen Augenblick anstand, ob ich die gefundenen Schätze nicht zu meinem eigenen Nutzen verwenden wolle. Hier lag die Wahl zwischen Armuth und Verachtung, oder Reichthum und Ansehn vor mir. Doch, Gott sey Dank, der innere Kampf dauerte nicht lange. Ueberhaupt war Gewinnsucht nie meine Leidenschaft gewesen, und so entschloß ich mich, um so eher das Taschenbuch mit seinem reichen Inhalte an den wahren Eigenthümer zurückzugeben. Kaum hatte ich diesen Vorsatz gefaßt, als die reinste Freude mein ganzes Innres durchströmte. »Ich bin nun Deiner Freundschaft wieder werth, mein zweyter Vater!« so rief ich laut aus, »ich bin nun Deiner Liebe nicht ganz unwürdig, o Du, die ich mehr liebe, als eine Schwester! denn selbst die Versuchung, wieder um Euch zu seyn, hat mich nicht vermocht eine schlechte Handlung zu begehn.«

»Einige Briefe, die das Taschenbuch enthielt, zeigten mir, daß der wahre Eigenthümer derselben Sir William — sey, der vor Kurzem das Erbtheil seines Vaters, Ihres Verpächters, mein theurer Freund, und des meinigen angetreten hatte. Ich

suchte ihn in seiner Wohnung auf, und ward leichter vor ihn gelassen, als ich nach der ärmlichen Kleidung, in welcher ich damahls einherging, hätte erwarten können. Sir William hatte den größten Theil seiner Jünglingsjahre auf einer englischen Universität zugebracht; ich war ihm daher gänzlich unbekannt. Man hatte ihm jedoch gemeldet, daß ich ihn in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünsche, und so nahm er mich mit würdevoller Höflichkeit an. Auf meine Frage, ob er nicht ohnlängst einen Gegenstand von großem Werthe verloren habe, und seine Bejahung darauf, übergab ich ihm sein Taschenbuch.« — »Was darin enthalten ist,« erwiederte er nun, als er es in die Hand nahm, »würde ich nicht leicht haben entbehren können. Ich verehre daher die Rechtlichkeit, mit der Sie es mir zurückgeben, hoch, und dieß um so mehr, da ich nicht voraussetzen darf, daß Ihre Börse besser versorgt ist, als die meine. Hier einstweilen eine Kleinigkeit zum Danke. Kommen Sie morgen wieder, und ich werde es versuchen, diesen Dank sprechender auszudrücken.« Bey diesen Worten legte er mir eine Banknote von fünfzig Pfund in die Hand, und entfernte sich.«

Pünctlich seinem Befehle nachkommend, wartete ich dem Baronet am folgenden Tage wieder auf. Nach einigen andern Gesprächen fragte er mich, ob ich etwas vom Rechnungswesen verstehe. Ich bejahte dieß. — »Das ist sehr gut, entgegnete er, ich habe große Besitzungen in Westindien, und bin mit dem Benehmen meines dortigen Agenten sehr unzufrieden. Wollen Sie diese Stelle annehmen, so können Sie sie mit einem jährlichen Gehalte von dreyhundert Pfund sogleich antreten. Ich werde sie mit den ausführlichsten Instructionen versehen, und

verlange keine Bürgschaft für Ihre Rechtlichkeit, als die, welche mir gestern in so hohem Grade zu Theil worden ist.«

»Dieser Edelmuth rührte mich tief, da ich aber doch noch fürchtete, meine bessern Grundsätze, welche Armuth hervorgerufen hatte, möchten dem Wohlstande wieder unterliegen, so lehnte ich Sir Williams Anerbiethen ab. Ich entdeckte mich ihm ganz, erzählte ihm meine frühere Geschichte, und machte ihn mit meinem vollen Unwerthe bekannt. Er hörte mir mit großer Geduld zu, und entgegnete, als ich endete: — »Alles steht ja besser, als ich hoffte. Ich werde das Glück genießen, dem Sohne eines Mannes, den mein Vater schätzte, einen Dienst zu erzeugen, und nicht nöthig haben, mich Jemand anzuvertrauen, den Unerfahrenheit leicht zu Fehltritten verleiten könnte. Die Treue dessen, der die Bürde des Lasters von sich warf, ist unverdächtiger, als die des Jünglings, der nie strauchelte, weil nie Verführung seinen Pfad schlüpfrig machte.« —

»Vergebens stritt ich noch darüber mit dem edlen Manne, er zwang mich sein Anerbiethen anzunehmen. Wohl versehen von ihm mit allem Nöthigen, und zur Reise ausgerüstet, um mit Anstand in Westindien auftreten zu können, schiffte ich nun bald nach Antigua. Einrichtungen, die ich dort traf, linderten auf der einen Seite das Schicksal der Negersclaven, besserten die Umstände der andern Angestellten, und vermehrten auf der andern die Einkünfte meines Wohlthäters fast um das Doppelte. Mein eigenes Loos, obschon durch die Erinnerung an die Freunde im Vaterlande, deren Achtung ich verloren hatte, verbittert, war außerdem in jeder Hinsicht angenehm, und so sah ich ohne Widerwillen einem sehr langen Aufenthalt in Westindien entgegen. Kaum hatte ich jedoch vier

Jahre dort zugebracht, als Sir William mir schrieb, daß er seine dortigen Besitzungen verkauft habe, und mich daher bitte, nach Europa zurückzukommen, wo ich auf jeden Beweis seiner innigen Freundschaft rechnen könne. Und von dieser habe ich seither die ausgezeichnetsten erhalten. Als ich ankam, war die Pachtung, welche mein Vater vordem über sich gehabt hatte, erledigt. Diese bewilligte der edle Baronet mir unter den vortheilhaftesten Bedingungen, und drang mir das Inventarium auf seine eigenen Unkosten auf, um, wie er sagte, mir damit ein schwaches Kennzeichen des Dankes zu geben, den er mir stets schuldig bleiben werde.«

„Jetzt, auf der Reise, meine Pachtung in Besitz zu nehmen, beschloß ich Sie, mein Vater, in verstellter Kleidung zu besuchen, mich Ihnen aber dießmahl nicht, ja überhaupt nicht eher zu erkennen zu geben, bis selbst diejenigen, die früherhin Zeuge meiner Verirrungen gewesen waren, meine Sinnesänderung billigend anerkannt, und mich dadurch würdiger gemacht hätten, um Ihre und Ihrer Tochter Freundschaft wieder zu bitten. Der Scharfblick meiner einzig geliebten Ellen hat mich gezwungen, diesen Plan aufzugeben, und schon hat sie das himmlische Wort der Vergebung mir zugeflüstert. O versagen auch Sie diese Vergebung dem Reuigen nicht! Mein ganzes Leben soll dem Bestreben gewidmet seyn, Ellen glücklich, Sie zufrieden zu machen. O seyen Sie versichert, daß ich die Qualen des Lasters zu tief empfunden habe, um nicht auf ewig der Tugend Treue zu schwören.«

Da ergriff der alte Mann des Jünglings Hand, und versuchte sein Entzücken zu stammeln. Aber das Wort: »Sohn!“ war das Einzige, daß F. — und ich deutlich hörten, wäh-

rend auch unsern Augen sanfte Thränen des Mitgefühls entquollen.

Am Morgen darauf reisten wir wieder ab, glücklich in der Ueberzeugung, daß Ellen in dem Vereine mit dem Geliebten ihrer ersten Wahl, der nun gereinigt sey in dem Feuer der Trübsal, einem Leben voll der reinsten Wonne und des ungetrübtesten Friedens entgegen sehe.

Theodor Hell.

Kunsthöhe.

Die Menge.

Uns nehmt in Aug', damit wir Euch verstehen,
Wir sind gewiß nicht dumm, allein wir meinen:
Macht's nicht zu hoch!

Dichter.

Ihr Herrn! zu hoch wird scheinen
Der Fußweg selbst, wenn wir im Graben stehen.

Klar sey die Kunst, ich will's Euch zugestehen,
Doch klar wie Demant, klar wie Sonnenscheinen;
Ihr aber glaubt, das sey nicht zu vereinen,
Und Wasser fließe von des Pindus Höhen.

Nicht fragen dürfen wir: wird's Euch gefallen,
Was ich mir da in meinem Innern spinne?
Und ist's dem Vetter recht, und auch der Muhme?

Wie's in uns klingt, so lassen wir's erschallen;
Den Saamen streun wir aus mit gläub'gem Sinne,
Und ist er gut, kommt wohl von selbst die Blume.

Deinhardstein.

Lustspiel.

Kunstrichter.

Ihr, die bey'm Lustspiel uns zu Gast müßt laden,
Schreibt's nur zu lustig nicht, damit sich's schicke:
Ein wenig Leiden, und ein wenig Glücke,
Gewähltes Wort, Rührung in kleinen Graden.

Ein Bischen Witz kann allenfalls nicht schaden,
Doch fein nur, fein; er eben ist die Klippe.
So sprechen wir, Kenner der Aganippe,
Und Richter auch zugleich von Gottes Gnaden!

Publicum.

Hört, Dichter! nicht auf all die tollen Sachen,
Wir fliehn zu Euch in diesem traur'gen Leben,
In Eurer lust'gern Welt uns zu ergehen.

Drum laßt uns nur ihr buntes Treiben sehen!
Wir sind so frey, wenn's uns gefällt, zu lachen,
Und fragen nicht: wird man's uns auch vergeben?

Deinhardstein.

Grün oder Blau.

»Wie soll des Stübchens Farbe werden?« —
Grün, wie seit Jahren, liebe Frau! —
»Da nichts beständig ist auf Erden,
Rieth dießmahl ich zu Himmelblau!« —

Ja, jetzt wohl grünen Flur und Büsche,
Jetzt mag das Grün entbehrlich seyn;
Doch, wo gewinn' ich Lebensfrische,
Wenn jene fallen und verschneyn? —

»Wie? sollte sie nicht auch beleben
Die Aetherbläue, zart und mild?
Vom Erdenthal und Himmel geben
Die blauen Wänd' manch reitzend Bild.

Des Bächleins klare Wellen blauen,
Das silbern erst durch Epheu bricht,
Und in den reinen Spiegel schauen,
Selbst blau, gleich ihm, Vergißmeinnicht.

Vergäßest du auch der Cyanen,
Die Flora webt durch Aehrengold;
So denke, daß durch Azurbahnen
Sie selbst, die goldne Sonne, rollt.

Mag Nordwind durch die Wälder sausen,
Der blätterlose Baum verschneyn;
Mag Sturmgewölk sich ballen draußen —
Um Dich wird immer Himmel seyn!« —

Du weißt die Sache gut zu führen,
Und immer Recht behält die Frau.
Nicht — blaue Augen zu berühren,
So war doch — Gellerts Hecht auch blau!

Zwar möcht' ich lieber Grün — indessen
Gescheh' Dein Wille, holdes Kind!
Wie könnt' ich, seh' ich Dich, vergessen,
Daß in dem Himmel Engel sind?

Fr. Kind.

Maria Magdala, keine Büßerin.

Zu einem Bilde.

In stilldunkler Felsengrotte,
Andachtsvoll in sich geschmiegt,
Knieet vor dem Kreuzesgotte
Magdala; ein Lächeln fliegt
Ueber ihr Gesicht in Thränen,
Voll von überird'schem Sehnen.

Soll sie ihre Schönheitsfülle
Geißeln nur in Asch' und Staub?
Nein, ihr Herz hat Ruh' und Stille,
Ist nicht mehr des Vorwurfs Raub.
Die vom rechten Weg Verirrte
Fand gar bald der gute Hirte.

Gleich erkannte sie mit Schmerzen
Ihrer Sünde Unrecht hell,
Und Er sah in ihrem Herzen,
Einen schönen Liebesquell,

Der, geläutert nur vom Schlamme,
Spiegel wird der reinsten Flamme.

Und ihr Glück sind nun die Lehren
Aus des Meisters hohem Mund,
Und der Saame treibt bald Aehren
In des weichen Herzens Grund,
Wärmste Schülerin der Wahrheit,
Lebt sie nur in Lieb' und Klarheit.

Hinter ihr liegt das Bereuen
Und Bejammern ihrer Schuld:
Sicher ist sie vom Verzeihen —
Mehr noch — von des Himmels Huld.
Denn, zur Freundin aufgenommen,
Haben sie die reinsten Frommen.

An der Heilandsmutter Seite,
In der Jünger heil'gem Kreis
Geht sie in des Herrn Geleite:
Ja, ihr Herz ist rein und weiß,
Und, von Qual und Angst geschieden,
Labt sie Gottes süßer Frieden.

Mit der Hehresten der Frauen,
Mit dem Jünger hochgeliebt,
Darf den Herrn sie sterbend schauen,
Schmerzzerrissen, todtbetrübt;
Darf mit denen Ihn bestatten,
Welche Ihn am liebsten hatten.

Wallt dann zu den Felsengrüften,
Wo ihr treuer Meister ruht,
Sieht darin, aus Himmelslüften
Engel, licht, wie Morgengluth.
Die die Jünger selbst nicht fanden,
Künden ihr: Er ist erstanden!

Ach, und als der Unerkannte
Selber sichtbar vor sie trat,
Sie so hold: Maria! nannte,
Wie Er stets im Leben that —
Stammelnd kann sie, Ihm zu Füßen,
Kaum: Rabuni! noch Ihn grüßen.

Was, nach solcher Wonn' und Schmerzen,
Kann die Welt noch für sie seyn?
Nur Erinnerung im Herzen
Flüchtet sie in Wüsteneyn,
Wo sie liebesehnend weinet,
Bis der Tod dem Herrn sie einet.

Therese v. Artner.

An Emma.

Hell wird's um mich. Ist dir's mein Geist gelungen,
Den Ausgang aus den dunklen Irrgewinden
Des Erdenwandelns glücklich früh zu finden?
Hast du zu höherm Seyn dich aufgeschwungen?

Von Wunsch, Entsagung, Lieb' und Qual umschlungen,
Sah schnell ich meines Lenzes Blüthe schwinden;
Doch höhres Leben seh' ich sich entzünden,
Und mich wie aus der Knospe neu gedrungen.

Wem dank' ich's? Dir, der Unschuld reiner Engel!
Der sich mich freundlich wollte hier gesellen;
Des Lichtes Bahn wies mir dein Liljenstengel.

„Rein mußt du lieben“ sprachst du, »und entsagen,
Kein Sinnendrang darf deinen Busen schwellen,
Dann wird des Friedens Welt dir himmlisch tagen.«

R. Walther.

Die Grotte in Adelsberg.

Wo von dem öden Gipfel in Ruin
Die Burg zerfiel, die sich im Aether thürmte, *)
Wo noch zum alten Horst die Adler ziehn,
Der seit Jahrhunderten sie nährte, schirmte; **)

*) Der Weg zu dieser merkwürdigen Grottenreihe, worüber Valvasor (Ehre des Herzogthums Krain) und Gruber (hydrographische Briefe aus Krain) umständliche Beschreibungen liefern, führt von Adelsberg aus an einem hohen, nur unterhalb durch einige neue Culturen angebauten Berge hin, auf dem noch einige Gemäuer der ehemahls nicht unberühmten Burg Adelsberg vorhanden sind.

**) Man hält dafür, der ursprüngliche Name des Orts und der Burg sey: Adlersberg, wegen der vielen dort horstenden Adler.

Da glänzt die Grotte, wunderbar erhellt
In graden Richtungen, in Flammenbögen
Als ob Dämone einer Feuerwelt
Hier weilten, und dort auf- und niederzögen.

Entlang des Flusses, der im Dunkeln schweift,
Daß erst nach Meilen er das Licht erblicke, *)
Bedeckt den Abgrund, jäher abgeteuft,
Im Höhlenvorgrund eine Doppelbrücke.

Tief drunter rauscht es in dem Wogenfall,
Hoch droben zieht sich fort im weißlich gelben
Gebäude, gleich gediegenem Kristall,
Der Säle Reih' in magischen Gewölben.

Da wirkt in ihrem einsamen Gebieth
Still die Natur, doch stets nach gleichen Normen;
Den Tropfen wandelt sie zum Stalaktit,
Aus diesem wechselndes Gebild zu formen.

Denn, wie im Tropfen aus der Berge Dach
Sich senkend, und aus ungesehnen Spalten,
Die Säule wächst, verändern allgemach
In Größ' und Umfang sich die Felsgestalten.

---

*) Die Poigk fällt innerhalb der Grotte, deren einen Theil sie durchströmt, in die Tiefe, und kommt, erst unfern der nächsten Poststation, Planina, wieder zum Vorschein.

Erkannt in Mitteln, unerkannt im Ziel,
    Weiß die Natur bey'm Widerstreit der Maßen
Stein und Gewässer wie zum leichten Spiel
    Zu trennen, und verbunden aufzufaßen.

Sie läßt mit der Gesteine weißem Flor
    Die »Säulenreihen« wolkengleich verhängen;
Es wächst die „Traube« unter'm Blatt hervor,
    Die »Palme« scheint der Schuppenast zu zwängen. *)

Ein »Thron« erhebt sich dort im Flimmerglanz,
    Hier ladet, Durst'ge täuschend, zur Erfrischung
Ein „Born«; es blüht »der Garten Ferdinands« **)
    In tausend Stauden wunderbarer Mischung.

Und wo die Schöpfung selbst im Nachtgefild
    Des Höhlenabgrunds laut den Schöpfer predigt,
Steht »der Altar« und das »Madonnenbild,«
    Und eine »Kanzel,« nie fürs Herz erledigt.

---

*) Die Stalaktiten bilden zuweilen einen weißen, dünnen, fast durchsichtigen Flor, der sich um das festere Gestein wie Wolkenvorhänge schlingt; die Trauben, Palmen, der Thron, der Altar, das Madonnenbild, die Kanzel u. s. f. sind ohne gewaltsame Anstrengung der Einbildungskraft zu erkennen.

**) Eine nicht unbedeutende Grotte gleicht einem mit mannigfachen Stauden und niedrigen Gewächsen angebauten Garten; sie wird, nach dem Namen Sr. kaiserl. Hoheit des Erbprinzen von Oestreich, »der Garten Ferdinands,« benennt.

Erinnrung auch blieb nicht dem Herzen fern;
Denn trog mein Blick nicht, glänzte in der Weihe,
Die sie erschuf, ein wohlverwandter Stern —
Das Sinnbild der Beständigkeit und Treue. *)

Er glänzte über dieser Feuerwelt
Zugleich bewohnt von Gnomen und Najaden;
So wird das Dunkel freundlich oft erhellt!
So beut die Treue Ariadne's Faden!

Ermuthigt schreitet drum des Wandrers Fuß,
Durchkreuzend all die seltnen Irrgewinde,
Bis zu der Höhle, wo der Wallfahrt Schluß
Ihn mahnt, daß schwerlich Höheres er finde.

Dort öffnet sich, entdeckt durch neuern Fleiß,
Die weiteste und herrlichste der Hallen;
Ein Kampfheld möchte dort »Turnier« im Kreis
Der Ritter halten und der Kronvasallen. **)

---

*) Die schätzbare Vorsorge und Erinnerung einiger unvergeßlichen Bekannten in Triest hatte die Beleuchtung der Grotte und zugleich die Veranstaltung angeordnet, daß ein, dem Dichternamen des Verfassers entsprechendes Sternbild in der Höhe der Grotte die Reisenden überraschte.

**) Die erst vor einiger Zeit entdeckte und zugänglich gewordene Turnierhöhle ist die umfänglichste und schönste unter allen. Hier schließt sich gewöhnlich die Wandrung der Beschauenden, obwohl bis an das Ende der Grotten eine fast eben so große Weite als die zurückgelegte bevor-

Und all der Höhlen Labyrinthenbau
In Wechselstrahlen, tausendfarb'gem Glimmer!
Das Alabasterweiß zum Lazurblau!
Rubinenbläſſe zu Demantenſchimmer!

Was gilt das Menſchenwerk, die Fürſtenpracht,
Wo du, Natur, du Unerforſchte, walteſt
In ſtiller Größe, unermeßner Macht,
Alltäglich wirkeſt, und doch nie veralteſt!

Arthur vom Nordſtern.

ſtünde; aber nur ſelten wird wegen der oft gefährlichen Gänge, und da das Geſehene einige Stunden Zeit erheiſcht, der ohnehin noch nicht zweifelloſe Endpunkt der Grotte aufgeſucht.

Unerfüllte Weissagung.

An K. B.

(Im Jahre 1803.)

Daß er des reinen Feuers Gluth bewahre,
Tritt, aus des Tempelhaines dunkler Stille,
Das Haupt, die Brust bedeckt mit weißer Hülle,
Der fromme Priester bethend zum Altare.

Wie Göttliches mit Irdischem sich paare,
Und durch das Weltall dringt der Gottheit Fülle,
Erspäht er dort, damit der höchste Wille,
Durch ihn dem Volk sich herrlich offenbare!

Rein sind dir, Jüngling, Geist, Gemüth und Sinne,
Geläutert hast du dich in stiller Demuth,
So offenbart sich dir die heil'ge Kunde!

Ich blick' auf dich mit Freud' und hoher Wehmuth;
Vollende Bruder, was ich schwach beginne:
Das Evangelium vom neuen Bunde! —

F. L. Z. Werner.

Der Meister.

(Im April 1807.)

Wer ist der Große? — Dem in dem Gemüthe
Der Gottheit Funke hell und herrlich brennt!
Denn von des Lichtes Urquell ungetrennt,
Ist Er der Allmacht Spiegel und der Güte.

In Demuth strebend: daß Er rein behüthe,
Was ewig sein, und was die Welt nicht kennt,
Ist Liebe seines Wesens Element,
Und all sein Thun der Schönheit Frucht und Blüthe! —

Soll nun ein Solcher laut das Heil verkünden;
(Ein Marterthum! — Denn still sich zu verklären
Liebt, welche wohnt in Ihm, des Lichtes Kraft!) —

So — mag durch Reingluth Er die Welt entzünden,
Mag Er sie lenken durch den Gang der Sphären,
Wir ahnden Gott und nennen's: Meisterschaft! —

F. L. Z. Werner.

Inhalt.

Seite

Aus der Officin des Verlegers.

(Papier von J. G. Uffenheimer in Wien.)

